Bakchen und Thyrsosträger.

Bakchen und Thyrsosträger

Roman

von

August Niemann

Zweiter Band

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1882

Erstes Kapitel.

Läßt die Tugend sich lernen?

Wenn man auch nach Mekka triebe
Christus Esel, würd' er nicht
Dadurch besser abgericht',
Sondern stets ein Esel bliebe.

Am Tage nach dem Geburtstagsfest des alten Freiherrn von Lovendal, demselben Tage, an welchem Amadeus den Ritt auf der Stute des Prinzen von Parolignac machte, fand ein Abendfest beim Millionär Irrwisch statt, zu welchem zahlreiche Gesellschaft geladen war.

Das große schöne Haus mit seinen prachtvollen Treppenfluchten, den weiten Korridoren und glänzenden Empfangsräumen strahlte in vollster Herrlichkeit, und Frau Irrwisch selbst hatte ihr Lieblingszimmer verlassen und das neue, geschmacklose, sehr lebhaft in die Welt hineinschreiende Gesellschaftskleid angezogen. Sie befand

sich jedoch nicht wohl. Schon seit mehreren Wochen war sie in sehr finsterer Stimmung, noch weit träger und mürrischer als sonst. Der Hausarzt hatte ihr ein Seebad angeraten, und sie hatte infolge dessen Scheindl kommen lassen, um mit ihr ein Badekostüm anzufertigen. Aber es war in Irrwischs Familie öffentliches Geheimnis, daß Frau Rahel niemals weder in das Seebad, noch an einen andern entlegenen Ort reisen, sondern wie bisher trübselig zu Hause hocken und fortfahren werde, vielen Kaffee zu trinken und schweren Kuchen sowie allerhand sonstige fette Speisen zu genießen, welche ihr vor ihrer Taufe verboten gewesen waren und welche, wie der Arzt behauptete, nicht ohne Einfluß auf ihre Verdauungsorgane waren.

Sylvia glich einer Fee. Sie war in lichtblaue, mit Silber durchwebte Seide gekleidet. Das Gewand war der augenblicklich herrschenden Mode gemäß sehr eng um die schlanke Gestalt zusammengezogen und hatte eine lange Schleppe, was ihr sehr gut stand. Ein heller Schmuck von Silber-Filigran und Diamanten zierte ihre wohlgeformten Arme, Hals und Haar.

Ihr Bräutigam fand sie sehr schön, als er sie so sah, und alle Welt flüsterte sich zu, daß man nicht leicht ein Paar finden könne, welches so ausgezeichnet zu einander passe, als diese beiden jungen, gut gewachsenen, bildhübschen Leute, Eduard Frank und Sylvia.

Sind Sie bei Lovendal gewesen? fragte Herr Irrwisch den jungen Architekten.

Jawohl, gleich heute Morgen, erwiderte er.

Und das Resultat?

Die Götter wissen es, sagte Eduard mit seiner gewöhnlichen offenen und lächelnden Miene. Ich muß gestehen, ich finde die Lovendalsche Villa nicht allein stilvoll durchgeführt, reich dekorirt und im besten baulichen Zustande, sondern auch durchaus zweckmäßig angelegt. Ich wünschte, ich hätte sie gebaut, und ich begreife nicht, was der alte Herr an dem Gebäude auszusetzen hat.

Haben Sie ihm das gesagt? fragte Herr Irrwisch in spitzem Tone.

Gewiß, entgegnete Eduard in der einfachsten Weise.

Herr Irrwisch machte ein ironisches Gesicht. Mein Herr Schwiegersohn in spe, sagte er, die Gelegenheit trägt all ihr Haar an der Stirn und ist hinten kahl. Wer sie vorbeiläßt, hat keine Aussicht mehr, sie wieder zu fangen.

Damit wandte er sich ab, um Gäste zu begrüßen.

Sylvia richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Bräutigam. Papa ist so reizbar, du solltest doch recht vorsichtig sein, ihn nicht zu verletzen, Eduard, sagte sie. Er hat so viele wichtige Geschäfte, besonders in der letzten Zeit scheint er ganz überbürdet zu sein und ist sichtlich abgespannt und nervös. Trotzdem hat er bei

dem alten Herrn von Lovendal in deinem Interesse gehandelt, und nun hast du seine gute Absicht durchkreuzt.

Frau Rahel stand in der Nähe, hatte diese Worte vernommen und betrachtete das Brautpaar mit satirischem Auge, so daß sie in diesem Moment ihrem Bruder, dem Dr. Stahlhardt, auffallend ähnlich sah. Ehe noch Eduard etwas erwiedern konnte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und forderte ihn auf, sie durch den Saal zu führen.

Sie sind wohl sehr verliebt in Sylvia? fragte sie in ihrer formlosen Art und Weise.

Ei, sie ist doch meine Braut, entgegnete Eduard, welcher die Wunderlichkeiten seiner zukünftigen Schwiegermutter kannte.

Damit ist noch nicht viel gesagt, versetzte Frau Rahel mit langsamem und verdrießlichem Tone. Alle die bunten Puppen, die hier heute Abend herumgehen, sind Braut gewesen oder sind es jetzt oder wollen es werden. Ob sie aber alle von einem ehrlichen Herzen wahrhaft geliebt werden, von einem Herzen, wie Sie es haben, Eduard, — das ist die Frage.

Was wollen Sie damit sagen, liebe Mama? fragte er, etwas beunruhigt.

Nichts, entgegnete sie. Mich schmerzt der Kopf und ich habe allerhand schwarze Gedanken. Ich kann die großen Gesellschaften nicht ausstehen. Die Leute zertreten die Teppiche, machen Flecke in das Weißzeug,

trinken den Keller leer und moquiren sich nachher über den, der so dumm war, sie einzuladen. Bringen Sie mich in das kleine Zimmer dort, Eduard, und erzählen Sie mir etwas von den Ausgrabungen. Sie können Sylvia später noch genug genießen.

So langweilig es für Eduard war, er gab dem Wunsche nach und erzählte im Nebenzimmer des Tanzsaals, wo jetzt die Musik begann, von Schliemann und Humann. Er hatte Mitleid mit der Frau, die sich offenbar sehr unglücklich fühlte, und freute sich, ihr einen Gefallen thun zu können. Doch beschäftigte seinen Geist nebenbei die eigentümliche Manier, mit welcher Frau Rahel heute, wie schon mehrmals vorher, von seinem Verhältnis zu Sylvia gesprochen hatte. Es schien ihm so, als wollte sie ihn vor der Herrschsucht seiner Braut warnen, als wollte sie ihm zu verstehen geben, er möge auf seiner Hut sein, daß Sylvia ihn nicht ganz zu ihrem Sklaven mache. Er konnte sich selbst nicht recht klar machen, was er von Frau Rahels Äußerungen halten sollte, und umsoweniger, als es ihm doch unglaublich und gegen alles Herkommen verstoßend erschien, daß eine Mutter gegen das Interesse ihrer eigenen Tochter handeln sollte.

Bei alledem hatte gerade heute Sylvias Bemerkung über sein Benehmen gegen ihren Vater ihm eine Mißstimmung gegen sie eingeflößt. Es war das wieder

dasselbe Lied, welches sie im Tiergarten gesungen hatte. Man wollte ihm zumuten, seine künstlerische Überzeugung zu verleugnen, um Geld zu machen; er sollte seinen Charakter ändern um des Mammons willen.

Er dachte heute Abend, es müsse doch sehr angenehm sein, eine Frau zu haben, welche weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Schwestern, weder Reichtum noch Ehrgeiz besitze, eine Frau, welche nichts habe als Liebe zu ihrem Mann.

Unwillkürlich trat hierbei das Bild der schönen Waise vor sein inneres Auge. Er hatte viel an Betty denken müssen. Wieder gesehen hatte er sie nicht. Sie war nach Kürbisdorf abgereist und hatte nichts von sich hören lassen. Ob es ihr dort wohl gut erging? Sie war so anspruchslos und dankbar! Seiner Braut hatte er nichts von dem kleinen Abenteuer erzählt, indem er hierin dem Rate seiner Freundin, der Frau Lehmann, folgte.

Währenddessen ward im Saale getanzt, und in den übrigen Gemächern bildeten sich nach Neigung und Lebensalter verschiedene Zirkel. Viele namhafte Leute, darunter Abgeordnete, Künstler, Gelehrte befanden sich unter der großen Zahl der Gäste.

In der Berliner Gesellschaft ist noch jener alte Ruf ernster Interessen und hoher Bildung eine Wahrheit, jener Ruf, der die verstandesscharfe Hauptstadt von

Alters her auszeichnet, und so fand sich auch, während die junge Welt den Tanzsaal bevölkerte, in dem entlegensten Zimmer der langen Flucht ein Kreis von älteren Herren und Damen im Gespräch über die herrschenden Fragen der Kunst, der Wissenschaft und der Politik zusammen.

Auch Dr. Stahlhardt hatte sich hierher zurückgezogen. Er liebte die Geselligkeit, konnte stundenlang von einem Winkel aus dem Treiben ruhig zusehen, war aber besonders ein Freund von Gesprächen mit den Koryphäen der Wissenschaft, deshalb kam er gern zu den Festlichkeiten im Hause seines Schwagers.

Die Hauptperson in dem stillen Zimmer war diesen Abend ein berühmter Anthropologe, Universitäts-Professor, und dieser sagte, als sich das Gespräch auf die von ihm in Asien angestellten ethnologischen Forschungen und die Schädel verschiedener Rassen wandte, mit einem mitleidigen Lächeln zum Dr. Stahlhardt, er hätte mit einer gewissen Rührung vernommen, daß die längst für tot gehaltene Phrenologie in ihm einen Vertreter gefunden habe.

Es war nämlich Stahlhardts phrenologisches Werk vor kurzem erschienen.

Sie halten, wie es mir scheint, nicht viel von der Phrenologie, sagte der alte Gelehrte.

Der Professor zuckte die Achseln. Die Sache hat ja

eine gewisse Bedeutung, erwiederte er, und es ist nicht zu leugnen, daß die stark entwickelte Stirn auf bedeutenden Verstand schließen läßt, wie der hohe Oberkopf auf das Überwiegen der Gemütsinne. Das wußte man seit lange. Aber es ist doch wohl nur unbewiesene Hypothese, wenn man weiter geht. Es fehlt der Phrenologie eben die wissenschaftliche Begründung.

Und haben Sie in meinem Buche die wissenschaftliche Begründung nicht gefunden? fragte Dr. Stahlhardt.

Ich muß gestehen, daß ich noch nicht dazu kam, es zu lesen, weiß auch nicht, ob meine streng wissenschaftliche Thätigkeit mir die Zeit dazu lassen wird. Die Phrenologie kann niemals eine Wissenschaft werden, denn wenn wir annehmen wollten, daß die Eigenschaften des Menschen ihm angeboren wären, müßten wir unsern Strafkodex, unsre Erziehungsmethode, kurz so ziemlich alle unsre Institutionen umändern. Was bliebe denn von den schönsten Früchten unsrer Kultur übrig, wenn wirklich der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, also die Aufgabe der Volkserziehung, dem einen angeboren wäre, dem andern nicht? Diese phrenologischen Phantasien lassen sich gar nicht ernstlich diskutiren.

Sie meinen also, daß der Charakter des tüchtigen Staatsbürgers Gegenstand der Erziehung sei und sich lernen lasse? fragte Dr. Stahlhardt in nachdenklicher Weise.

Natürlich! entgegnete der Professor nachdrücklich. Daran kann man doch wohl nicht zweifeln.

Da ist die Pädagogik allerdings eine schöne Kunst, sagte der Alte. Ich will nicht verhehlen, daß ich es bis jetzt bezweifelt habe, doch wenn eine solche Autorität, wenn ein Fürst der Wissenschaft sich dafür erklärt, muß es wohl so sein, und ich muß es glauben.

Der berühmte Gelehrte heftete einen geringschätzigen Blick auf ihn.

Es ist mir aufgefallen, fuhr Dr. Stahlhardt ruhig fort, daß neulich, als der Plan vorlag, ein Parlamentshaus zu bauen, die Architekten zu einer Konkurrenz aufgefordert wurden, denn es schien mir daraus hervorzugehen, daß man den Bau jemand übertragen will, der sich gründlich darauf versteht.

Der Anthropologe sah ihn verwundert an, Dr. Stahlhardt aber ließ sich nicht irre machen.

Auch scheint es mir bemerkenswert zu sein, sagte er, daß man zum Kommando der Kriegsschiffe Männer nimmt, die den Seedienst gelernt haben, wie man die Regimenter von Offizieren befehligen läßt, die den Kriegsdienst gelernt haben, während es allgemeinen Anstoß erregen und lächerlich erscheinen würde, wenn etwa ein Professor zum Admiral oder ein Advokat zum Obersten der Kavallerie ernannt würde.

Wie so? fragte der Professor.

O, sagte der Alte, ich führe das nur deshalb an, weil ich auf der andern Seite sehe, daß in Angelegenheiten der Verwaltung und Regierung des Staates jedermann, der Lust hat, im Reichstage auftritt, mag er Professor, Landwirt, Advokat, Handwerker, Dichter oder Arzt sein, während kein Mensch daran Anstoß nimmt oder es lächerlich findet, daß Leute, welche die Verwaltung und Regierung des Staates nicht gelernt haben, sie doch ausüben.

Das klingt ja so, als wollten Sie den Parlamentarismus lächerlich machen, warf der Professor ein.

Ei, wo denken Sie hin! sagte Dr. Stahlhardt. Ich will nur darauf hinweisen, daß es die allgemeine Ansicht ist, die Befähigung zur Volksvertretung, also der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, brauche nicht erlernt zu werden, sondern sei angeboren, so daß ich also durchaus nicht allein stehe mit meiner Meinung. Sogar die größten Männer der Geschichte, nicht nur das Volk, geben mir thatsächlich Recht. Denn ich habe nie gehört, daß sie ihre Söhne in dem hätten unterrichten lassen, worin sie selbst groß waren, nämlich im Charakter. Ja, man ist mit Recht erstaunt, wenn einmal ein Sohn seinem großen Vater an Charaktergröße gleichkommt, denn nur zu häufig findet man, daß die großen Männer unbedeutende Söhne haben. Denken Sie an das alte Sprichwort: Heroum filii noxae. Wie freilich auch oft nichts-

würdige Väter Söhne haben, welche musterhafte und großartige Staatsbürger sind.

Mein Bester, sagte der Anthropologe, Sie verwechseln da wohl die Begriffe. Die hervorragenden Genies kann man freilich nicht als Produkte der Erziehung, wenigstens nicht im engern Sinne, betrachten. Von denen habe ich auch nicht gesprochen, sondern nur von jenen Eigenschaften, die einem jeden guten Staatsbürger zukommen: Ehrenhaftigkeit, echte Sittlichkeit, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und dergleichen; und die lassen sich allerdings lernen, die sind in ihrer Gesamtheit ein Produkt der Erziehung.

Der Professor warf sich bei diesen Worten in die Brust, denn er kam auf sein Lieblingsthema, und hielt einen langen Vortrag, in welchem er entwickelte, daß der Kampf ums Dasein den Menschen zu dem gemacht habe, was er sei. Während die Natur alle Arten der Tiere mit den ihnen eigentümlichen Schutz- und Hilfsmitteln zur Erhaltung und Fortpflanzung ausgerüstet habe, habe sie dem Menschen als Entgelt für so vieles ihm Mangelnde einen kostbaren Ersatz in der Vernunft gegeben, und diese habe er allmählich ausgebildet und sie, fortschreitend in der Erkenntnis, gebraucht, um sich aus anfänglich wilden und gesetzlosen Zuständen, wie noch jetzt entlegene unglückliche Völkerstämme sie zeigten, zu Sitte und Kultur hindurchzuarbeiten.

Wie aber kommt es nun, so schloß er, daß — wie es den Anschein hat — oft ein ausgezeichneter, rechtschaffener Vater einen wahren Taugenichts von Sohn hat, und daß auch der umgekehrte Fall eintritt? Diese Erscheinung beruht gewissermaßen auf einer optischen Täuschung, indem uns der richtige Maßstab der Vergleichung nicht immer zur Hand ist. Deshalb sind Sie auch auf die Idee verfallen, im Reichstage redeten und regierten Leute, welche von den Angelegenheiten des Staates nichts verstünden. Es ist das eine unfreiwillige Selbsttäuschung über die Bedeutung unsrer Kultur.

Glauben Sie mir, lieber Doktor, ein Mensch, der Ihnen jetzt bei uns als unwissend oder gar als ein vollendeter Taugenichts erscheint, hier, wo allgemeine Bildung und Sittlichkeit herrschen, der würde Ihnen wohl, wenn Sie ihm in Afrika unter den Kaffern oder auch in Afghanistan begegneten, als ein wahrer Mustermensch, als der Ausbund aller Tugenden erscheinen. Ich vermute, mein lieber Doktor, Sie würden sich, wenn Sie sich bei der Gesandtschaft des Majors Cavagnari in Kabul, oder bei der Eskorte des Prinzen Louis Napoleon im Zululande befunden hätten, lebhaft nach einer Umgebung gesehnt haben, die aus den Sittenlosesten der hiesigen Menschen zusammengesetzt gewesen wäre. Aber Sie sind verwöhnt, weil hier im gebildeten Deutschland eben alle sittlich sind, und Sie glauben auch nur deshalb, es gäbe

keinen Lehrer der Charaktertüchtigkeit, weil hier eben alle Menschen, insofern sie schon einigermaßen erwachsen und verständig sind, in höherem oder niedrigerem Maße solche Lehrer sind. Sie könnten mit ebendemselben Rechte behaupten, die deutsche Sprache könnte man nicht lernen oder lehren, weil Sie nämlich unter lauter Deutschen leben, die nicht mehr nötig haben, deutsch sprechen zu lernen und gewissermaßen alle selbst Lehrer der deutschen Sprache sind, obwohl sie natürlich wiederum alle noch in ihrer eigenen Muttersprache lernen können. Man muß eben gründlich untersuchen, fein unterscheiden und nicht auf den bloßen Schein hin paradoxe Behauptungen aufstellen und verfechten.

Ich bin wirklich dankbar für die empfangene Belehrung, sagte Dr. Stahlhardt in seiner natürlichen und ruhigen Weise, doch mit einem sarkastischen Zucken um den Mund, denn in der That war ich bis jetzt noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß es menschliche Sorgfalt sei, wodurch die Guten gut werden. Auch sehe ich nun gleich ein Beispiel vor Augen, welche schöne Sache es um unsern Fortschritt ist. Wie weit hat er uns doch in der Einsicht gebracht seit jenen finstern Zeiten, in denen Pindar sang: „Angeborene Geisteskraft nur schafft herrliche Thaten. Wer am Erlernten hängt, der dämmernde Mann, unsichern Schrittes immer schwankt er hin und her," und wo der Dichter Theognis sagte:

Ließe Vernunft sich machen und sich einpflanzen dem Manne,
Großen und herrlichen Preis trügen die Lehrer davon.
Nimmer aus tüchtigem Stamm wüchs' ein verdorbener Sohn,
Folgt er verständigen Reden. Doch nimmer wirst durch Belehrung
Einen schlechten du je machen zum tüchtigen Mann.

Aber ich möchte mir doch noch eine kleine Frage, über eine wahre Kleinigkeit, erlauben, deren Beantwortung mich ganz aufhellen wird. Sie meinten, mein verehrtester Herr Professor, ich hätte die Begriffe verwechselt, indem ich vom Genie sprach. Wie ist es denn nur mit dem Genie? Daß die Charaktertüchtigkeit gelernt wird, haben Sie gar trefflich bewiesen, aber woher kommt denn das Genie, von dem Sie sagen, daß es nicht Gegenstand des Unterrichts sein könne?

Ich verstehe recht gut, daß Sie ironisch sprechen wollen, sagte der Professor, indem eine Röte des Ärgers über sein Gesicht zog, aber ich will in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes die Sache ernster nehmen, als Sie zu thun belieben. Gelernt wird das Genie allerdings auch, denn woher sollte ein Mensch es haben, wenn er es nicht gelernt hätte? Nur ist es nicht Gegenstand des Lernens im engern Sinne. Es ist eben nichts andres als das Resultat günstiger äußerer Umstände, welche die menschliche Denkfähigkeit in exceptioneller Weise beeinflußt haben. Schon von der Stunde seiner Geburt an, sobald es an das Licht tritt, ist das

Kind den mannichfaltigsten Eindrücken der Außenwelt ausgesetzt. Ein Meer von Schwingungen des Lichtes, des Schalls, von Gerüchen, von Berührungen, umgiebt seine noch ganz frischen und empfänglichen Sinne. Wir können uns keine deutliche Vorstellung von dem Einfluß und der Gewalt dieser Eindrücke machen, da wir selbst längst abgehärtet sind, und da wir am Kinde ja ihre Wirkung mit den bisherigen Hilfsmitteln der Wissenschaft nur wenig beobachten können. Aber wir müssen uns doch bei reiflicher Reflexion gestehen, daß es so ist. Ohne daß das Kind es merkt, während es ruhig schläft, während es trinkt, während seine noch ausdruckslosen Augen in die Welt hineinstarren, wirkt die Welt auf seine Sinne mit einer unberechenbaren Gewalt. Wer könnte ermessen, in welcher Weise diese wundervolle Entwicklung innerer und äußerer Naturkräfte vor sich geht? Vielleicht ist es gerade dieser Sonnenstrahl, der, durch einen Krystall gebrochen, oder auf einem goldenen Gefäß zitternd, durch das Auge des Säuglings in sein Gehirn trifft und dort ein Organ anregt, das, sich nun weiter entfaltend, einen Rafael aus dem Kinde macht. Vielleicht ist es gerade diese Melodie, die, aus der Ferne vom Klavier der Mutter her tönend, einen Beethoven oder Mozart bildet, indem sie das der Kunst der Töne gewidmete Organ im Gehirn zur Entfaltung bringt. Das ist alles so fein, so unberechenbar und entzieht sich bis

jetzt noch so vollständig unsrer exakten wissenschaftlichen Beobachtung, daß wir keine speziellen Regeln darüber aufstellen können, aber gewiß ist, daß überhaupt auf diesem Wege, durch die ersten kindlichen Eindrücke, der Charakter sich bildet, und daß deshalb der allerhöchste Wert darauf gelegt werden muß, dem Kinde vom ersten Tage seines Lebens an nur gute und veredelnde Eindrücke zukommen zu lassen und alles Häßliche, Widrige, sowie Ausbrüche der Leidenschaft bei den umgebenden erwachsenen Personen ihm fern zu halten. Und ist nicht das auch eine Erziehung? Ist es nicht gerade der allerwichtigste Teil derselben? Ja ich behaupte: die Erziehung des Kindes in seinen ersten Tagen, Wochen, Monaten und Jahren ist noch einflußreicher als die Erziehung von der schulpflichtigen Zeit an, weil sich der eigentliche Charakter des Kindes schon in dieser ersten Zeit bildet.

Ich sollte fast meinen, wenn ich Sie so reden und Organe im Gehirn erwähnen höre, Sie wären ein verkappter Phrenologe, sagte Dr. Stahlhardt.

Durchaus nicht! Ich nehme natürlich Organe jeder Fähigkeit an; doch hat das nichts mit der Phrenologie zu schaffen.

Merkwürdig sagte der Alte. Nun denn, wenn ich Sie recht verstanden habe, so sind es also die äußern Eindrücke, die den Charakter bilden. Günstige Umstände lassen dabei ein Genie entstehen, weniger günstige einen

mittelmäßigen Mann, ungünstige einen schlechten Mann. Und durch die Sinne teilt sich Ihrer Meinung nach alles mit, was den Menschen bildet.

Natürlich, sagte der Anthropologe. Wodurch wollen Sie denn, daß der Mensch in sich aufnimmt, wenn nicht durch die Sinne?

Das Auge ist der schärfste unsrer Sinne, doch wird die Weisheit nicht damit erblickt, sagte Dr. Stahlhardt lächelnd.

Was meinen Sie denn, mein wohlweiser Herr? fragte der Professor. Woher hat denn Ihrer überlegenen Meinung nach der Mensch jene Eigenschaften, die ihn zu einem zivilisirten Staatsbürger oder gar zu einem Genie machen? Fliegen sie ihm etwa an, im Augenblick, wo er geboren wird, oder bei welcher Gelegenheit fallen sie vom Himmel auf ihn herunter?

Ja, mein Verehrtester, sagte Dr. Stahlhardt, das ist eine schwere Frage. Sie reden doch von jenen schönen Eigenschaften Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Sittlichkeit, die wir allesamt mit dem einzigen Worte Tugend zusammenfassen können, und die meiner Meinung nach das Genie nur in höherem Maße, nicht aber in andrer Weise besitzt als andre Menschen. Woher nun die Tugend dem Menschen kommt, wenn ich das sagen könnte, da wäre ich allerdings ein wohlweiser Mann. Ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß, kann aber

auch beteuern, daß es mir nie eingefallen ist, zu behaupten, ich wüßte es. Ich beschränke mich ganz darauf zu sagen, was jeder Unwissende sagen kann, nämlich, daß es die Gnade Gottes ist, die dem Menschen Tugend verleiht, und daß Gott sie giebt, wem er will, nach seinem unerforschlichen Ratschluß. Doch hat er wohl mit diesem seinem köstlichen Geschenk zu keiner Zeit gegen seine Menschen zurückgehalten, sondern es seinen Lieblingen unter den alten Völkern, ja auch unter den uralten Stämmen mit derselben Gnade verliehen wie jetzt. Wenigstens lehrt auch die historische Erfahrung sowohl wie der Denkschluß, daß menschliche Tugend immer dieselbe gewesen ist und zu keiner Zeit und unter keinen Verhältnissen etwas andres gewesen ist als Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Freilich ist es auch wohl von Anfang an so gewesen wie jetzt, daß nämlich, wie Sokrates sagt, der Thyrsosträger zwar viele sind, der Bakchen aber nur wenige, oder, wie Christus sagt, viele berufen sind, wenige aber nur auserwählt.

So wäre denn alles, was Menschen je gelernt und gelehrt haben, umsonst? So wäre alle Wissenschaft und Kultur ohne Wert? So gäbe es keinen Fortschritt und wir thäten besser, nichts zu lernen, da ja doch das Gute beliebig von oben herunterfällt? Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück? fragte der Professor.

Sollte es nicht klüger sein, ehe wir den Mund so voll nehmen, zu untersuchen, worin denn eigentlich das Lernen besteht? fragte jener dagegen. Ich glaube, wenn wir erst das eingesehen haben, werden wir auch sehen, was wir lernen können.

Nun gut, sagte der Professor, so lassen Sie uns hören, was Sie unter Lernen verstehen.

Ihre Meinung war doch, sagte Dr. Stahlhardt, daß wir die Begriffe der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Gleichheit und so weiter in unserm Gehirn infolge der Wahrnehmungen konstruirten, welche wir mittels unsrer Sinne machten, indem wir nämlich gerechte Handlungen, schöne oder gleiche Gegenstände beobachteten und uns darnach Ideen bildeten.

Ganz recht, sagte der Professor, auf andre Weise ist es nicht möglich, denn die Sinne sind unsre einzige Vermittlung mit der Außenwelt.

Bleiben wir beispielsweise jetzt bei dem Begriff der Gleichheit stehen, fuhr Dr. Stahlhardt fort. Wir haben also diesen Begriff erhalten, indem wir gleiche Dinge sehen, etwa gleiche Bäume, gleiche Steine, gleiche Tiere und so weiter.

Ganz recht.

Diese gleichen Dinge können nun unter Umständen auch ungleich erscheinen. Selbst solche, die sich in hohem Maße gleich sind, wie etwa zwei Meterstäbe, können

sehr ungleich aussehen, wenn der eine auf fünf Schritt, der andre auf fünfzig Schritt Entfernung aufgestellt wird.

Gewiß, sagte der Professor, und es läßt sich sogar, abgesehen von scheinbaren Ungleichheiten, behaupten, daß es absolut gleiche Dinge gar nicht giebt. Ein größerer oder geringerer Unterschied findet sich immer, und selbst die beiden Meterstäbe, nebeneinander beobachtet, werden stets eine minimale Differenz in der Länge ergeben.

Sehr schön, sagte der andre. Wie ist es nun aber mit dem Begriff der Gleichheit? Können wir uns wohl vorstellen, daß es Umstände gäbe, unter welchen sie selbst ungleich sei? Ist unser Gehirn imstande, den Begriff der Gleichheit als Ungleichheit aufzufassen?

Entschieden nicht. Der vollkommene Widerspruch ist undenkbar, für Weise wie für Thoren, wie auch Mephistopheles meinte.

Also ist die Gleichheit an sich wohl etwas andres als die gleichen Gegenstände, obwohl diese uns jenen Begriff zum Bewußtsein gebracht haben.

Sicherlich.

Wie aber kommt es, daß wir doch den Begriff der absoluten Gleichheit gelernt haben, obwohl die Dinge, durch welche wir ihn lernten, selbst nicht absolut gleich sind?

Das kommt dadurch, sagte der Professor, daß wir Schlüsse ziehen können. Sowohl die Ähnlichkeit der Dinge unter sich als auch ihre Unähnlichkeit macht uns

aufmerksam auf das, was sie Gleiches, wie auch auf das, was sie Ungleiches haben. So können wir sehr wohl eben durch das, was einem Gegenstande abgeht, auf dessen ideale Vollkommenheit gelenkt werden. Ich kann zum Beispiel, wenn ich ein Porträt sehe, dessen Mängel bemerken und doch, wenn es nicht gar zu schlecht ist, die Person erkennen, welche es darstellt; ich kann mir sagen, das ist gleich und das ist ungleich, und aus solcher Vergleichung den Begriff absoluter Gleichheit lernen, indem ich mir sage: so müßte es sein, um vollkommen dem Originale gleich zu sein.

Aber wenn Sie die Person nicht gekannt haben, welche das Porträt darstellt, dann können Sie über seine Ähnlichkeit nicht urteilen, sagte Dr. Stahlhardt.

Diese Bemerkung ist wohl überflüssig. Was ich nicht gesehen habe, kann ich nicht wiedererkennen, das versteht sich von selbst.

Wie? fragte der Alte, unter keiner Bedingung können Sie über die Ähnlichkeit eines Bildes urteilen, wenn Sie das Original nicht vorher gesehen haben?

Nein, sicher nicht. Eine bestimmte Erinnerung muß ich haben, sonst tappt jede Vergleichung im Dunkeln.

Ich dachte doch, Sie könnten Schlüsse ziehen. Könnten Sie denn nicht bei genauer und sorgfältiger Betrachtung des Porträts schließen, wie das Original aussieht?

Mein Bester, ich verstehe nicht, warum Sie auf

diesem Punkte so sehr beharren. Es ist doch ganz klar, daß die Vergleichung zweier Dinge deren Kenntnis voraussetzt. Von der Ähnlichkeit eines Bildes kann ich doch nur insofern sprechen, als es dessen Übereinstimmung mit den Zügen des Originals betrifft. Folglich muß ich doch das Original vor Augen oder deutlich in der Erinnerung haben, um über die Ähnlichkeit des Bildes urteilen zu können.

Nun, ich bin vollständig Ihrer Meinung, sagte Dr. Stahlhardt lächelnd. Gesetzt also, Sie hätten das Original deutlich in der Erinnerung, urteilten über die Ähnlichkeit des Bildes und fänden, daß es dem Original in hohem Maße gliche, nur mit den kleinen Mängeln, die von menschlichen Schöpfungen einmal unzertrennlich sind, würden Sie da wohl, indem Sie diese Vergleichung anstellten, etwas andres thun, als die Gleichheit zweier Gegenstände mit der absoluten Gleichheit vergleichen?

Wie so? fragte der Professor zögernd.

Wir hatten uns doch darüber verständigt, antwortete der Alte, daß die Gleichheit etwas andres sei als die gleichen Gegenstände, indem letztere nämlich zwar so sein wollten wie erstere, aber doch nicht absolut gleich sein könnten, die Gleichheit selbst aber vollkommen. Wo immer ich also wahrnehme, daß zwei Gegenstände sich relativ gleich sind, kann ich es doch nur dadurch, daß ich ihre Gleichheit mit dem an sich Gleichen vergleiche.

Ganz recht.

Sie sagten aber selbst, daß die Vergleichung zweier Dinge deren Kenntnis voraussetzt. Wenn ich nun irgend eine Gleichheit mit der Gleichheit an sich vergleiche, so muß ich diese selbst vor Augen oder doch eine deutliche Erinnerung von ihr haben. Mit andern Worten: der Begriff der Gleichheit muß notwendig jeder Beobachtung von Gegenständen hinsichtlich ihrer Gleichheit vorausgegangen sein. Keine noch so sorgfältige Betrachtung zweier Gegenstände kann uns zu dem Schlusse führen, sie seien einander durch Gleichheit näher oder ferner stehend, wenn die Kenntnis der Gleichheit nicht vorausgegangen ist.

Nun gut, ich muß den Begriff der Gleichheit erfaßt haben, ehe ich Dinge hinsichtlich ihrer Gleichheit prüfe. Ich muß ihn eben auch gelernt haben. Was weiter?

Wann fangen wir nun an, die Dinge hinsichtlich ihrer Gleichheit zu prüfen? fragte Dr. Stahlhardt.

Nun, sehr früh, sobald sich der Verstand entwickelt.

Ich glaube auch, es geschieht schon sehr früh, sagte der Alte. Wenn ich nicht irre, fängt es in dem Augenblicke unsrer Geburt an. Wir müssen also den Begriff der Gleichheit schon vorher bekommen haben.

Vor unsrer Geburt?

Vor unsrer Geburt, sagte der Alte ruhig.

Das ist extravagant, sagte der Professor. Ich

werde nie zugeben, daß wir irgendwelche Kenntnisse vor unsrer Geburt hatten.

Sie sagten aber doch, erwiederte Dr. Stahlhardt, daß wir den Begriff der Gleichheit erfaßt haben müßten, ehe wir Vergleichungen anstellten.

Das habe ich zugegeben, aber von der Geburt an werden auch nicht Vergleichungen angestellt. Das erste Schreien, das erste Verlangen nach Nahrung, die erste Unterscheidung von Licht und Dunkel sind animale, instinktive Regungen.

Das ist einerlei, sagte Dr. Stahlhardt. Nennen sie es, wie Sie wollen. Denn Sie selbst sagten vorhin, daß wir von unsrer Geburt an lernten, wiesen auf den Sonnenstrahl und den Ton hin, der in der Seele des Kindes bestimmte Fähigkeiten weckte. Und das ist ja auch gewiß, daß die Sinne der einzige Weg sind, auf dem uns die Begriffe zum Bewußtsein kommen. Aber welchen Zeitpunkt wir auch als denjenigen annehmen wollen, zu welchem wir zuerst etwas Schönes sahen, etwas Gleiches oder Ungleiches beobachteten oder eine gute That bemerkten, einmal muß doch das erste Mal gewesen sein, mag es nun am ersten oder zweiten Tage oder im ersten oder zweiten Jahre des kindlichen Lebens gewesen sein. Notwendig muß aber dieser ersten Wahrnehmung die Kenntnis der Schönheit oder der Gleichheit oder der Gerechtigkeit vorhergegangen sein, sonst

könnte das Bewußtwerden nicht eintreten. Darum ist dieses selbst nichts andres als eben eine Erinnerung. Denn so wenig wie Sie die Ähnlichkeit des Bildes beurteilen konnten, ohne sich des Originals zu erinnern, ebensowenig können Sie etwas schön finden, ohne sich der Schönheit, oder etwas gerecht finden, ohne sich der Gerechtigkeit, oder etwas gleich finden, ohne sich der Gleichheit zu erinnern, die Sie vor Ihrer Geburt kennen gelernt haben.

Das heißt, Sie rechnen alle abstrakten Begriffe zu den aprioristischen. Wie aber, wenn ich sage, diese Begriffe bekommen wir im Augenblicke der Geburt?

Dann frage ich Sie: Wann haben wir sie denn verloren?

Wann wir sie verloren haben?

Ja, denn Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß wir sie besäßen. Wenn wir sie besäßen, brauchten wir ja nicht zu lernen. Denn was hätten wir wohl zu lernen, wenn wir die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Weisheit, die Tugend kännten? Nein, wir besitzen diese Kenntnis nicht, sondern wir müssen sie lernen. Dies Lernen aber ist nichts andres als ein Wiedererinnern, weil die Wahrnehmungen durch unsre Sinne uns in die Erinnerung zurückrufen, was wir ehedem wußten, aber durch das Einkleiden in einen Körper vergessen haben. Und die, welche recht gründlich vergessen haben, das

sind die klugen, praktischen Leute, die sich von Kindheit an verständig benehmen, es zu Reichtümern und Ehren bringen und in der Wissenschaft schnell berühmt werden. Wenig Erinnerung an die himmlische Heimat stört sie in ihrem irdischen Streben. Die aber noch ein deutliches Bild der göttlichen Schönheit und Weisheit in ihrer Seele tragen, und es nicht vergessen können, daß der Himmel ihre Heimat ist, obwohl sie in das schwere Fleisch gekleidet sind, die können sich hier unten nicht gut zurechtfinden, benehmen sich thöricht und werden nicht verstanden. Das sind die Künstler, Dichter und Denker, mit einem Worte: das Genie.

Der Professor dachte bei sich, dieser alte Kahlkopf sei ein unangenehmer Mensch. Mein Bester, sagte er, Sie haben uns die alte platonische Phantasie, daß die Seele von Ewigkeit zu Ewigkeit lebe, zum Besten gegeben, aber ich sollte doch meinen, die wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit hätten derartige Hirngespinnste längst beseitigt.

Als Pantagruel auf seiner Seefahrt im Frühling an das Eismeer gelangte, erwiederte Dr. Stahlhardt, da hörte man in der Luft allerhand Lärm, Rufe und Worte, ohne jemand zu sehen, der sie gesprochen haben könnte. Und der Steuermann erklärte, es sei im vergangenen Winter eine große Schlacht zwischen den Nordlandsvölkern geschlagen worden, die Rufe der Kämpfenden aber und der Lärm der Schlacht seien bei der strengen

Kälte gefroren und würden erst jetzt hörbar, wo das warme Wetter sie aufthauen lasse. Da meinte Pantagruel, diese Töne glichen der Lehre Platons, und schon Antiphanes habe gesagt, Platons Lehre sei den Worten ähnlich, welche in gewissen Gegenden, zu strenger Winterszeit gesprochen, von der Kälte erstarrten und gefrören, so daß sie nicht gehört würden. Was Platon den Jungen lehre, werde von diesen erst notdürftig verstanden werden wenn sie alt geworden seien.

In diesem Augenblicke machte sich eine Stille bemerklich, die den frohen Lärm des Festes jäh unterbrach. Die Tanzmusik hörte auf, es war ein Fragen und Flüstern, das bis in die letzten Zimmer sich fortpflanzte.

Auch der Kreis, welcher das lange Gespräch zwischen dem berühmten Anthropologen und dem Dr. Stahlhardt so geduldig angehört hatte, erhob sich, und man ging in den Tanzsaal, um sich nach der Ursache der Störung zu erkundigen.

Da stürzte Frau Clara Stahlhardt ihrem Manne entgegen und rief mit hochroten Wangen: Amadeus ist mit dem Pferde gestürzt und hat den Hals gebrochen. — Dann raunte sie ihm ins Ohr: Wir und Irrwischs sind die nächsten Erben.

Zweites Kapitel.

Ein schwankendes Rohr.

. . . Er ist nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebessert, in sich selbst zurück.

Leutnant Stahlhardt war mit der einen Hälfte seines Herzens glücklich, aber in der andern Hälfte trieben die Sorgen ihr Wesen. Glücklich war er darüber, daß die Sängerin Chepa de Molini sich ihm gnädig zeigte, aber besorgt war er darüber, daß seine Schulden immer größere Dimensionen annahmen.

Seit dem Abend, wo er, und er hauptsächlich, den wütenden Araber abgehalten hatte, der Spanierin ein Leid zuzufügen, schlang sich das Band näherer Bekanntschaft um ihn und die Schöne. Er genoß oft die Freude, sie in ihrer Häuslichkeit zu sehen und die reizenden Tonstücke, mit denen sie das große Publikum beglücken wollte, vorher schon in ihrem Salon zu hören. Alfons

war musikverständig. Er konnte mit ihr ein sachgemäßes Wort über ihre Kunst und deren Effekte reden. Sie behandelte ihn fast wie einen Kollegen. Er konnte sie sogar auf dem Flügel begleiten, wenn sie sich übte, und sie verdankte seinem Rat manche Feinheit des Vortrags. Alfons hatte einen guten Geschmack und viel Sinn für das Theater. Auch in der Angelegenheit des Halsbandes gab Alfons ihr guten Rat. Sie nahm infolge dessen einen Rechtsanwalt an und blieb den Beschuldigungen des fremden Dragomans gegenüber einfach auf der Behauptung, daß sie von nichts wisse, hielt jedoch ihre Verhandlungen mit dem Rechtsanwalt selbst vor Alfons geheim. Dem Dragoman ward es sehr verübelt, daß er einen solchen Skandal provozirt hatte. Mitglieder von Botschaften mußten sich doppelt hüten, irgendwelchen Anstoß durch ihr Benehmen zu erregen, da sie die Ehre ihres Vaterlandes in der Fremde zu repräsentiren hatten. Er ward schon nach Verlauf einer ziemlich kurzen Zeit abberufen und nach Washington geschickt, und die Leute, welche ihn kannten, waren zu der Annahme geneigt, der klimatische Wechsel, dem er vielfach unterworfen gewesen war, habe ungünstigen Einfluß auf sein Gehirn ausgeübt.

Was die Sennorita selbst über die Sache dachte, war von ihr nicht zu erfahren, denn sie und ihre spanische Dienerin bewahrten darüber ein absolutes Stillschweigen und ergingen sich, wenn von der Angelegenheit die Rede

war, nur in Ausbrüchen der Entrüstung über den Araber. Auch ihre Verwandtschaft mit den Lovendals schien der Sennorita unbekannt zu sein, und wenn der arme Amadeus hierin scharfsichtiger gewesen war, so kam das daher, daß ihm vieles aus der Vergangenheit bekannt war, was das unwissende, wilde cubanische Kind niemals erfahren hatte, so daß für ihn die Aussage des Arabers das Gepräge voller Wahrheit trug. Chepa ihrerseits erwähnte den Namen Lovendal niemals, sondern blieb dabei, sie sei eine geborene de Molini aus Barcelona, und ihre Papiere stimmten damit überein.

Alfons schenkte ihr vollen Glauben, und wie hätte das anders sein können, da er sie liebte!

Nur bereitete ihm diese Liebe, so hold sie ihm lächelte, viele höchst prosaische Verlegenheiten, und er knirschte mit den Zähnen, wenn er den hohen Schwung seines Herzens gelähmt sah durch das Gewicht trivialer Bedenken. Er war von allen Anbetern der Sängerin der begünstigtste, aber er mußte, um ihr Anbeter sein zu können, dieselbe Lebensweise führen, welche die Sängerin und ihr Kreis führten. Es waren aber lauter reiche Leute, welche ihr den Hof machten, und diejenigen unter ihnen, welche es nicht wirklich waren, gaben sich wenigstens den Anschein, reich zu sein, indem sie sich in ihren Ausgaben durchaus nicht genirten. Man speiste in dem teuern Hotel, in welchem die Sängerin wohnte, man

soupirte in den teuersten Restaurants; Champagner, Bouquets, Wagen, Theaterplätze waren Dinge, die gar nicht in Frage kamen, sondern als erste Lebensbedürfnisse sich ebenso von selbst verstanden wie die Luft, welche man atmete. Überlegt wurden erst ganz andre Dinge. Die Verehrer der Sängerin konnten nicht umhin, zu bemerken, daß ihr solche Beweise der Hochachtung die größte Freude machten, welche bleibenden Wert besaßen. Selbst die schönsten und elegantesten Bouquets hatten in ihren Augen noch einen ganz besondern Reiz, wenn sie in ihrem Innern ein Armband, eine Brosche, ein Medaillon oder sonst ein zartes Andenken bargen, an welchem sich edle Steine anbringen ließen.

Alfons konnte sich von solchen Aufmerksamkeiten nicht ganz ausschließen. Er fürchtete, sein Ansehen würde darunter leiden. Er war kein Prinz. Der Prinz von Parolignac schenkte der Sängerin niemals etwas, aber für ihn war es auch nicht notwendig. Alles was er that, war immer vom höchsten Chic, und daß er überhaupt hie und da im Gefolge der Sängerin erschien, war schon die höchste Ehre für sie. Aber die andern waren in andrer Lage, sie gehörten in die große Heerde, und wenn sie sich nicht durch Vergoldung auszeichneten, konnten sie unmöglich von der Masse unterschieden werden. Alfons sah mit Schrecken, daß er in acht Wochen seiner Höflingsschaft bei der Spanierin mehr

Geld ausgegeben habe, wie er an Gage in zwei Jahren einzunehmen hatte.

Man zitirte seinen Namen in der guten Gesellschaft — das war etwas. Wenn man von eleganten Leuten sprach, die zur Blüte der feinen Welt gehörten, so ward der Name des Leutnants Stahlhardt neben denen des Prinzen von Parolignac, des Grafen von Lichtenhain und des Freiherrn von Aberwitz genannt. Wenn man in kirchlich gesinnten Kreisen von Weltkindern sprach, die durch ihre Frivolität göttliche und menschliche Gesetze verletzten, so war sein Name mit unter denen, welche man als böse Beispiele aufführte, so daß sie das Herz der unschuldigen jungen Mädchen vor Neugier pochen machten. Das gewährte Alfons unstreitig eine hohe Befriedigung, aber es würde ihm ein noch viel reineres Vergnügen gemacht haben, wenn er jemanden gekannt hätte, der seine Schulden für ihn hätte bezahlen wollen.

Als er eines Morgens um sechs Uhr in der Frühe nach Hause kam, rief ihn sein Vater, der zeitig aufzustehen pflegte, in sein Studirzimmer. Er folgte mit einem etwas unbehaglichen Gefühl. Er hatte es immer lästig gefunden, bei seinen Eltern zu wohnen, aber es brachte doch große Vorteile mit sich.

Nun, mein lieber Alfons, sagte Dr. Stahlhardt, du bist jetzt wohl ein recht glücklicher Mensch.

Wie meinst du das? fragte Alfons.

Nun, du amüsirst dich doch offenbar sehr gut, da du auch noch die Nacht zu Hilfe nimmst.

Es war eine kleine Tanzgesellschaft, die bis drei Uhr dauerte, und nachher saß noch ein Kreis von Bekannten bei einem Glase Bier zusammen, und ich konnte mich nicht ausschließen, ohne unkameradschaftlich zu erscheinen.

Ei, mein lieber Freund, entgegnete der Alte, du brauchst dich durchaus nicht zu entschuldigen. Ich verdenke es dir gar nicht, daß du das Leben genießest. Ein jeder sucht sich das Dasein möglichst angenehm zu machen, und ich selbst muß dir gestehen, wenn es mir mehr Freude machte, nachts zu tanzen und zu trinken als zu schlafen, so thäte ich es auch.

Alfons lächelte, aber in etwas gezwungener Weise. Er traute dem Frieden nicht.

Der Geschmack ist so sehr verschieden, fuhr der Alte ruhig fort. Viele Menschen haben nur Sinn für Vergnügungen, andre nur für Arbeit und Studiren, und auch mit dem Lebensalter wechselt der Geschmack, so daß oft derjenige der fleißigste Arbeiter wird, der in seiner Jugend am tollsten lebte. Was aber das Ende von dem allen ist, das kann niemand sagen, und wenn man mit einigem Vorwand von Recht die Vergnügungssüchtigen Narren und die Arbeiter Weise nennen wollte, so könnte ich doch mit Salomo entgegnen, daß es dem

einen geht wie dem andern, dem Weisen nicht besser als dem Thoren.

Cum grano salis genommen ist das sicher wahr, bemerkte Alfons, indem er nachdenklich das Kinn auf den Degenknopf stützte.

Wie so cum grano salis? fragte der Vater.

Nun, ich denke, so buchstäblich würdest du den Satz wohl nicht verteidigen wollen. Das Schicksal würfelt die Menschen freilich bunt genug zusammen, und oft genug geht es den Tugendhaftesten höchst elend. Aber ob ein Mensch mit oder ohne Gebrauch seiner Vernunft lebt, macht doch wohl einen Unterschied.

Inwiefern denn?

Ich muß offen gestehen, lieber Vater, das genau zu expliziren, ist mir gerade dir gegenüber der Kopf heute Morgen nicht klar genug. Es kommt mir auch etwas komisch vor, daß ich dir gegenüber den Nutzen der Vernunft erklären soll. Aber auf jeden Fall möchte ich dich bitten, nicht zu denken, daß ich in Vergnügungen ganz aufginge. Wenn ich durch eine ernsthafte Arbeit irgend etwas zu erreichen hoffen könnte, würde ich sie sicher thun. Aber es ist ja ganz einerlei, was ich anfange, vorausgesetzt, daß ich meinen Dienst thue, und da nehme ich eben an Amüsements mit, was sich bietet.

Ich glaube auch gar nicht, daß du in Vergnügungen aufgehst, denn ich weiß recht wohl, daß du auf der

Kriegsakademie schon hinreichend mit ernsthafter Arbeit beschäftigt wirst, und ich denke nur, daß du deine übrige Zeit dazu verwendest, dir durch angenehme Zerstreuungen Heiterkeit, Frische und Elastizität des Geistes zu verschaffen, wodurch das Leben verschönt wird.

Ja, das ist wahr, antwortete Alfons, aber ich versichere dir nochmals, daß es mir lieber wäre, wenn ich auch diese übrige Zeit zu nutzbringenden Arbeiten verwenden könnte. Dächte ich, etwas damit erreichen zu können, so würde ich die Nacht durch lieber arbeiten als schwärmen.

Ei, mein Sohn, sagte der Alte, da handeltest du sehr thöricht! Was würdest du besseres erreichen können als Zufriedenheit und Frohsinn? Aller Erfolg in der Welt kann dir das nicht geben.

Und giebt mir denn das Schwärmen, geben mir die Vergnügungen Zufriedenheit und Frohsinn? fragte der Sohn bitter.

Ich sollte doch denken, erwiederte der Vater, denn weshalb lebtest du sonst so, wie du lebst? Niemand zwingt dich doch, dich zu amüsiren!

Alfons kannte seinen Vater viel zu genau, um dessen wahre Meinung nicht recht gut zu verstehen. Er merkte wohl, daß sein Vater der Ansicht war, des Sohnes Lebensweise sei diesem selbst am meisten nachteilig und deshalb thöricht. Er hatte zu verschiedenen Malen in

der letzten Zeit den prüfenden Blick des Vaters auf seinem blassen und nachdenklichen Gesicht ruhen verspürt. Und da ihn nichts zum Widerspruch reizte, da ihm kein Vorwurf gemacht wurde, drang ihm die verborgene Wahrheit lebhaft ins Bewußtsein.

Er mußte sich sagen, daß er durchaus nicht zufrieden und durchaus nicht heiter sei. Er war zu Zeiten lustig, ausgelassen, aber ruhige Heiterkeit war ein Seelenzustand, den er nicht mehr besaß.

Er seufzte und schwieg.

Sein Vater erhob sich, trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Es war eine solche Freundlichkeit in seiner Art und Weise, daß Alfons nach seiner andern Hand haschte, sie zärtlich drückte und dem Vater mit ganzer Offenheit in das Gesicht sah. Und als dieser ihm nun sagte, daß er genug Erfahrung im Leben habe, um sich in die Seele junger Leute mit kleiner Einnahme aber großer Lebenslust hineindenken zu können, da gestand ihm Alfons, daß eine drückende Last auf ihm liege, eine erhebliche Überschreitung seines Etats.

Wahrhaftig, sagte er, wenn ich das Glück erlebte, daß mir meine Schulden abgenommen würden, so wollte ich ein ganz neues Leben anfangen. Mich amüsiren ja Bälle und Theater und alles das gar nicht so sehr. Ich könnte recht gut ohne das leben, wenn ich mich nur

so ganz frei wüßte. Ich mag dir freilich nicht zumuten, so viel für mich zu bezahlen, aber wenn du mir helfen könntest, einen Ausweg zu finden, so wäre ich dir sehr dankbar. Ich würde nie wieder Schulden machen.

Mir fällt da die Geschichte vom weisen Memnon ein, sagte der Alte. Voltaire erzählt sie. Ich bin nun gerade kein unbedingter Anhänger Voltaires. Der untere Teil seiner Stirn war schwach entwickelt, aber man kann doch sehr viel von ihm lernen. Diese kleine Erzählung vom weisen Memnon hat mir gut gefallen. Er war ein reicher, blühender junger Mann und nahm sich eines Morgens fest vor, niemals in seinem Leben eine Thorheit zu begehen, damit er immer glücklich wäre. Im Laufe desselben Tages begegneten ihm allerhand Dinge, die dem Besten passiren können, und als er abends zu Bette ging, war er betrunken, bei Hofe verhöhnt, hatte sein ganzes Vermögen verloren und dazu ein Auge eingebüßt.

Alfons lächelte. Die Geschichte vom weisen Memnon machte ihn guter Laune, da er sich nach diesem Beispiele sagen konnte, daß ihm selbst auch nur begegnet sei, was dem Besten passiren könne. Er teilte seinem Vater die ganze Summe seiner Schulden mit und gab ihm ein Bild seiner Lage, sowohl hinsichtlich seiner Hoffnungen als auch seiner Befürchtungen. Nur seine Neigung für die spanische Sängerin überging er mit

Stillschweigen als etwas Nebensächliches und Unnötiges zu der Beichte.

Sein Vater hörte den Bericht an und machte dann den Sohn mit sanften Worten auf das Bedenkliche seines Schuldenmachens aufmerksam. Die Summe war so groß, daß sie von den Eltern nicht bezahlt werden konnte, ohne ihnen einen beträchtlichen Zinsverlust zuzufügen, der sich bei der laufenden Einnahme fühlbar machen mußte. Schlimmer aber noch mußten die Nachteile für den Sohn selbst sein, der nicht nur sein künftiges Erbteil verminderte, sondern auch sich an ein leichtsinniges Wirtschaften gewöhnte, an der Integrität des moralischen Charakters einbüßte und sich Neigungen hingab, die ihm verderblich werden mußten.

Es steht in meiner Macht, dich ganz frei und quitt zu machen, schloß er, aber ich habe keine Garantie, daß das für immer sein wird, so lange du in einer Stellung bleibst, die dir immer wieder dieselben Verführungen bringen wird. Ich weiß, es giebt viele Offiziere, die so festen Charakters sind, daß sie mit ihrer Gage und einem kleinen Zuschuß auskommen, und ich will durchaus nicht behaupten, ein Offizier könne nicht umhin, Schulden zu machen, aber ich kenne dich, Alfons, du bist nicht der Mann, der genug Selbstbeschränkung und Härte hat, um fest zu bleiben. Es sind in dir mehrere Anlagen, die, an sich gut, doch für dich gefährlich werden,

weil sie dich verlocken, über das hinauszublicken, was dir als deine Aufgabe angewiesen ist.

Ich bin in einer schwierigen Lage, sagte Alfons unmutig. Mit schmalen Mitteln soll ich chevaleresk auftreten!

Warum bist du Offizier geworden? Ich war dagegen.

Bin ich schlechter als andre? fragte Alfons mit blitzenden Augen. Soll es eine Wahrheit sein, daß niemand als Gentleman auftreten könne, dessen Großmutter nicht schon eine echte Dame war? Ich begegne oft genug, bei den Kameraden und in der ganzen Gesellschaft, einer gewissen Kälte. Ich für meine Person will den Schachergeist vergessen machen, womit die Juden schließlich das ganze deutsche Volk anstecken und moralisch untergraben.

Mein lieber Sohn, du redest, wie du es verstehst und freilich redest du nicht thörichter als alle die Herren, welche jetzt den Juden am liebsten die Schuld an allen unsern gesellschaftlichen Krankheiten beimessen. Aber du redest eben auch nicht klüger. Meinst du nicht, daß das erst einen gediegenen Mann ausmacht, daß seinen Worten ein vernünftiger Sinn zu Grunde liegt?

Gewiß meine ich das, und ich wüßte wahrhaftig nicht, inwiefern der vernünftige Sinn meiner Worte anzuzweifeln wäre.

Wenn ich das Wort „Volk“ höre, wie es ganz allgemein gebraucht wird, entgegnete der alte Gelehrte, da ist es mir immer verwunderlich, daß so selten jemand auf die Idee kommt, sich klar zu machen, was es bedeutet. Wie könnte man nun wohl verlangen, daß jemand die Gründe der Zustände eines Volkes erkenne, der nicht einmal weiß, was das Volk ist und welches sein Zustand! Die Staatsmänner, die Politiker, die Abgeordneten, die Rechtslehrer, die Historiker, alle haben immer nur die Handvoll Menschen im Auge, welche genug Geld haben, um überall die hübschen Häuser zu bewohnen und in angenehmer Abwechslung von der Promenade zum Diner, vom Diner in das Theater und vom Theater zum Souper zu gehen, diese Handvoll der Wohlhabenden, welche überall zu sehen sind und sich durch ihre Beweglichkeit vervielfältigen, so daß sie sich gegenseitig über ihre geringe Anzahl täuschen. Was ist denn die Geschichte, die gelehrt und gelernt wird? Es ist die Geschichte der obern Zehntausend, und die Monarchien, Oligarchien, Republiken und Demokratien beziehen sich immer nur auf diese, aber vom Schicksal der überwältigenden Masse des Volkes, welches die Nahrung schafft und die Schlachten schlägt, davon ist niemals die Rede. Es giebt, so viel mir bekannt ist, nur einen einzigen Staatsmann, der hierin eine Ausnahme macht, indem er wirklich erkannt hat, was das

Volk ist. Das ist Bismarck. Deshalb verstehen ihn auch die Leute nicht, wenn er vom Volke redet.

Und doch, warf ihm Alfons ein, sind gerade diejenigen Parteien, welche dem Reichskanzler opponiren, darauf bedacht, dem Volk in deinem Sinne, also die armen Stände eingeschlossen, aufs gründlichste zu helfen, indem sie ihm das allerbeste, nämlich die Bildung, und damit die Freiheit, die Möglichkeit der Selbsthilfe verschaffen wollen.

Mein lieber Alfons, sagte der Vater, wenn ich von der Bildung des Volkes höre, fällt mir stets die Rede des weisen ägyptischen Königs Thamus ein, als ihm der erfindungsreiche Theyth, welchem die Buchstaben ihren Ursprung verdanken, die Kunst des Schreibens und Lesens als ein Bildungsmittel und Beglückungsmittel des ägyptischen Volkes empfahl. O du sehr kunstreicher Theyth, sagte ihm der König, ein andrer ist der, welcher eine Kunst erfindet, ein andrer der, welcher zu beurteilen vermag, ob sie Schaden oder Nutzen bringen wird. So hast du nun, als der Vater der Buchstaben, aus Vaterliebe gerade das Gegenteil von dem gesprochen, was in Wahrheit die Wirkung des Schreibens und Lesens sein wird. Denn Vergeßlichkeit und Thorheit wird es in den Seelen derer, die es lernen, hervorbringen, indem sie nun im Vertrauen auf die Schrift von außen her mittelst fremder Zeichen, nicht von

innen her aus sich selbst mehr lernen wollen. Von der Weisheit bietest du den Schülern den Schein, nicht das Wesen. Denn Vielhörer sind sie dir nun ohne Belehrung, und so werden sie Vielwisser zu sein glauben, da sie doch insgemein Nichtswisser sind, und Leute, mit denen schwer umzugehen ist, weil sie Scheinweise geworden sind, nicht Weise. — Die Parteien, von denen du sprichst, sind wohl freigebig mit der Bildung, aber daß diese imstande wäre, dem Volke das zu verschaffen, was ihm Not thut, habe ich noch nicht bemerkt. Lesen und schreiben können die armen Leute wohl, aber wenn ich bedenke, was sie lesen und schreiben, so muß ich oft denken, es wäre besser, sie könnten es gar nicht. Daß es ihnen die Freiheit verschafft hätte, oder je verschaffen könnte, das habe ich noch nicht bemerkt. Oder glaubst du, daß der gebildete Arbeiter weniger abhängig von seinem Brotherrn wäre als der ungebildete? Die Selbsthilfe des armen Volkes von heute gegenüber dem Kapitalisten — „Arbeitnehmer“ und „Arbeitgeber“ heißt es im modernen Süßholz-Jargon — gleicht ganz der Selbsthilfe der im Wams zu Fuße gehenden Haufen des Mittelalters im Kampfe gegen den von Kopf bis zu Fuß geharnischten Ritter auf gepanzertem Schlachthengst. Um aber auf die Judenfrage zurückzukommen: Solltest du wirklich annehmen wollen, dies kleine Volk aus dem Orient habe die Kraft besessen, die Zustände

Europas und Amerikas zu verändern und das ruhig angesessene Mittelalter in die bewegte, tobende Neuzeit zu verwandeln? Nicht ein Volk ist dazu imstande gewesen, sondern nur ein Gott hat dazu die Kraft gehabt.

Siehst du, es gab eine Zeit — und sie begann, nachdem wir uns aus den Zuständen des Altertums herausgearbeitet hatten —, wo sich das Volk wohl schon in die nämlichen Stände gliederte wie jetzt, wo aber die obern Zehntausend in andrer Weise und auf andrer Basis als jetzt über die Menge herrschten. Die gewaltige Menge, welche besitzlos war, wie sie jetzt besitzlos ist, arbeitete damals für den Adel und die Geistlichkeit, denn diesen gehörten Grund und Boden, Grundbesitz aber war damals der Faktor, welcher die Herrschaft sicherte. Es gab nur wenige und schwierige Kommunikationen zwischen den verschiedenen Ländern und innerhalb der Länder selbst, daher existirte nur ein unbedeutender Handel und fast gar keine Industrie. Der Transport war so mühselig und kostspielig, daß nur wenige und kostbare Produkte, Goldarbeiten, Seidenstoffe, Edelsteine, kunstvolle Waffen und Rüstungen, den Handel in die Ferne lohnten. Deshalb ward nur für nahe gelegene Orte, hauptsächlich für die eigene Heimat nach feststehendem und wohlbekanntem Bedarf produzirt. So gab es denn einen lebenskräftigen, soliden Handwerkerstand, der sich in Zünfte und Innungen gliederte

und ein von Spekulationen ganz unberührtes Dasein führen konnte. Der Bürgerstand spielte dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber nur eine unbedeutende Rolle, das bewegliche Vermögen war gering, die Masse des Volkes bestellte den Acker, und ein Acker liegt fest. Das war also die Zeit des dominirenden Grundbesitzes, eine Zeit, deren Gepräge die Festigkeit, Unbeweglichkeit und der bescheidene gleichmäßige Wohlstand der Besitzenden ist.

Aber allmählich änderten sich die Zustände, und besonders in den beiden Jahrhunderten nach der Reformation ward ein gewaltiger Umschwung bemerklich. Amerika ward entdeckt, das Kap der guten Hoffnung umschifft und der Seeweg nach Ostindien gefunden, die Magnetnadel und der Kompaß wurden bekannt, viele Kanäle und gute Landstraßen in den europäischen Ländern gebaut. Das erstarkende Königtum brach mit dem Schießpulver die Macht des Feudalen und ordnete die Justiz, sicherte den Besitz des Bürgers. Diese Ereignisse schufen eine Industrie und einen Handel, indem sie ferne Länder und Absatzgebiete eröffneten und den Transport erleichterten und billiger machten. Der Bürgerstand, welcher Industrie und Handel betrieb, nahm an Besitz zu und zog nach und nach einen immer größeren Teil desjenigen Volkes, welches den Acker bebaute, in seine Arbeit hinüber. Die Produkte des Ackers selbst erhielten Beweglichkeit durch den erleichterten und erweiterten

Verkehr und suchten gemeinschaftlich mit den in größern Massen erscheinenden Produkten der Industrie einen möglichst günstigen Markt. Es entstand ein beweglicher Besitz, das Kapital, neben dem Grundbesitz, es erstarkte der dritte Stand, der Bürgerstand, neben dem Adel und der Geistlichkeit und beeinträchtigte faktisch deren Herrschaft, obwohl sich rechtlich für jetzt noch keine Änderung ergab. Schon zur Zeit Ludwigs XIV. machte sich dies neue Verhältnis geltend. Dieser stolzeste aller Könige sah sich genötigt, den Hut vor dem Juden Samuel Barnard zu ziehen, um ihn zu einer Anleihe geneigt zu machen, und im Bourgeois Gentilhomme und andern Komödien Molières tritt der Adel als Schmarotzer des von ihm verachteten Bürgers auf. In Voltaires L'homme aux quarante écus findest du eine faßliche Darstellung der nationalökonomischen Verhältnisse in der Mitte des 18. Jahrhunderts und siehst daraus, daß es bereits ein mächtiges, einflußreiches Kapital und eine reiche Bourgeoisie gab, welche dem Grundbesitz gefährliche Konkurrenz machte. Die große französische Revolution hat die Bedeutung, daß sie diese gesellschaftliche Neuordnung zum Ausdruck brachte, daß sie den dritten Stand, die Bourgeoisie, legitimirte.

Aber noch war die „fleißige Jenny“ nicht in Thätigkeit getreten, auch kannte man die Kraft des Dampfes noch nicht.

Aber alsbald traten diese beiden Faktoren, die Spinn-

maschine und die Dampfkraft, in den Kampf der Welt ein, schufen eine Großindustrie und einen Welthandel, stürzten damit den Handwerkerstand vollends um und erschütterten die Macht des Bourgeois. Es entstand ein Weltmarkt, und es begann das Zeitalter der Spekulation. Ist doch nichts beständig als der Wechsel, ein ewiges Werden und Vergehen! Die neuen Verhältnisse schufen immer neue Erscheinungen, trieben nach allen Seiten hin Wurzeln und Zweige zur eigenen Befestigung und zur Ausbreitung ihres Wachstums. Der erleichterte Verkehr schuf Industrie und Handel, diese schufen wiederum noch größere Verkehrserleichterungen und vermehrte Produktion und zogen immer größere Volksmassen vom Ackerbau ab in die Fabrik. Wenn früher die Nachfrage dem Angebot vorangegangen war, so trat nunmehr das umgekehrte Verhältnis ein. Die Großindustrie fabrizirte im voraus, erstickte dabei den Handwerker und begab sich auf den Weltmarkt, um den Absatz zu erzwingen. Das Angebot suchte die Nachfrage nach sich zu ziehen. Das ist die Spekulation, welche auch den Bourgeois erstickt hat. Auf dem Weltmarkte entstand unter dem System der freien Konkurrenz ein immerwährender heißer Kampf der Produkte unter einander, indem ein jedes für sich ein möglichst großes Absatzgebiet zu erringen suchte. Der Grundbesitz trat während dieser Entwicklung seine Herrschaft mehr und mehr dem beweglichen Besitz

ab, und allmählich ward das Kapital der maßgebende Faktor für alle Verhältnisse in Europa. Die Spitze dieses Zustandes zeigt sich in der Börse. An den Börsen gelangen die Verschiebungen des beweglichen Besitzes zum Ausdruck, die Börsen sind die großen grünen Tische der Neuzeit, auf denen um den Schweiß der Produzenten gewürfelt wird, während diese selbst, die Produzenten, die große Masse des Volkes, in derselben Armut für das Kapital arbeiten, wie sie im Mittelalter für den Grundbesitz arbeiteten. So ist der Zustand in ganz Europa. Er kennzeichnet sich durch ungeheure Reichtümer, die nach den unberechenbaren Gesetzen der Konjunktur in den Händen einzelner Menschen zusammenströmen, und durch grenzenlose Armut der Massen, welche in ihrer Existenz von eben diesen unberechenbaren Gesetzen der Konjunktur abhängig sind, abhängig von Ereignissen, die vielleicht in andern Weltteilen sich vollziehen. Es ist der Zustand eines beständigen unruhigen Schwankens der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Gesellschaft besteht aus lauter Atomen, welche vom Wirbelwind der Konjunktur umhergestäubt werden, und das unermeßliche Verdienst Bismarcks ist es, aus diesem Wirrwarr heraus in eine feste Ordnung hinüberzuleiten, indem er dem Staat die Regelung der Produktion und des Handels zu überweisen und damit die Wogen der Konjunktur einzudämmen anfängt.

Der Jude aber ist meines Erachtens so unschuldig an dem jetzigen Zustande der Produktion, also der Grundursache der heutigen gesellschaftlichen Zustände, wie das Wehen der Blätter unschuldig am Entstehen des Windes ist. Nicht die Bewegung der Blätter erzeugt den Wind, sondern der Wind macht, daß die Blätter sich bewegen. So machte auch der Jude nicht durch seine Rührigkeit im Handel die Verschiebung der gesellschaftlichen Faktoren, sondern diese Verschiebung kam seiner Rührigkeit zu Gute. Denn nachdem in ganz Europa seit Menschengedenken der Jude ganz allein auf Ausübung des Handels angewiesen worden war, entstand da nicht für ihn eine grüne, frische, fette Weide, ein recht ausgiebiges Arbeitsfeld, ein ganz für ihn geeigneter Tummelplatz, als Handel und Spekulation die Parole aller wurden? Hieß es nicht, dem Juden so recht in die Hände arbeiten, als man den Grundbesitz entthronte und das Kapital zur Herrschaft brachte? Der Jude ißt mit demselben Löffel, mit dem sie alle essen, nur handhabt er ihn geschickter, weil er in alter Übung ist. Dazu kommt nun noch, daß er in der Minorität ist. Er ist in großer Minderzahl unter fremden Völkern und erst seit dreißig Jahren emanzipirt. Alle Minoritäten aber gedeihen. Das kommt daher, weil sie auf sich halten gegenüber der beobachtenden Menge und weil sie sich aneinander halten gegen deren Druck. Jede Minorität

gleicht den luftleeren Halbkugeln an Festigkeit des Zusammenhaltens. So sind die Quäker reich geworden, so sind alle Sekten reich, so sind stets Protestantengemeinden in katholischen Ländern und katholische Gemeinden in protestantischen Ländern häuslich, streng auf ihren Ruf haltend, nüchtern, fleißig und infolge dessen wohlhabender als die umgebende Mehrheit der Bevölkerung.

Du wirst aber bei alledem nicht leugnen, lieber Vater, warf Alfons ein, daß die Juden vielfach, ja ich möchte sagen zur überwiegenden Mehrzahl, ihre Stellung und ihre Eigentümlichkeiten in einer wirklich gefahrdrohenden Weise benutzen. Nicht allein haben sie das Geldgeschäft im Großen in den Händen und sammeln unermeßliche Kapitalien an, durch welche sie im Staate entscheidenden Einfluß gewinnen, sondern sie liegen auch an vielen Orten, in Rußland, in Polen, in manchen österreichischen Ländern, ja auch bei uns schon gleich Blutegeln am Leibe des Volkes. Ich habe es in Hessen gesehen, wo wir Manöver hatten, daß in den Dörfern einzelne Juden sitzen, welche sich als Schenkwirte oder Krämer etablirt haben und es verstehen, nach und nach alle Bauern durch Geldvorschüsse in ihre Abhängigkeit und schließlich deren Besitztum in ihre Hände zu bringen, so daß oft ein einziger Jude das ganze Dorf ausschlachtet. Willst du das bestreiten? Und willst du

auch bestreiten, daß zum Beispiel meine Kameraden, wenn sie in Geldnot sind, zum Juden gehen und vom Juden zu Grunde gerichtet werden?

Nein, sagte der Vater, ich will es nicht bestreiten und auch nicht beschönigen. Aber ich möchte dich auf eine Sache aufmerksam machen, die dir selbst wohl schon klar geworden wäre, wenn du der Phrenologie die Aufmerksamkeit hättest schenken wollen, die sie verdient. Es wird von Rabelais berichtet, er habe einst, als er beim Papste Audienz gehabt und als dieser ihn aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, den heiligen Vater gebeten, ihn zu exkommunizireen. Erstaunt und entrüstet fragte ihn der Papst nach dem Grunde dieser seltsamen und gottlosen Bitte. Und Rabelais erwiederte, er sei vor den Thoren Roms spazieren gegangen und habe ein altes Weib gesehen, welches sich bemüht habe, Feuer anzuzünden. Das Holz aber habe nicht brennen wollen. Da habe das Weib gerufen, der heilige Vater müsse das Holz verflucht haben, daß es nicht brennen wolle. Dies habe ihn nachdenklich gemacht. Denn in Chinon, seiner Vaterstadt, habe man die Gewohnheit, alljährlich einige Leute zu verbrennen, und er selbst habe immer die Befürchtung gehegt, es könne ihm auch einmal so gehen. Wenn nun wirklich dasjenige nicht brenne, was vom Papste verflucht sei, so würde es ihm eine große Beruhigung sein, wenn auch er exkommunizirt würde.

Rabelais nämlich war erfüllt von reformatorischen Ideen, und sein durchdringender Blick schaute aller Wahrheit auf den Grund, so daß es wohl erstaunlich ist, daß er nicht als Ketzer verbrannt wurde. Aber die Vorsehung gab ihm eine große Vorsicht mit, so daß er seinen wundervollen und unsterblichen Reichtum unter einer possenhaften und unflätigen Schale verbarg, und die vornehmen Männer, denen die Schale gefiel, ihn in Schutz nahmen vor den Verfolgungen der Kirche und des Staates. So konnten seine Gedanken Jahrhunderte lang eine gewaltige Wirkung üben, während er sicher schon in der Jugend zu Tode gekommen wäre, wenn er einen kühnen Mut besessen hätte. In ähnlicher Weise sorgte die Vorsehung für manchen andern bedeutenden Geist: indem sie ihm nämlich eine Dosis niedriger Eigenschaften beimischte, die ihm gleichsam als Schwimmgürtel im Kampfe mit dem Strom der Welt dienten. Durch das, was klein an ihnen war, wurden viele Männer befähigt, großes zu wirken, ohne schon im Anfang ihrer Laufbahn zu Grunde zu gehen. Denn das ist wohl gewiß: Wo eine erhabene Einsicht sich mit glühender Liebe zum Guten und auch noch mit edlem Mute vereinigt, da ist, wie nun einmal der Lauf der Welt ist, ein früher Untergang des Menschen die notwendige Folge, als unvergänglich leuchtende Lehre und durch die Weltgeschichte hallender Appell an die ewige Gerechtigkeit.

Diese Beispiele führe ich dir an, um dir das Schicksal des jüdischen Volkes verständlich zu machen, dem die Vorsehung doch wohl auch Weg und Ziel gesteckt hat. Besäßen die Juden neben ihrer feinen und scharfen Intelligenz auch noch spanischen Stolz und germanische Kampfeslust, so wären sie längst alle tot geschlagen. Ihre Prädestination aber kannst du aus der Zähigkeit erkennen, die ihnen eigen ist. Unter den europäischen Völkern ist wohl kein einziges, welches nicht, wenn es gleich den Juden verstreut würde, im Laufe der Zeit seine Eigentümlichkeiten im Umgange mit andern Völkern abschleifen und verlieren würde. Die Juden aber verlieren — so weit es möglich ist, dies zu konstatiren — ihre Stammeseigenschaften niemals. Das jüdische Blut scheint selbst aus allen Vermischungen wieder kenntlich hervorzudringen. Es ist dies Gebundensein der Psyche an Fleisch und Blut, die Erbschaft in Geschlechtern und Völkern ein vielfach rätselhaftes Ding, wenn wir auf der andern Seite bedenken, daß doch wohl eine jede Menschenseele neu hervorquillt aus der Weltseele, und dieser scheinbare Gegensatz wird immer ein belehrender, wenn auch nie ergründeter Vorwurf für den Denker sein. Meiner Meinung nach ist der erste positive Fortschritt in unsrer Erkenntnis nach dieser Richtung hin durch Gall gemacht worden. Gall schließt sich unmittelbar an Sokrates an, auch äußerlich insofern, als die platonischen

Schriften die Begründung der Phrenologie enthalten, ohne sie ausführlich zu lehren. Gewiß und in jedem Falle aber ist es lohnender, auf die Ziele der Vorsehung zu achten, die in demselben Gehirn Edles und Unedles und in demselben Volke Großes und Kleines zusammenfügte zu besonderen Zwecken, als sich mit schnellen Urteilen abzufinden, die die Oberfläche der Dinge streifen und Haß und Erbitterung, anstatt Einsicht erzeugen.

Und was du nun im besondern von deiner Verpflichtung redest, für deine Person das jüdische Volk zu rehabilitiren in den Augen deiner Kameraden und deiner Gesellschaft, so brauche ich dir darüber wohl kein Wort weiter zu sagen. Dagegen will ich dir einen neuen und für dich besser passenden Weg zeigen.

Indem er den Sohn alsdann auf die Freude und Zufriedenheit aufmerksam machte, die einer Arbeit folgen, worin Fleiß und Geschicklichkeit ihren Lohn finden, ohne daß dem individuellen Streben durch die Anforderungen des Standes eine bestimmte Grenze gezogen wird, forderte er ihn auf, seinen Abschied zu nehmen und in dem Handlungshause eines Freundes in London eine Stelle als Korrespondent anzunehmen, die ihm offen stehe.

Alfons war überrascht, aber nicht bestürzt. Sein erstes Gefühl war, es müsse sehr angenehm sein, einmal etwas ganz neues anzufangen. Er liebte die Abwechslung.

Sein zweites Gefühl war das des Bedauerns, die Spanierin verlassen zu sollen. Dann schwankte er unentschlossen zwischen den übrigen Vorteilen und Nachteilen des Vorschlags hin und her. Aber die Gewißheit, daß sein Vater nur unter dieser Bedingung bezahlen werde, und die Einsicht, daß sein jetziger Beruf ihm nicht vollständig zusage, die Überzeugung endlich von der Güte und Klugheit seines Vaters siegten zum Schluß.

Er versprach, den Abschied zu nehmen und nach London zu gehen.

Mittlerweile war die Frühstücksstunde herangekommen, und er trank mit seinen Eltern und den jüngeren Geschwistern Kaffee.

Was ist dir, Alfons? du bist so still, fragte seine Mutter, als nach dem Frühstück Dr. Stahlhardt sich in sein Arbeitszimmer begeben hatte.

Alfons erzählte von seiner Unterredung mit dem Vater.

Frau Clara schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

Das ist wieder einmal ganz dein Vater! rief sie empört. O, Alfons, Alfons, was habe ich mit ihm schon zu leiden gehabt! Wenn ich bedenke, was meine Schwägerin Rahel für eine Rolle spielt und wie die es gut hat! Sie geht mit Geheimrätinnen um, und was

sie sich wünscht, das kann sie haben. Was habe ich dagegen! So gut wie gar keinen Umgang, und von keinem Menschen werde ich so respektirt, wie ich es doch verlangen könnte! Nicht als wollte ich mich über deinen Vater beklagen, aber einen Mann von so wenig Achtung vor sich selbst, von so wenig Ehrgeiz, von so sonderbaren Prinzipien giebt es wohl in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale! Du sollst den Abschied nehmen, nachdem du den Krieg gesund und ehrenvoll mitgemacht hast, zur Kriegsakademie kommandirt bist und eine gute Karriere vor dir siehst? Das ist zu unsinnig! Kein vernünftiger Mensch wirft etwas weg, woran er zehn Jahre lang gearbeitet hat; nur dadurch, daß man auf dem Grunde fortarbeitet, der einmal gelegt ist, kann man es zu etwas bringen. Aus einem Beruf in den andern zu springen, das ist immer ein Fehler, denn der eine Beruf ist nicht besser als der andere, und wechseln heißt nur die Chancen mutwillig aufgeben, die man schon erworben hat. In jedem Beruf kann man es zu etwas bringen, wenn man klug, geschickt und fleißig ist, und es ist ganz verkehrt, sich einzubilden, es läge am Beruf selbst, ob es einem gut oder schlecht gehe. Aber dein Vater ist niemals damit zufrieden gewesen, daß du Offizier wurdest, und es hat mir die größte Mühe gekostet, es durchzusetzen. Er denkt, weil er selbst nichts nach Ehre und Ansehen fragt und so zu sagen

die ganze Welt verachtet, sollten alle andern Leute es auch so machen wie er. Aber ich bin stolz auf dich, Alfons, und ich leide es nicht, daß du die Uniform ausziehst. Ich habe mich so gefreut, als ich dich zuerst damit sah, und als du dann aus dem Feldzuge zurückkehrtest, mit dem eisernen Kreuze geschmückt! Das war die größte Freude meines Lebens.

Die Thränen liefen ihr die Wangen herab, und Alfons küßte sie zärtlich.

Es ist ja nur erst eine Idee, Mutter, sagte er. Es ist ja noch gar nichts bestimmt!

Dein Vater ist ein ausgezeichneter Mann, Alfons, fuhr sie fort, aber er hat, wie viele gelehrte Leute, seine besondern Schrullen. Man muß darauf nicht achten. Sein Hauptfehler ist, daß er keinen Ehrgeiz hat. Er lacht über alles. Ich sage dir, er könnte reich und berühmt sein, denn er hat mehr Geist, als alle die Leute, aus denen jetzt so viel gemacht wird, aber er will nicht. Er macht sich über alle Menschen lustig und behauptet, nur Schwindler kämen zu Ehre und Vermögen. Und dabei läßt er sich alles gefallen. Er läßt sich mit Füßen treten und erzürnt sich nicht. Ich habe soviel Ärger darüber gehabt. Ich erinnere mich noch: als wir mit dem Professor Meyer befreundet waren, der jetzt für einen der ersten Nationalökonomen gilt und mindestens sechstausend Thaler jährlich hat,

da hatte dein Vater eine Abhandlung über Steuersysteme geschrieben und sie dem Meyer zur Ansicht gegeben. Was that der? Er schrieb sie ab, änderte ein wenig, ließ sie unter seinem eignen Namen drucken, überreichte sie dem Ministerium und erhielt darauf eine Professur. Dein Vater war ganz erstaunt, das Werk gedruckt zu lesen, während er natürlich noch damit beschäftigt war, das eigene Manuskript durchzuarbeiten. Was that er? Er lachte! Und wenn Meyer es gewagt hätte, wieder zu uns zu kommen, so würde dein Vater ihm kein böses Wort gesagt haben. Deshalb sage ich, wo es sich um wichtige Dinge handelt, wie jetzt mit dir, da muß man auf deines Vaters Ansicht gar kein Gewicht legen. Ihm wäre es womöglich auch recht, wenn du Gärtner würdest, oder Kutscher, oder Holzhauer! Er sagte noch vor einiger Zeit einmal, der König hätte seine Sorgen und der Holzhacker hätte seine Sorgen, und wenn auch, bei Lichte besehen, der Holzhacker glücklicher wäre als der König, so wäre doch der Unterschied so gering, daß es nicht der Mühe wert wäre, ihn zu untersuchen!

Es ist nur eine schlimme Sache dabei, sagte Alfons. Ich habe zweitausend Thaler Schulden.

Ach, sagte seine Mutter, um zweitausend Thaler Schulden willst du doch nicht deine Karriere aufgeben? Es ist freilich viel für unsre Verhältnisse, und ich muß

dich sehr ernstlich tadeln, Alfons, daß du so leichtsinnig gewesen bist. Aber da es einmal geschehen ist, so muß das Geld beschafft werden, und du mußt dir fest vornehmen, nie wieder einen Pfennig mehr auszugeben als du einzunehmen hast. Das ist der erste Grundsatz guter Wirtschaft.

Es ist mir ein schrecklicher Gedanke, daß ich euch so viel Geld koste und euch solche Entbehrungen auferlege, wenn ihr für mich bezahlt, sagte Alfons traurig.

Wir müssen auf einen Ausweg denken, sagte Frau Clara. Dein Vater braucht gar nicht darum zu wissen. Die Hauptsache ist, daß du in Dienst bleibst und die vornehmen Freundschaften fortsetzest, die du einmal hast. Dann kann dir eine glänzende Karriere nicht fehlen. Ich möchte so sehr gern, daß du hier in Berlin bliebest und bei einer bedeutenden Persönlichkeit, einem hohen General oder Prinzen Adjutant würdest. Man muß hier am Mittelpunkte sein, sonst ist auf schnelles Fortkommen nicht zu rechnen; wenn du in der großen Heerde steckst, findet dich keiner heraus. Für das Geld will ich schon Rat schaffen. Wir müssen ja so wie so einmal erben, da der arme Amadeus den Hals gebrochen hat. Der Onkel Lovendal muß uns zu seinen Erben einsetzen. Er kann so nicht mehr lange leben, obwohl ich ihm natürlich ein noch recht langes Leben von aufrichtigem Herzen wünsche. Wenn du also, bei solchen Aussichten,

jetzt den Abschied nähmst und ein elender Handlungs-Kommis würdest, so wäre das eine unverzeihliche Dummheit. Sei nur ganz ruhig, Alfons, ich will das Geld schon schaffen! Schlag dir jeden Gedanken an Abschied aus dem Kopfe und werde anders als dein Vater. Spanne alle Kräfte an, um vorwärts zu kommen. Du bist klug und hast alles, was zu einem Offizier gehört; du mußt General werden, wenn du einigermaßen Glück hast.

Es ist auch wahr, sagte Alfons. Ich glaube auch, daß es unklug ist, seinen Beruf zu wechseln. Aber kannst du wirklich das Geld schaffen?

Ich bekomme es vom Onkel Balduin oder Lovendal. Einer von den beiden muß es mir auf jeden Fall geben. Denke nur nicht an Abschiednehmen, mein Sohn, hörst du?

Ich verspreche es dir, Mutter, sagte er und küßte sie.

O Chepa, dachte er, jetzt schöpfe ich neuen Mut!

Drittes Kapitel.

Marionetten und Fäden.

> Ich sehe wohl, wir, die wir leben, insgesamt,
> Wir alle sind Scheinbilder, leere Schatten nur.

Freiherr Simon von Lovendal war in kurzer Zeit nach dem Unglücksfall und Tode seines geliebten einzigen Kindes mehr gealtert als vorher in zehn Jahren und rechtfertigte in seinem äußern Aussehen wohl die Prophezeiung seiner Nichte Clara Stahlhardt.

Die Munterkeit seines Blicks, die behagliche Ruhe seiner Bewegungen hatte sich verloren. Er konnte stundenlang in trübem Sinnen über den Kursberichten brüten, und seine Stimme schallte nur noch selten durch die Sprachrohre in die Comptoirs. Er war bleich, abgefallen und weißhaarig in wenig Wochen geworden.

Mein Sohn sagte mir am Tage vor seinem Tode — so sprach er zum Grafen von Hüningen, den er zu

sich hatte bitten lassen —, daß er wünschte, ich hätte keine Hypotheken auf Ihrer Besitzung stehen. Mein Sohn war sehr traurig an dem Tage, aber er dachte mit Liebe an Ihre Tochter Hyazinth.

Zwei einzelne Thränen stahlen sich die welken Wangen des Greises hinab. Der Graf faßte die Hand des Trauernden und drückte sie mit Herzlichkeit.

Ich möchte, daß mein Sohn keinen Wunsch gehabt hätte, den ich ihm nicht erfüllte, fuhr der alte Bankier fort, und ich habe Sie bitten lassen, zu mir zu kommen, Herr Graf, weil ich Ihnen habe zu sagen, daß ich keine Hypotheken mehr auf Ihrem Gute stehen habe.

Der Graf blickte bestürzt auf.

Hier sind die Dokumente, sagte der Greis, ich lege sie in Ihre Hände. Ihr Schloß und Gut sind schuldenfrei.

Der Graf nahm farblos und mit pochendem Herzen den Stoß gestempelter Papiere, den der Bankier von seinem Tische nahm und ihm entgegen reichte. Er sah, es waren die Schulddokumente, welche den Anlaß zur Verlobung seiner Tochter mit dem unglücklichen jungen Manne gebildet hatten. Er konnte sich im ersten Augenblicke nicht fassen, er verstand nicht gleich, was dies zu bedeuten habe. Er konnte sich nicht denken, daß der Bankier ihm die ganze große Summe, welche die Qual und den Druck seines Lebens bildete, schenken wollte. Der Gedanke war ihm zu fremd und undenkbar.

So stand er eine Minute lang in stummem Staunen.

Aber es war wirklich so. Der alte Mann wollte die Trauer um seinen Sohn in der würdigsten Weise bethätigen.

Ihre Tochter Hyazinth hat geweint um Amadeus, sagte er. Sie ist ein gutes Mädchen, sie hat Amadeus geliebt. Amadeus hat sie sehr geliebt, das weiß ich, und ich handle in seinem Namen und Auftrag, wenn ich ihrem Vater seine Schuld erlasse. Nehmen Sie die Papiere mit, Herr Graf, oder stecken Sie sie ins Feuer, die Schuld ist quittirt.

Edler Mann! sagte der Graf und blickte den unglücklichen Vater mit feuchten Augen an.

Er war verwundert und von Achtung durchdrungen vor dem Herzen, das im Unglück doch Wohlthaten erwies. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, das Geschenk anzunehmen. Er legte die Papiere auf den Schreibtisch und ergriff beide Hände des Bankiers.

Mein Freund, sagte er, ich bin Ihnen dankbar, als hätte ich dieses ungeheure Geschenk angenommen, und es thut mir unbeschreiblich wohl, einer solchen Gesinnung zu begegnen in dieser von niedrigem Egoismus erfüllten Welt. Aber annehmen kann ich das Geschenk nicht.

Betrachten Sie es nicht als ein Geschenk, sagte der Bankier, denken Sie, es sei das Vermächtnis meines Sohnes und ich sein Testamentsvollstrecker. Und er-

richten Sie zu seinem Andenken in Ihrem Stammschloß unter den Steinbildern Ihrer Ahnen ein marmornes Denkmal für ihn.

Es ist nicht möglich, erwiederte der Graf nach einer gedankenvollen Pause.

Der Bankier richtete einen finstern Blick auf ihn.

Mißverstehen Sie meine Motive nicht, sagte der Graf. Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Gesinnung, aber ich kann nicht eine Wohlthat annehmen, die ich mit nichts erwiedern kann. Das Gefühl einer solchen Verpflichtung würde mich zu Boden drücken. Nur von seinem Souverän kann ein Edelmann Geschenke annehmen.

Er erhob sich zur vollen Höhe seiner schlanken Gestalt, neigte dann aber den feinen Kopf mitleidig zu dem Greise herab, der zusammengesunken in seinem Armstuhl saß.

Ihres Sohnes Denkmal soll in meinem Schlosse errichtet werden, sagte er, seinen Arm um des trauernden Vaters Schultern schlingend, und ein unvergängliches Denkmal Ihres Edelsinns ist schon in meinem Herzen aufgerichtet. Gott hat nicht gewollt, daß unsre Familien mit einander vereinigt würden, und das Bild des Glückes, welches wir uns vorstellten, ist durch eine höhere Fügung ausgelöscht worden. Aber vereinigt sind wir doch in der Achtung, die ich vor Ihnen hege, und in der Sympathie, die das Unglück zwischen uns erzeugt

hat. So hoffe ich, daß wir den Abend unsers Lebens uns gegenseitig durch die Freundschaft erhellen werden.

Der Bankier ergriff des Grafen Hand, und indem er seinen Blick zu dessen Gesicht erhob, schimmerten Thränen der Rührung in seinen Augen.

Hyazinth, sagte der Graf, als er zu Hause angekommen war, ernsthaft zu seiner Tochter, es ist mir angenehm gewesen, daß Graf Falkenfels sich in den letzten Wochen selten bei uns hat sehen lassen. Er zeigt darin einen Takt, den ich schätze. Du wirst es zu arrangiren wissen, daß dies Verhältnis ein dauerndes bleibt. Ich wünsche eine völlige Zurückgezogenheit während unsrer Trauer.

Graf Falkenfels, entgegnete Hyazinth mit bleichem Gesicht, teilt mir soeben durch ein Billet mit, daß er Urlaub genommen hat, um eine russische Expedition am Kaspischen Meere mitzumachen.

Desto besser, sagte der Graf.

Während dessen hatte der Bankier eine Unterredung mit seinem Rechtsanwalt.

Dieser gewiegte Geschäftsmann, bekannt wegen seiner außerordentlichen Menschenkenntnis und seines Scharfblicks im Erspähen der verborgensten Dinge, stattete dem Freiherrn von Lovendal Bericht ab über seine Nachforschungen in Bezug auf die Herkunft der Sängerin Chepa de Molini.

Der alte Bankier hatte freilich schon der Meinung seines Sohnes zugestimmt, daß sie die Tochter seines auf Cuba umgekommenen Bruders sei, und er war sogar in finstern Augenblicken zu dem Glauben geneigt, Amadeus' Tod sei die göttliche Strafe dafür, daß er diese nahe Verwandte nicht hatte anerkennen wollen, aber er wollte doch ganz sicher gehen und hielt es nicht für ganz unmöglich, daß Amadeus sich geirrt habe.

Aber der Bericht des Advokaten bestätigte in allen Stücken die Mitteilung, welche Amadeus gemacht hatte. Ja sogar Chepa selbst hatte auf die geschickte persönliche Anfrage des Advokaten zugestanden, daß sie auf Cuba geboren und die Tochter Benjamin Lovendals sei, sobald sie darüber Sicherheit erhalten hatte, daß diese Aussage ihr keinen Nachteil bringen würde. Von ihren Verwandten in Europa wußte sie nichts, hatte auch infolge ihrer Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache noch nichts von dem reichen Bankier Freiherrn von Lovendal vernommen.

Nachdem der Advokat ihm diese Aufschlüsse gegeben und ihm auch über die Lebensweise der Sängerin seine Erkundigungen mitgeteilt hatte, versank der Bankier in tiefes Brüten. Er war in früheren Zeiten niemals zweifelhaft gewesen über das, was er zu thun habe, sondern hatte mit der frischen Energie eines gesunden, praktischen Geistes stets rüstig zugegriffen ohne langes

Bedenken. Aber der Schlag, den er erhalten, indem er die Hoffnung und den Trost seines Lebens so jäh verloren hatte, war so lähmend für ihn gewesen, daß er jetzt oft in Zweifel und Unentschiedenheit schwankte, sorglich das Für und das Wider abwägend und dabei doch von dem Gefühl niedergedrückt, daß dem unerbittlichen Schicksal gegenüber alles Streben umsonst sei.

Er war geneigt, seine Nichte zu sich kommen zu lassen, sie in seine Arme zu schließen und als seine Tochter aufzunehmen, aber dann trat die Gestalt seines Sohnes vor seine Erinnerung, der unmittelbar vor seinem Tode so heftig gegen diese Anerkennung gesprochen hatte, und er scheute sich, etwas zu thun, was gegen dessen Wunsch gewesen war. In seiner tiefen Trauer trieb er einen heiligen Kultus mit den Erinnerungen an Amadeus.

Endlich kam er auf die Idee, einen Mittelweg einzuschlagen und zu gleicher Zeit die Pietät gegen seinen Bruder Benjamin und seinen Sohn, wie den Stolz auf seine Familie und sein Vermögen zu befriedigen.

Auf diese Idee kam er durch die Mitteilung des Advokaten, daß die Sängerin einen Kreis von Anbetern um sich versammelt habe, unter denen der Prinz von Parolignac, Graf von Lissa, der namhafteste sei.

Er ließ den Prinzen, dessen Vermögen er verwaltete, in Geschäftsangelegenheiten zu sich bitten und

teilte dem Advokaten mit, daß er ein neues Testament machen wolle.

Die Folgen der Unterredung des Bankiers mit dem Prinzen wurden sehr bald in weiteren Kreisen fühlbar, zunächst der Sängerin selbst und ihrem treuen Alfons Stahlhardt, der, durch hoffnungsreiche Aussichten auf Bezahlung seiner Schulden neu gestärkt, sich mit verdoppeltem Eifer in ihr Gefolge begeben hatte.

Warum sind Sie so ernsthaft, meine Schöne? fragte er sie eines Nachmittags, als er sie auf dem Flügel begleiten wollte und sie sich träumerisch an das Instrument lehnte und ihn mit ihren glühenden schwarzen Augen ansah.

Ich denke nach, entgegnete sie.

Worüber, wenn ich fragen darf.

Die Sängerin wollte es nicht sagen. Sie seufzte und setzte sich an das Fenster, um auf die Straße zu sehen und dabei in ihrem Album zu blättern.

Alfons blickte ihr über die Schulter.

Welche Reihe verschiedenartiger Gesichter! sagte er. Waren Sie auch in Persien und Medien, Lydien und Pamphylien?

Dicht dabei, versetzte sie.

Wer ist der Mann mit dem länglichen Gesicht und den chinesischen Augen?

Dieser hier? Das ist der Graf Lewuschin, Intendant der italienischen Oper in Petersburg.

Wie kommt er in Ihr Album?

Ich gastirte dort.

Davon haben Sie mir nie erzählt.

Es war nur für ganz kurze Zeit. Ach, wenn Sie Petersburg sähen, lieber Freund, da würden Sie sich wundern. Da ist es ganz anders als hier.

Schöner oder schlechter?

Amüsanter. Da wird gar nicht geheuchelt, sondern alle Welt vom Großfürsten bis zum Gardeleutnant gesteht offen ein, daß sie sich amüsiren will.

Haben Sie das in der kurzen Zeit gemerkt?

Ja, mir ging es sonderbar, echt russisch. Gleich nachdem ich zum erstenmale aufgetreten war, machte mir ein junger Großfürst einen Antrag, und ich wies ihn natürlich zurück, denn was sollte er von einer anständigen Dame denken, die schon beim ersten Antrag auf seine Propositionen eingegangen wäre? Ich kannte eben Petersburg noch nicht. Da sagte mir Graf Lewuschin ganz ruhig: Mademoiselle, Sie sind zu tugendhaft für uns, ich rate Ihnen, sich einen andern Schauplatz für Ihre künstlerischen Triumphe auszusuchen. Und ich reiste sofort ab.

Alfons lächelte schwach und fühlte eine starke Regung

von Eifersucht. Er liebte die Sängerin sehr, aber diese Erzählung klang ihm verdächtig.

Die Sängerin klappte das Album zu, legte es weg und fragte: Was haben Sie für eine Religion?

Ich denke, die Berliner, antwortete Alfons.

Reden Sie nicht so gottlos, sagte sie und schlug ihn mit dem Fächer auf die Wange. Sagen Sie es gleich!

Ich habe eine ganz trostlose Religion, ich verehre die Göttin Chepa.

Sie sind unausstehlich, kein vernünftiges Wort kommt heute aus ihrem Munde. Was haben Sie für eine Religion?

Nun, was hat man hier für eine Religion? Ich bin natürlich Protestant, evangelisch, oder wie Sie es nennen wollen.

Da kommen Sie in die Hölle, sagte Chepa.

Ich bin schon darin, durch Ihre Schuld. Aber was haben Sie für eine Religion?

Ich bin katholisch.

Da kommen Sie in den Himmel.

Reden Sie nicht so schreckliche Sachen, Alfons, wir wollen Gott bitten, daß wir nicht so bald in den Himmel kommen. Man soll nicht blasphemiren, das verbietet die Kirche. Aber sagen Sie mir im Ernste, Alfons,

was soll ich thun? Sie sind mein Freund. Was denken Sie vom Prinzen von Parolignac? Er ist katholisch.

Was denken Sie vom Prinzen von Parolignac? Er ist katholisch? Ist das auch eine Frage? Was wollen Sie mit dem Prinzen und dem Katholizismus?

Einen Katholiken könnte ich heiraten, sagte Chepa.

Heiraten? Wen wollen Sie heiraten? fragte Alfons mit heftigem Tone.

Nun, mein Gott, ich will niemand heiraten, versetzte die Sängerin. Die Sache ist nur, daß der Prinz sich mir gegenüber erklärt hat. Aber ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich bin hier fremd und kenne das Land nicht. Ich weiß nicht, ob es ein richtiger Prinz ist, und ich weiß überhaupt gar nichts. Gehen Sie, Sie sind ein garstiger Mensch!

Die Sängerin brach in Thränen aus und verhüllte ihr Gesicht, so weit ihr spitzenbesetztes Taschentuch dazu ausreichte. Aber Alfons war so böse, daß er that, als achte er nicht darauf. Er nahm das Album und sah die mongolischen Augen des Grafen Lewuschin an, ohne indeß zu wissen, was er sah.

Sie haben zuweilen sonderbare Einfälle, Chepa, sagte er endlich, als die Sängerin weiter schluchzte.

Ich habe keinen Freund, erwiederte sie, alle Menschen sind schlecht gegen mich, und Sie auch. Aber von Ihnen hätte ich es nicht erwartet.

Der Streit zwischen den beiden zog sich noch eine Weile hin, doch endlich siegte der praktische Verstand der Sängerin, und das Gespräch lenkte in verständigere Bahnen. Die Spanierin gestand, daß sie große Neigung habe, den Heiratsantrag des Prinzen anzunehmen, wenn sie nur wüßte, ob sie es mit Sicherheit thun könnte, nämlich mit der Sicherheit, daß er den Prinzentitel mit Recht führe und ein gutes Vermögen habe. Sie schien auf ihren Reisen eine schlechte Meinung von Prinzen im allgemeinen gewonnen zu haben. Alsdann entwickelte sie ihre Gründe.

Singen, meinte sie, sei ein gutes Geschäft, aber es sei nicht unbedingt sicher. Eine Krankheit, eine Erkältung, ein Unfall könne sie ihrer Hilfsmittel berauben. Den Prinzen von Parolignac zu heiraten, das sei die glänzendste Wendung, welche ihr Schicksal nur nehmen könne, immer vorausgesetzt, daß er wirklich der grand seigneur sei, der er zu sein scheine. Sie wünsche also ihren Freund Alfons damit zu beauftragen, daß er ihr Ratgeber in dieser wichtigen Sache sei, welche sie um so weniger zu übersehen vermöge, als sie ganz fremd in Deutschland sei und nicht einmal deutsch verstehe.

Alfons war nach diesen Eröffnungen im höchsten Grade verwundert und bestürzt. Er würde vielleicht weniger verwundert gewesen sein und er würde vielleicht einen Lichtblick erhalten haben, wenn ihm die Sängerin

von ihrem Gespräch mit dem Anwalt des Barons Lovendal erzählt hätte, aber sie besaß diese Offenheit nicht. Sie fürchtete bei Alfons einen ungünstigen Eindruck hervorzurufen, wenn sie ihn wissen ließe, sie sei auf Cuba geboren und keine Molini, denn er hätte zu leicht auf die Vermutung kommen können, der türkische Dragoman habe mehr Recht, als sie, Chepa, bis jetzt zugestanden hatte.

Sie machte sich indessen schwerlich eine deutliche Vorstellung von dem Schmerz, den sie Alfons durch diese Eröffnungen zufügte. Sie hatte ihn lieb, aber empfand für ihn mehr schwesterliche Zuneigung und freundschaftliches Vertrauen, er dagegen liebte sie in ganz anderer Weise.

Als sie ausgesprochen hatte und er nun klar erkannte, daß sie wirklich im Ernste rede und daß eine Verbindung zwischen ihr und dem Prinzen im Werke sei, stand er auf, nahm Mütze und Degen, trat mit flimmerndem Zornesblick vor die erschreckte Freundin hin und sagte ihr für immer Lebewohl. In heftigen Worten erklärte er ihr, daß sie ein ganz herzloses Wesen sei, wenn sie erwarte, daß er ihr noch behilflich sein solle bei einer Heirat, die ihn unglücklich mache. Er wisse ja sehr gut, daß er selbst keine Ansprüche an ihren Besitz erheben könne und daß sie ganz die Person sei, sich an den Meistbietenden zu verkaufen, aber er hätte doch eine

solche Zumutung von ihrer Seite nicht erwartet. Damit ging er fort und fühlte sich unglücklicher als je vorher. Er hatte, als die Last der Schulden von ihm genommen war, sich für eine kleine Zeit so sehr wohl gefühlt, und nun mußte ihm ein solcher noch viel größerer Kummer auf die Seele fallen! Womit hatte er das verdient?

Er zürnte ernstlich mit dem Schicksal. Warum war er in Verhältnisse hineingeworfen, die mit seinen Anlagen und Neigungen gar nicht übereinstimmten? Er hatte so viel Sinn für die Kunst, so viel Liebe für alles Schöne, ein so ausgeprägtes Wohlwollen gegen alle Kreaturen, einen so scharfen Geist, so viel Liebe zur Wissenschaft. Und mit alledem war er ein armer Offizier, der diese edlen Eigenschaften gar nicht gebrauchen konnte, der durch sie im Gegenteil nur in tausend Fatalitäten geriet. Hätte er nicht einen Vater haben müssen, der ihm jährlich zwanzigtausend Thaler zahlte? Gab es einen Menschen in der Welt, der diese Einnahme in würdigerer Weise hätte verthun können als er? Er würde ein Mäcen für alles Edle und Erhabene geworden sein und dazu — die Sängerin Molini geheiratet haben.

Ja, die Sängerin Molini geheiratet haben! Der Gedanke war der Stachel, der ihn durchbohrte und alle die übrigen trüben Betrachtungen und den heftigsten

Groll gegen die Vorsehung hervorrief. Nun mußte er sehen, daß dieser verhaßte glückliche Prinz, der blasirte, hochmütige, unverschämte Mensch dieses himmlische Geschöpf erhielt. Wer da hat, dem wird gegeben, sagte sich Alfons. Er lachte bitter, besuchte eine Gesellschaft ausgelassener Künstler und Literaten, trank aus Verzweiflung zwei Flaschen Wein, spielte Hazard, verlor alles Geld, das er besaß, dazu die doppelte Summe auf Ehrenwort und ging um vier Uhr Morgens sehr grimmig zu Bett.

Die Spanierin ihrerseits war nach dem Weggange ihres bisherigen Freundes und Ratgebers ganz in Gedanken verloren wohl eine volle Stunde lang auf demselben Fleck sitzen geblieben, dann hatte sie dem Rechtsanwalt des Barons von Lovendal ein Billet geschrieben und ihn gebeten, sie zu besuchen.

Sie wollte genau wissen, warum er sie nach ihrer Herkunft befragt habe, und sie wollte durch ihn Auskunft über den Prinzen von Parolignac erhalten.

Der Prinz war zu derselben Stunde bei seinem Freunde, dem Grafen von Falkenfels, der das Einpacken seiner Feldequipirung überwachte, nachdem er soeben ein Telegramm des Kriegsministers Miljutin erhalten hatte, welches ihn anwies, sich auf dem kürzesten Wege zum General Skobelew nach Orenburg zu begeben.

Der Graf prüfte den Mechanismus seines Revolvers

und hörte, ohne eine Miene zu verziehen, die Ankündigung seines Freundes an, er gedenke demnächst seine Verlobung mit der Sängerin zu publiziren.

Warum gratulirst du mir nicht, Victor? fragte der Prinz.

Ich gratulire dir, sagte der Graf.

Aber billigst du denn meine Wahl auch?

Mein lieber Meriadec, du hast die Gewohnheit, zu thun, was dir gefällt und dazu andre Leute zu fragen, was sie davon meinen. Aber ich habe nicht die Gewohnheit, ganz überflüssige Gutachten abzugeben.

Ich will dir etwas sagen, Victor, die Sache liegt tiefer. Ich will dir meine Gründe auseinandersetzen. Du wirst dich wundern, wenn du hörst, daß die Molini eigentlich eine geborene Lovendal und die Nichte unsers dicken Geldbarons ist, was jedoch bis nach der Hochzeit noch Geheimnis bleiben soll.

Mein lieber Freund, ich habe mir das Wundern gänzlich abgewöhnt, sagte der Graf, steckte den Revolver in das Futteral und prüfte die Schneide seines Pallasches.

Dann wird es dir auch nicht wunderbar sein, fuhr der Prinz fort, wenn ich dir gestehe, daß meine Vermögensverhältnisse eine kleine Auffrischung recht gut vertragen können. Du weißt, wie viel dazu gehört, in jetziger Zeit auf einem einigermaßen anständigen Fuße leben zu können. Ich habe mein Haus in Paris, ich

habe das Schloß in der Normandie, ich habe das Schloß auf meiner deutschen Besitzung, und alles das kostet sehr viel zu erhalten, während die Einnahmen vom Landbesitz jährlich kleiner werden. Wir Edelleute, die wir unser Vermögen nicht vermehren, werden ganz von selbst immer ärmer, je weiter die sogenannte Kultur vorschreitet. Frau von Maintenon, die eine sehr verständige, einsichtige Dame war, berechnete im Jahre 1680, was ihr Bruder mit seiner Frau jährlich gebrauche. Diese Leutchen wohnten zur Miete in einem angenehmen Hause in Paris, hatten zehn Domestiken, vier Pferde, zwei Kutscher, die nicht mit zu den Domestiken gerechnet wurden, und hatten jeden Tag ein gutes Mittagessen. Frau von Maintenon berechnet ihre jährliche Ausgabe zu neuntausend Franken, und sie fügt noch dreitausend Franken hinzu für Spiel, Theater und das, was sie les fantaisies et les magnificences de Monsieur et de Madame nennt. Nun siehst du, lieber Victor, im Jahre 1780 konnte man das in Paris kaum für vierzigtausend Franken haben, und im Jahre 1880 wird es zweihunderttausend kosten. Die Rente, die meinen Urahn zum reichen Manne machte, sichert mir heute nur ein dürftiges Auskommen. So sehr ich mich einschränke — lebe ich doch hier in Berlin als Junggeselle im Hotel und habe so gut wie keine Dienerschaft und nur drei Pferde —, ich gebrauche jetzt jährlich etwa zwanzig-

tausend Franken mehr als ich einnehme. Da ist mir eine reiche Verbindung wünschenswert, und der alte Lovendal wird seine Nichte sehr anständig ausstatten.

Das ist alles recht gut, entgegnete der Graf, und ich bin auch der Meinung, daß man auf seine Verhältnisse Rücksicht nehmen soll, wenn man heiratet. Aber damit ist doch noch nicht gesagt, daß man Geldrücksichten zu den allein entscheidenden machen soll.

Das sagst du wohl, erwiederte der Prinz, aber ich versichere dir, es ist nicht gar so leicht, hier die richtige Grenze zu ziehen. Gehe ich nicht seit fünfzehn Jahren auf Freiersfüßen? Ich habe meine Erfahrungen gemacht. Die Welt ist nicht ganz so eingerichtet, wie man sie malt. Mir ist es bis jetzt immer so gegangen, daß just das Wesen, welches ich gern geheiratet hätte, so arm war wie eine Kirchenmaus.

Mein lieber Meriadec, du hast immer deine Gründe und verstehst es, dir die Dinge zurechtzulegen. Ich erinnere mich noch recht wohl deiner früheren Ansichten über das Heiraten. Aber wenn ich auch über alles andre hinwegsehen will — muß es denn gerade eine spanische Sängerin sein?

Ich habe dir aber doch gesagt, daß sie gar keine Molini ist, sondern eine Lovendal.

Desto schlimmer.

Wie so desto schlimmer?

Ich hatte nicht erwartet, daß du das alte Geschlecht der Parolignacs in einer Maultier-Rasse fortsetzen wolltest.

Mein lieber Victor, ich muß offen gestehen, daß ich nicht begreife, wie ein Mann, der auf der Höhe der modernen Weltanschauung steht, sich noch in den Banden der mittelalterlichen Vorurteile von Stammesreinheit befinden kann. Was bedeutet denn das, wenn jemand von Reinheit des Blutes spricht? Meint er damit gute Säfte, die ihm also eine leichte Verdauung ermöglichen, meinetwegen! Aber meint er, daß das Blut in adlichen Familien besser sei als in andern, so verstehe ich ihn nicht mehr. Die Zusammensetzung eines normalen Blutes ist immer dieselbe, und ich bin viel zu guter Katholik, um annehmen zu können, daß die Beschaffenheit des Blutes, selbst wenn sie verschieden sein könnte, auf die Wirkung der göttlichen Gnade in uns von Einfluß sein könnte. Darauf aber kommt es vor allem an. Ich will fromme Kinder haben, keine Kinder von ungemischtem Blut. Außerdem stehe ich unter französischem Gesetz, und jede Ehe, die ich eingehe, ist legitim. Mesalliancen kennt der code civil nicht.

Und daß es eine Jüdin ist, kümmert dich wohl auch nicht?

Eine Jüdin! sagte der Prinz. Und das ist von Einfluß auf dein Urteil über meine Verlobung?

Von sehr großem Einfluß, mein lieber Meriadec, und ich wundre mich, offen gestanden, über deine Frage.

Es ist merkwürdig, sagte der Prinz, in welchen Vorurteilen wir Menschen allesamt leben! — Ich will deiner Abstammung nicht zu nahe treten Victor, meiner eigenen auch nicht, aber, Hand aufs Herz, sind wir wohl so ganz sicher über alle Angaben unsers Stammbaumes? Es giebt einen gewissen Punkt, in welchem alle Menschen sterblich sind, und wenn ich bedenke, wie bunt die Welt ist und wie viele Völkerstämme so nach und nach durch Europa hindurchgewandert sind — Kennst du den Grafen Gobineau, oder wenigstens seine Schriften? Er hält nicht viel von der Echtheit unsers Blutes.

Den Grafen Gobineau kenne ich nicht, lieber Meriadec, auch nicht seine Schriften. Aber dich kenne ich ganz genau. Du windest dich mit Ausflüchten um die Wahrheit herum und weißt doch ganz genau, daß keine Beschönigung die einfache Thatsache aus der Welt schaffen kann, daß Fräulein Chepa de Molini eine Jüdin ist.

Das bestreite ich durchaus, mein bester Victor. Chepa ist getauft, schon vor zehn Jahren. Sie ist eine Katholikin!

Ah, sie ist eine Katholikin? Das ist etwas andres! sagte der Rittmeister mit einer Betonung, die den Prinzen lächeln machte.

Doch ward sein Gesicht gleich darauf wieder ein ernstes. Es thut mir leid, zu bemerken, wie wenig Kraft du dem Taufwasser zuzutrauen scheinst, sagte er.

Aber selbst angenommen, du hättest Recht: ich finde es tadelnswert, daß du voraussetzest, eine Jüdin sei schlechter als andre Damen. Hat dies unglückliche Volk nicht schon genug gelitten, so lange es auf der Erde herumzieht, daß ihr in unsrer humanen Zeit wieder anfangt, es feindlich zu behandeln? Ich dächte, es wäre schon genug von Unglück und Elend verfolgt worden, so daß christliche Völker sich ein Verdienst daraus machen sollten, es zu heben und zu beglücken. Lies doch nur einmal die Geschichte der unglücklichen Israeliten nach. Bei den Ägyptern schon thaten sie Sklavendienste und wurden von diesen endlich in die Wüste gejagt, wo sie in der traurigsten Verfassung umherirrten, bis sie endlich durch die Gnade der Phönizier in einem unfruchtbaren Eckchen Ruhe fanden. Von allen umwohnenden Völkern wurden sie angefeindet und bekriegt, wurden von den Assyrern in die Gefangenschaft geschleppt und schließlich von den Römern in alle Welt zerstreut. Wohin sie kamen, waren sie bedrückt, und das ganze Mittelalter hindurch wurden sie von Spaniern und Deutschen, Engländern und Italienern, kurz von allen Nationen mißhandelt. Ich sollte meinen, sie verdienten Teilnahme und Schonung, aber nicht eine neue Verfolgung.

Wenn du solche Ansichten hast, mein lieber Meriadec, so heirate du nur deine Chepa. Meine Ansichten sind anders, die Juden sind mir widerwärtig, und ich glaube,

sie müssen doch wohl etwas Unangenehmes an sich haben, sonst würden sie schwerlich, wie du sagst, von Anfang an bei allen Völkern der alten und neuen Zeit so unbeliebt gewesen sein. Ich wünsche dir viel Glück, habe aber nicht geglaubt, daß es einen Menschen gäbe, der so hartnäckig eine Meinung verteidigen würde, in der er von der Ansicht seiner Standesgenossen und seiner eigenen Tradition vollständig abweicht.

Siehst du, Victor, das ist es eben, sagte der Prinz. Du betrachtest die Erde und alle Sterne vom Standpunkte eines Offiziers der Garde-Kavallerie aus. Aber du kannst nicht verlangen, daß bei einem Volke, das, so lange es existirt, durch die Ungunst des Geschicks hat schachern und immer wieder schachern müssen, Männer wie Du Guesclin oder Taillefer oder Seydlitz häufig sind. Deshalb ist dir das Volk unangenehm. Aber das ist einseitig, lieber Victor. Ein alter Affe schneidet einmal keine schöne Fratze! Man soll an allen Leuten das heraussuchen, was sie Lobenswertes haben, und dergleichen findet sich immer, wenn man nur ehrlich sucht.

Der Graf zuckte die Achseln. Es war dies ein Punkt, über den er sich mit seinem Freunde und Vetter Meriadec nicht verständigen konnte.

Viertes Kapitel.

Eine gefährliche Liebe.

> Es liegt um uns herum
> Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
> Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
> Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.

Herr Irrwisch war auf dem gewohnten Wege zu seiner blassen, leidenschaftlichen Freundin, welche seit wenig Tagen nach mehrwöchentlicher Abwesenheit aus dem Bade zurückgekehrt war, als ihm unvermuteterweise deren Mann, Herr von Blankendorff selbst, die Glasthür zum Vorplatz öffnete. Die beiden Herren hatten sich nach der Badereise noch nicht wiedergesehen.

Herr von Blankendorff vermied es in der Regel, ihm zu begegnen, da er der Meinung sein mochte, daß nicht alle Leute, welche von der Frau entzückt sind, darum auch den Gatten zu schätzen wissen. Er ging auf seinen Wegen und ließ seine Frau die ihrigen wandeln.

Deshalb war es dem Finanzmann auffallend, sich heute von ihm begrüßt zu sehen.

Herr von Blankendorff aber nötigte ihn sehr artig in sein Zimmer, bot ihm eine gute Cigarre an und sprach vom Wetter und von der Oper. Der Finanzmann vermutete, Herr von Blankendorff wolle Geld von ihm leihen und überlegte bei sich, wie viel es wohl sein würde.

Aber diesmal hatte er sich getäuscht.

Kennen Sie den Prinzen von Parolignac? fragte Herr von Blankendorff.

Persönlich nicht.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, stelle ich Sie vor. Er ist drüben bei meiner Frau. Ein sehr liebenswürdiger und geistreicher Herr. Wir lernten ihn dieses Frühjahr im Allianzklub kennen, an dem Abend, wo die Skandalgeschichte mit dem türkischen Dolmetscher passirte. Nun traf es sich zufällig, daß er auch nach Wiesbaden kam, und dort haben wir ihn oft gesehen. Es war schade, daß Sie nicht dort waren.

Der Arzt hatte mir Karlsbad verordnet, sagte Irrwisch.

Es trat eine kleine Pause in der Unterhaltung ein.

Ist er schon lange drüben? fragte Irrwisch.

Kaum zwei Stunden, entgegnete Herr von Blankendorff, nachdem er die Uhr beobachtet hatte.

So! sagte Irrwisch.

Es trat wieder eine Pause ein.

Wo kaufen Sie Ihren Tabak? fragte Irrwisch.

Gefällt Ihnen die Cigarre?

Es ist ein sehr angenehmes, mildes Blatt, so daß es mir fast leid thut, die Cigarre wegzulegen. Aber ich möchte doch den Prinzen kennen lernen. Man spricht viel von ihm.

Und mit Recht, mein lieber Irrwisch, er ist ein interessanter Mann.

Herr von Blankendorff zog die Klingel.

Gehen Sie zur gnädigen Frau, gebot er dem eintretenden Dienstmädchen, und sagen Sie, wir wünschten unsre Aufwartung zu machen.

Das Mädchen ging und kam mit der Antwort, es würde der gnädigen Frau sehr angenehm sein.

So kommen Sie, sagte Herr von Blankendorff, und beide Herren gingen hinüber.

Herr Irrwisch war in höchst gereizter Stimmung. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß hier nicht alles so wie sonst sei. Er war oft unter weit geringerem Aufwande von Zeremonien bei Blankendorff gewesen, und er hatte vom Prinzen von Parolignac genug gehört, um dessen Aufenthalt in Wiesbaden und seine jetzige zweistündige Visite bei Lilli für bemerkenswert zu halten. Die Wagschale seines zwischen Leidenschaft und Vernunft

schwankenden Sinnes neigte sich in der letzten Zeit bedeutend mehr nach der letzteren Seite hin. Er sagte sich mit immer größerer Klarheit, daß sein Verhältnis zu Lilli ihm im ganzen mehr Ärger und Sorge als Vergnügen mache, und daß es ganz unleidlich geworden sei, seitdem sie ihn um die Adresse ihrer Tochter peinige. Er war beinahe entschlossen, mit ihr zu brechen. Immer wieder hielt ihn jedoch ein dämonisches Etwas von dem entscheidenden Schritte zurück. Er tadelte und verspottete sich selbst deshalb, er warf sich vor, hier der nötigen Energie zu entbehren, während er doch sein Leben lang stets das als richtig erkannte auch klug und entschieden durchgeführt habe; aber — es blieb dabei. Er ging nach wie vor den bekannten Weg. Es kam kein Ereignis von außen, das stark genug gewesen wäre, seine instinktive Furcht vor der Leere, welche eintreten mußte, sobald er Lilli nicht mehr sah, in schnellem Ansturm zu überwinden.

Aber heute schien das Schicksal den Anstoß geben zu wollen. Der Name des Prinzen trieb ihm das Blut lebhafter um. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß er heute die Gelegenheit benutzen wolle, mit ihr zu brechen. Heute war das Recht auf seiner Seite, dachte er.

Frau von Blankendorff lag in ihrer Lieblingsstellung, den Kopf auf die schlanke Hand gestützt, auf der Chaiselongue, und der Prinz saß auf einem Puff neben ihr.

Sie blieb liegen und grüßte mit einer Handbewegung. Der Prinz erhob sich zu sehr artigem Gruße und redete Herrn Irrwisch bedauernd und teilnehmend auf den Tod seines Verwandten, des armen Amadeus, an. Er werde es sich nie verzeihen, daß er dem liebenswürdigen jungen Manne das Pferd verkauft habe, auf dem er verunglückt sei.

Herr Irrwisch konnte ihm nur versichern, daß die Schuld, wenn von einer Schuld die Rede sein könne, doch nur Amadeus selbst treffe, und es entspann sich ein Gespräch, welches harmlos genug verlief, obwohl die Beteiligten das Gefühl hatten, der Boden ihres geselligen Verkehrs sei unterminirt und könne jeden Augenblick ins Wanken kommen. Man sprach unter anderm auch von einem Bilde, dem Bruststück eines jungen Mädchens, welches Lilli an demselben Tage von einem Kunsthändler gekauft hatte. Das Bild stand auf einem Stuhle in der Nähe des Prinzen.

Es ist ein Gesicht, welches eine wunderbare Anziehungskraft für mich hat, sagte sie. Beim ersten Anblick fesselte es mich.

Wer hat es gemalt? fragte der Prinz.

Der Name Lehmann steht in der Ecke. Ein unbekannter Künstler. Aber das Bild ist so glücklich aufgefaßt, daß ich nicht zweifle, der Künstler wird noch einmal berühmt werden, wenn er so fortfährt.

Ich sollte fast meinen, das Bild sähe Ihnen ähnlich, meine gnädige Frau, sagte der Prinz. Es liegt etwas im Ausdruck und namentlich auch in der Form der Stirn, was mit Ihrer ....

Bah! rief Lilli, ihn unterbrechend, ich möchte es mir wohl wünschen! Aber dies Gesicht ist reizend.

Sie seufzte.

Der Prinz glaubte wahrzunehmen, daß ihr nichts daran liege, in Gegenwart des Herrn Irrwisch Komplimente zu hören, und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Ich sehe mit Bewunderung Ihre Katze, meine gnädigste Frau, sagte er, dem Tiere mit schmeichelnder Hand über den Rücken fahrend, was diese mit behaglichem Schnurren erwiederte. Ich habe selten ein so schönes und intelligentes Tier gesehen. Es scheint meine Verehrung seiner Herrin einzusehen und mir deshalb wohlzuwollen. Ich denke dabei mit Vergnügen an eine meiner Urgroßtanten, Madame Henriette von Frankreich, die auf der Flucht vor den Truppen des Parlaments in das Dorf zurückkehrte, aus dem sie durch Kanonenschüsse vertrieben worden war, um ihr Hündchen zu holen, welches in ihrem Bett liegen geblieben war. Das Hündchen hieß Mitte. Viele Leute behaupten, die Tiere könnten nicht denken, aber ich glaube, es geschieht nur aus Hochmut. Wir wollen gern etwas Besseres sein, und weil es uns

fatal ist, daß wir unsre Vettern und Basen zwischen die Zähne bringen, behaupten wir, sie hätten keine Seele. Nach meiner Erfahrung haben die Tiere ebensogut Verstand wie die Menschen, ja, ich habe Pferde gehabt, die weit verständiger waren als ihr Reiter.

Das waren vermutlich sehr kluge Tiere, sagte Dr. Irrwisch trocken.

O, ungemein klug, entgegnete der Prinz. Dem einen hatte mein Kutscher sogar das Zählen beigebracht und sich infolge dessen für dasselbe um die Stelle des Präsidenten einer großen Bank in Paris beworben; es stellte sich jedoch heraus, daß das Tier zu ehrlich war. — Wie gefällt Ihnen denn Zola, meine gnädige Frau?

Ich finde ihn abscheulich, mein Prinz, sagte Lilli.

Nicht wahr? versetzte dieser. Deshalb erlaubte ich mir auch, Sie mit diesem Schriftsteller bekannt zu machen.

Deshalb?

Ja, ich dachte, es würde Ihnen ebenso gehen wie den Damen in Frankreich, die sich alle selbst davon überzeugen wollen, wie abscheulich er ist.

Man sollte diese Bücher konfiszziren, sagte Herr von Blankendorff, sie sind unmoralisch. Es ist ein Skandal, welchen Unrat sich dieser Autor zusammenzüschleppen erlaubt.

Nicht wahr? sagte der Prinz, das ist auch ganz meine Meinung. Solche Bücher sollten verboten werden,

denn sie verleumden alle Welt. Ich begreife gar nicht, wo der Mann nur die Modelle zu seinen Darstellungen aufgetrieben hat. Wenn man ihn liest, sollte man glauben, die gute Gesellschaft sei ein Pfuhl von Unsittlichkeit, während wir doch die feinste Blüte der modernen Kultur sind.

Dr. Irrwisch hörte dieser Unterhaltung, die sich noch ziemlich lange fortspann, mit ungeduldigem Schweigen zu.

Lilli zeigte sich gegen den Prinzen von einer vertraulichen Wärme, die Herrn Irrwisch zu besondern Betrachtungen veranlaßte, umsomehr als sie ihm gegenüber eine höchst kühle Höflichkeit zeigte. Er sagte sich, sein erstes Gefühl sei das richtige gewesen: heute sei der entscheidende Tag.

Als der Prinz sich erhob, um ins Theater zu gehen und Herr von Blankendorff sich anschickte, ihn zu begleiten, bat er Lilli um eine Tasse Thee und setzte sich in den bequemsten Lehnstuhl. Frau von Blankendorff ließ den Theetisch arrangiren, bereitete das Getränk selbst und füllte ihrem Besucher eigenhändig die große leichte Sèvrestasse, welche er gewöhnlich erhielt. Man hätte glauben können, es existire das schönste Einverständnis. Aber Lillis Augen hatten einen eigentümlichen Ausdruck von Müdigkeit und Gleichgiltigkeit, dem Blick eines halbwachen Raubtiers ähnlich, und in jede ihrer Dienstleistungen wußte sie eine feine Nüance von Nicht-

achtung ihres Gastes zu legen, die dieser nur zu wohl verstand, da er gewohnt war, in Betrachtung ihrer Hände, der Neigung ihres Kopfes, des Aufschlagens ihrer Lider und jeder kleinsten Bewegung seine Phantasie zu weiden und seine Sinne zu berauschen. So regte ihn denn dieses stumme Spiel im tiefsten Innern zum Zorn auf und machte ihn ganz seinen Vorsatz vergessen, mit ironischen Wendungen ein kühles Abschiednehmen auf immer herbeizuführen.

Er griff unruhig in die Armlehne seines Sitzes, preßte die Lippen zusammen, nahm die Theetasse, leerte sie mit einem hastigen Zuge und stieß sie zurück.

Lilli warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

Noch war kein Wort zwischen beiden gewechselt, seitdem sie allein waren, aber dieser Blick von ihrer Seite brachte ihn außer Fassung, und er begann zu sprechen.

Wie hast du dich nur mit diesem seichten Schwätzer zwei Stunden lang unterhalten können? fragte er.

Wen meinst du? fragte sie mit angenommenem Erstaunen.

Den Prinzen von Parolignac, versetzte er rauh.

Du findest ihn seicht?

Findest du ihn vielleicht tief, mit seiner Urgroßtante Henriette von Frankreich? Ich begreife nicht, wie einer von diesen Dutzendprinzen, die in Frankreich, Italien

und Rußland herumlaufen, sich unterstehen kann, mit königlichen Verwandtschaften zu prahlen. Er muß uns für sehr beschränkt halten.

Der Prinz von Parolignac ist von sehr echter Familie, entgegnete Lilli mit einem kühlen Lächeln, welches ihn noch mehr in Zorn versetzte, er ist bei Hofe vorgestellt, mit unserm höchsten Adel intim, ist auch mit Orden dekorirt, welche Männern niedriger oder zweifelhafter Herkunft niemals zu Teil werden.

Du scheinst dich genau nach ihm erkundigt zu haben.

An liebenswürdigen Leuten nehme ich stets Interesse.

Das weiß ich, sagte er höhnisch. Als ich dich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, warst du erst neunzehn Jahre alt, aber, so viel ich weiß, hattest du schon an mehr als einem liebenswürdigen Manne Interesse genommen. Du warst, wie sich der unhöfliche Shakespeare ausdrückt, schon ein kaltgewordener Bissen, den ich von andrer Leute Teller nahm.

Lillis Augen funkelten in düstrer Glut bei dieser Beleidigung, aber sie hielt an sich und entgegnete in ruhigem Tone: Ich begreife, daß du dich ärgerst, Balduin. Es geht dir immer so, wenn du dein eignes Unrecht fühlst.

Mein eignes Unrecht?

Lieber Balduin, fahre doch nicht so auf! Was wir miteinander zu besprechen haben, können wir ja in

aller Ruhe abmachen. Du bist meiner müde, das sehe ich dir seit langer Zeit an. Du spielst gern mit der Liebe, aber ihr Ernst ist dir unangenehm, weil du ernstlich nur dich selbst zu lieben vermagst. Du behandelst mich schlecht, weil du hoffst, ich würde dadurch auch deiner müde. Soll ich dir etwas gestehen? Dein Plan ist erfolgreich gewesen.

Nur noch eine kleine Frage, sagte er nach einer stummen Pause. Hast du ein Liebesverhältnis mit diesem Prinzen angefangen?

Sie stand auf der andern Seite des Tisches, und ihre schlanke Figur richtete sich höher auf, als sie mit einem kalten, scharfen, einem Dolche gleich in seine Augen stoßenden Blick antwortete: Ja.

Und du schämst dich nicht, mir das ins Gesicht zu sagen?

Nein.

Vor seinem Blick dunkelte es, und in dem Bewußtsein, daß nun der seit Jahren erhoffte und zugleich gefürchtete entscheidende Moment gekommen sei, zuckte ein körperlicher Schmerz durch sein krampfhaft arbeitendes Gehirn. Würde sie ihn wohl heute auch zurückholen, wenn er ihr Lebewohl sagte? Er hoffte es, aber er war entschlossen, sie in diesem Falle zurückzustoßen. Nachdem er eine Sekunde unbeweglich gestanden hatte, ergriff er seinen Hut, verbeugte sich und ging zur Thür.

Sie folgte ihm nicht.

Sie legte sich, als seine Schritte verhallt waren, auf die Chaiselongue, zog das chinesische Tischchen näher, goß sich eine Tasse Thee ein und nahm die „Nana“ wieder zur Hand, welche ihr der Prinz als das neueste vom Pariser Büchermarkt gegeben hatte.

Aber ihr Geist folgte den Zeilen nicht. Sie blickte bald von den vergeblich gelesenen Buchstaben auf und folgte nur ihren eigenen Gedanken. Ein siegesgewisses Lächeln verbreitete sich auf ihrem blassen Gesicht.

Dr. Irrwisch ging indessen zu Fuß durch die vom kühlen Abendwind durchwehten Straßen nach Hause, und je weiter er sich von Lillis Wohnung entfernte, desto mehr verflüchtigte sich der Nebel seiner Stirn, desto freier ward sein Kopf, desto leichter sein Herz.

Er konnte kaum begreifen, wie es möglich gewesen sei, daß er den segensreichen Schnitt, die heilbringende Operation so lange verschoben habe. Denn daß nun eine für immer giltige Trennung geschaffen worden sei, war ihm außer allem Zweifel. Ausgesprochen war das freilich nicht, aber die Situation schloß es in sich. Es war ein fait accompli geschaffen worden, sagte sich der Staatsmann. Er hatte die Brücken hinter sich abgebrochen, der reißende Strom unverzeihlicher Beleidigungen lief zwischen ihm und Lilli hin.

Er machte sich selbst Komplimente über seine Geschick-

lichkeit. Ich muß wahrhaftig ein diplomatisches Genie sein, sagte er sich. Denn diese Trennung wälzt alle Schuld auf sie. Sie hat mir eingestanden, daß sie ein Verhältnis mit dem Prinzen hat. Es ist merkwürdig, wie es mir gelingt, die schwierigsten Verwicklungen zu lösen. In wie vielen Lagen des Lebens bin ich doch schon gewesen, welche einem einfacher organisirten Kopf den Untergang bereitet hätten, und ich brauche weiter nichts zu thun, als mich meinem Genius zu überlassen! Der Genius folgt dem Flusse der Begebenheiten, blickt links, blickt rechts und erfaßt just im rechten Augenblick den rechten Platz, um den Fuß auf das Ufer zu setzen und mich in Sicherheit zu bringen, während die andern sich in den Wirbeln abquälen.

Nun brauche ich mich auch nicht weiter um ihre Tochter zu bekümmern, wie sie sie nennt. Ist das Mädchen so albern gewesen, davonzulaufen, während ich die besten Absichten mit ihr hatte, so mag sie die Schuld ihrer Unvernunft auch selber tragen. Vermutlich ist sie ein eben solcher Kobold wie die Mutter. Ich hatte mich wahrhaftig schon geängstigt und Lilli gegenüber ein böses Gewissen. Aber jetzt ist es mir ganz gleichgiltig. Wer weiß, sie hat am Ende mehr Glück im Leben, wenn ich nicht für sie sorge. Kein Mensch weiß, wie das Schicksal mit ihm spielt. Es ist alles Zufall, alles unberechenbar. Oft sind mir schon die feinsten, ver=

nünftigsten, bestbegründeten Pläne vereitelt worden, während irgend ein mäßiger Anschlag, selbst eine Thorheit zum allergrößten Erfolg führte.

Indem er solchen Gedanken nachhing und nicht um die innern Widersprüche in denselben besorgt, sondern nur darauf bedacht war, sich selbst zu schmeicheln, sich zu beruhigen und sich zu täuschen, langte Dr. Irrwisch zu Hause an und fand seine Familie im Begriff, das Abendbrot zu nehmen. Einer seiner Schwiegersöhne war mit seiner Frau da.

Die Seinigen waren sehr erstaunt, den Vater zu dieser Stunde zu erblicken, da er durch seine vielseitige und hervorragende Stellung so sehr in Anspruch genommen wurde, daß er für gewöhnlich nur bei Nacht in seiner Wohnung war. Sie freuten sich, ihn von einer bei ihm seltenen Heiterkeit zu finden. Er war gesprächig, gut aufgelegt, machte Scherze und lachte laut, ja er bezeugte Rahel eine kleine Liebkosung, indem er ihr leise mit zwei Fingerspitzen auf die Schulter klopfte, so daß sie vor Erstaunen beinahe einen Teller hätte fallen lassen. Die Nacht schlief er sehr gut, wachte mit leichtem Herzen auf, frühstückte mit seiner Frau und Sylvia, hörte geduldig Rahels fromme Wünsche bezüglich baldigen seligen Ablebens des Onkels Lovendal mit an und fuhr dann in das Geschäft.

In den prächtigen für ihn reservirten Zimmern seiner

Bank fand er eine Deputation vor, und es ward ihm eine angenehme Überraschung zu Teil. Die Herren der Deputation überreichten ihm unter verbindlicher Ansprache eine Vertrauensadresse, die von zweiundsiebzig der besten und edelsten Patrioten unterzeichnet war, angesehenen Mitgliedern seiner Partei, hervorragenden Gelehrten und sonstigen namhaften Männern der herrschenden Richtung. Es ward ihm in dieser Adresse mit energischen Worten ausgesprochen, wie sehr das deutsche Volk seine Bemühungen um die öffentliche Wohlfahrt anerkenne und wie sehr es über die niedrigen, gehässigen und widerwärtigen Agitationen der Feinde des Herrn Irrwisch entrüstet sei.

Herr Irrwisch bat die Deputation, sämtlichen Unterzeichneten seinen innigsten Dank auszusprechen, berief sich darauf, daß die Welt wisse, alle seine Bestrebungen seien nur dem Gedeihen des erhabensten aller Völker gewidmet, und lud sowohl die Deputation als sämtliche Mandanten zu einem Bankett im Kaiserhofe auf den folgenden Tag ein.

Er war sehr guter Laune. Seine Stellung in der Welt schien befestigter als je zu sein. Zwei Redakteure, welche hauptsächlich seine Finanzoperationen zum Gegenstande ihrer Angriffe gemacht hatten, saßen wegen verleumderischer Beleidigung im Gefängnis, und die Deputation, welche ihn soeben verlassen, bewies, daß die Welt ihn hochschätzte.

Er unterschrieb die Papiere, welche ihm von den leitenden Beamten der Bank vorgelegt wurden, ließ sich, nachdem dies erledigt war, ein Frühstück mit einer halben Flasche Chablis serviren und legte sich aufs Sopha, um sich bei den Memoiren Casanovas von der Last der Geschäfte zu erholen.

Aber das Buch war heute nicht so interessant wie sonst. Er ließ es bald sinken und dachte von neuem über das Glück nach, die gefährliche Lilli von Blankendorff so leicht losgeworden zu sein. Er konnte jedoch über dies Glück nicht recht nachdenken, ohne sich dabei der gefährlichen Lilli deutlich zu erinnern, und er stellte sie sich wieder vor, wie sie gestern vor ihm gestanden hatte, so höhnisch, so ruhig, und bei alledem so schön. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie ein wundervolles Weib sei, und daß all ihr Hohn, all ihre Ruhe nur eine dünne Decke über dem leidenschaftlichsten Temperament sei. Was waren ihre Gründe, ihn so ziehen zu lassen? Hatte sie ihn wirklich nie geliebt? War er nur ein Spielball ihrer Laune, eine gute Beute für ihre Habgier gewesen? Der Gedanke hatte etwas so stachelndes für ihn, daß er aufsprang und mit finsterer Stirn auf und ab schritt.

Liebte sie wirklich den Prinzen? Pah, es war unmöglich, ihr Herz war ein ausgebrannter Krater. Und wenn auch, es konnte ihm jetzt ja gleichgiltig sein — jedenfalls war es vergeblich.

In dem reichgeschnitzten Ebenholzschreibtisch des Arbeitszimmers, einem Ehrengeschenk der Beamten mehrerer von ihm abhängigen Kreditinstitute, befand sich seine Korrespondenz mit Lilli. Er zog das versteckte Fach auf, worin die Briefe lagen, und überlegte, ob es ratsam sei, die Briefe zu verbrennen. Es waren deren mehrere hundert, viele darunter zerrissen und zerlesen, Zeugen heftiger Gemütsbewegungen.

Eine Photographie Lillis, aus ihrem zwanzigsten Jahre, fiel ihm in die Hand. Er betrachtete sie sinnend.

Sie war ein reizendes Geschöpf, sagte er sich, und ich habe ein enormes Glück gehabt, daß ich sie meine Geliebte nennen durfte. Es ist ein unvergleichlich pikanter Zug in ihrem Wesen, und ich weiß die Zeit, wo mich der bloße Gedanke an sie halb rasend machen konnte, wo ich ihre hohe Frisur auf den ersten Blick unter hunderten von Köpfen im Ballsaal oder im Konzert herausfand, und wo ich in Wahrheit jenes von den Dichtern als selig gepriesene Gefühl besaß, daß die Liebe allein meine Welt ausmache.

Er nahm eine andre Photographie zur Hand, welche Lilli in ihrem späteren Lebensalter darstellte, und verglich die Bilder miteinander.

Man kann kaum sagen, daß sie verloren hätte, sagte er sich. Dem Jüngling möchte jene Schlankheit und körperliche Unreife mehr gefallen, aber ich finde diese

Fülle schöner, umsomehr, da dies Weib verstanden hat, durch alle ihre Abenteuer hindurch sich eine gewisse jungfräuliche Herbigkeit zu bewahren. Ein sonderbares Gemisch von zügelloser Frechheit und zurückhaltender Scham wohnt hinter diesen unerklärlichen Augen. Von ihr gilt wahrhaftig:

Ihr sagt: Es ist nur eine Dirne,
Schön, doch gemein trotz alledem —
Ich aber seh' auf ihrer Stirne
Der Venus heiliges Diadem.

In diesem Augenblick ward angeklopft, ein Diener trat herein und störte Herrn Irrwischs Betrachtungen durch ein Billet, worin ihm mitgeteilt wurde, es solle diesen Abend eine Versammlung zur Beratung in der Frage der Besteuerung des ländlichen Grundbesitzes stattfinden.

Der Teufel hole den ländlichen Grundbesitz! murmelte Herr Irrwisch zwischen den Zähnen.

Wenn dieses Weib einen andren Charakter hätte, dachte er dann weiter, als die unliebsame Störung vorüber war, wenn sie fügsam wäre, wie sie schön ist, wenn sie sanft, still und gehorsam wäre, anstatt einen Dämon in ihrer Brust zu beherbergen, dann hätte ich sie behalten können. Freilich, sie würde mir dann wohl längst langweilig geworden sein. Es ist eine spitzfindige Welt, in der wir leben, und man hat eine

unendliche Mühe davon, herauszufinden, was man selber will!

Er nahm eine Hand voll der alten, verknitterten und an den Bruchkanten durchgeschabten Briefe aus dem versteckten Fache und blätterte in den mit flüchtigen Zeilen bedeckten Manuskripten.

Ein schwacher Duft verbreitete sich von der Schublade aus, welche mit Briefen, Bändern, trockenen Blumen und allerhand sonstigem Liebestand angefüllt war, so daß sie sonderbar mit dem ernsten Charakter des gewaltigen Schreibtisches in der Patriotischen Handelsbank kontrastirte. Irrwisch ward durch diesen Geruch, der die Erinnerungen längst verschwundener Jahre lebhaft wieder aufregte, in ein wunderliches Träumen gewiegt. Parfümirtes, dunkles, wirres Haar kühlte wieder seine Stirn, die sich an eine weiche Schulter lehnte, eine zärtliche Hand koste ihn, eine tiefe, sanft vibrirende Stimme tönte wieder vor seinem Ohre, und die Melodien längst vergessener Tänze, zauberisch an die Jugend gemahnend, klangen dazwischen.

Mein süßer Herzensschatz, so las er in einem der zerrissenen Briefe, wie ist es nur möglich, daß ich schon drei Tage gelebt habe ohne dich. Ohne dich, chéri! Ich habe eine so tolle Sehnsucht nach dir, daß es mich fast umbringt. Ich gehe heimlich, indem ich mich von der neugierigen Tante fortstehle, in den Gartensalon

hinab, wo du mir Lebewohl sagtest, und umarme den marmornen Gott, der Zeuge unsers letzten Glückes war. Ach aber seine Glieder sind so kalt! — Wie lebst du, was treibst du, was denkst du? Es darf kein Gedanke in dir sein, der nicht den meinigen begegnet, und die meinigen sind in unaufhörlichem Zuge zu dir. — Wir hatten vorgestern ein Staatsdiner — entsetzlich. Gestern italienische Nacht — fürchterlich! Die Thoren umschwärmten mich und sagten mir Süßigkeiten, als ob meine Sinne in irgend einem Dinge, das nicht von dir kommt, etwas andres finden könnten als Bitterkeit. Da war ein junger Engländer, den ich beinahe hätte lieb haben können. In seinen Augenwinkeln saß zu Zeiten ein Lächeln, fast wie bei dir. Aber ich hasse ihn deshalb, denn er ist nicht du. Heute heult der Wind durch den Kamin, und der Regen schlägt an die Fenster. Ich sitze allein und denke dein. Wärst du doch bei mir! Wie wollte ich dich lieben, wie wollte ich mich an dich schmiegen, daß Regen und Sturm nicht mehr zu hören wären. Ach, deine lieben, lieben Hände, dein göttliches Gesicht, wie sollte das alles unter meinen Küssen vergehen. Du kannst dir nicht denken, Geliebter, wie ich nach dir schmachte! . . .

Irrwisch unterbrach die Lektüre dieses Briefes, der in seiner Fortsetzung kreuz und quer geschrieben war, und blickte in einen andern.

On est toujours puni par où l'on a pêché, hieß es hier. Ich will dir ruhig und ohne allen Anklang an die Szene schreiben. Denn ich weiß, daß es dich langweilt. Langweilt! Es langweilt dich, zu hören, daß ein Herz, welches dich einst liebte, sich zu Tode blutet. Deshalb schweige ich davon, will es mit keiner Silbe erwähnen, dich nicht mit dem Schatten eines Vorwurfs belästigen. Ist es doch meine eigne Schuld, wenn ich leide. Warum liebe ich dich mit dieser unsinnigen Leidenschaft? Diese Nacht las ich wieder und immer wieder deine Briefe, und ich war erstaunt, welche Fülle von Lügen ich dir geglaubt habe . . .

Der Brief machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn, er ließ ihn fallen und nahm einen dritten zur Hand.

Unser Verhältnis ist ernstlich bedroht, lautete es in diesem, schon sehr alten Schriftstück. Mein Papa ist in einer seiner unerträglichsten Launen. Vermutlich hat er wieder unglücklich gespielt. Er scheint etwas von unserm Verhältnis gemerkt zu haben, und ich zittere für die Zukunft. Soll ich dir alles gestehen? Er geht damit um, mich zu verheiraten. Und sein Geschmack ist so übel nicht, der Mann, den er mir zugedacht hat, könnte wohl einem Herzen, das nicht wie das meinige ganz ausgefüllt ist von einer geliebten Gestalt, verführerisch erscheinen. Er ist von Familie, vermögend und hat angenehme Manieren. Balduin, ich zittere für

die Zukunft. Dieser Mann hat ein tiefblaues Auge, aus dem eine energische Seele spricht, und es ist die Eigentümlichkeit solcher Seelen, daß sie leicht Gewalt erringen über ein weibliches Gemüt. Ich zittere für mich selber, Balduin, wenn du fortfährst, mich zu vernachlässigen und ich noch länger Gelegenheit habe, deine schwankende Liebe mit seinem ernsten Willen in der Wagschale zu vergleichen. Ich sehe, daß du für jeden Schritt, den du vorwärts thust, wieder einen zurückgehst. Sollte es wirklich so sein, wie finstere Träume mir oft vorspiegeln, daß du trotz aller deiner heiligen Schwüre an Rahel durch mehr als eine Zeremonie gefesselt wärest? Wenn das wirklich so wäre, wenn ich mich überzeugen müßte, daß es das Herz eines Verräters war, das ich so innig und vertrauend an das meinige gedrückt habe, Balduin, dann könnte ich dich mit Wollust ermorden und lächelnd zum Schaffot gehen. . . .

Doktor Irrwisch ließ die Hand mit dem Briefe sinken und blickte sinnend vor sich hin. Klingen diese Redensarten nicht wie Reminiszenzen aus schlechten Romanen? War nicht alles ein Kokettiren mit erlogenen Gefühlen? fragte er sich. Oder war es eine echte Passion und ist der Irrtum auf meiner Seite? Es ist mir völlig unmöglich, das mit Bestimmtheit angeben zu können. Bei diesem Frauenzimmer sind Lüge und

Wahrheit zu einem unentwirrbaren Gewebe verschlungen. Und doch, es ist nicht möglich, daß sie mich nicht geliebt haben sollte. Wenn ich mir vorstelle, ich wäre nur ein Spielball ihrer Laune gewesen, den sie nun mit dem Prinzen von Parolignac vertauscht — so — so habe ich nur den Wunsch, sie peitschen zu können.

Pah, ich darf mir das nicht so genau überlegen. Ich habe dies schon einmal durchgemacht, vor Jahren, und ich will nicht wieder durch eine solche Hölle von Sehnsucht, Haß und Verzweiflung gehen Ich bin jetzt älter und gesetzter. Es war vielleicht klüger, die Briefe und Bilder ruhen zu lassen, sie stören unzeitige Gespenster auf.

Er stieß das Schubfach im Schreibtisch zu und schritt auf und ab. Manche Leute denken gar nicht an Liebe, und zumal in meinem Alter ist die Sorge für ihre Kinder, für ihren Beruf und für ihre Bequemlichkeit ihre einzige Beschäftigung. Freilich, Alter — Hippokrates setzt die Zeit der männlichen Reife in die Jahre zwischen sechzig und siebzig. So stünde ich noch davor, nur daß wir wohl ein bischen degenerirt sein müssen seit jener Zeit. Es liegt wohl mehr in den persönlichen Anlagen. Da ist mein Freund Hagenbecher, der würde mich für einen Tollhäusler halten, wenn ich ihm mein Herz ausschütten wollte. Er kennt nichts außer seinen Akten, einem guten Essen und Trinken und einem

weichen Bett. Er arbeitet den ganzen Tag, und ich glaube, des Nachts träumt er von seinen Prozessen. Tinte und Feder machen seinen Himmel aus. Und so ist gar mancher. Ich glaube, es sitzen im ganzen Reichstage nicht zwanzig von meinen Kollegen, die noch einer ernstlichen Liebe fähig wären. Aber es sind eben trockene, langweilige Burschen, und ich möchte nicht mit ihnen tauschen. Sie nehmen alles ernsthaft, außer dem, was wirklich ernsthaft ist im Leben. Für mich ist die Liebe stets so notwendig gewesen wie die Nahrung selbst, wie die Luft, die ich atme — bis jetzt. Ich werde mich von nun an mit den kälteren, aber weniger gefährlichen Freuden, mit Ehren und Reichtum begnügen. Es hat alles seine Zeit.

Er blätterte in den Zeitungen und Journalen, von denen ein großer Stoß täglich frisch für ihn bereit lag, und seine Augen fielen dabei auf eine Mitteilung im Feuilleton des Frankfurter Beobachters, die ihn fesselte, weil sie sich auf etwas ihm durchaus fernliegendes bezog. „Einer der sonderbarsten Charaktere“, hieß es in diesem der amerikanischen Literatur entnommenen Artikel, „die Amerika hervorgebracht hat, war zweifellos Jonathan Chapman, im Norden und Nordwesten bekannt als Johnny Appleseed (Apfelkern), dessen Andenken durch die oft meilenweit sich hinstreckenden Apfelgärten in Pennsylvanien, Ohio und Indiana in der Erinnerung

der dortigen Bewohner befestigt ist. Als ein Held in der Ertragung selbstauferlegter Beschwerden und Mühsale, deren Früchte einst der Nachwelt reifen sollten, steht er einzig da. So anspruchslos er war — wenig Menschen dürfte es geben, die so segensreich für die Mitwelt und die kommenden Geschlechter gewirkt haben wie er. Die Früchte seiner Thaten werden jährlich auf einer Fläche geerntet, die etwa hunderttausend englische Quadratmeilen umfaßt.

Jonathan Chapman wurde im Jahre 1775 in Boston geboren. Mit einem Sack voll Apfelkernen ging er im Jahre 1801 in die Wildnisse von Westpennsylvanien, um seiner sonderbaren Neigung zu folgen, überall Apfelbäume zu pflanzen. Jedoch die schnelle Besiedlung der Gegend durch Weiße trieb ihn schon im nächsten Jahre weiter westlich. Mit einer Wagenladung voll Apfelkernen, die er bei den Ciderpressen in Pennsylvanien gesammelt hatte, kam er dort an, suchte fruchtbare Flecken an Bächen in den Wäldern, rodete das Gebüsch aus und pflanzte seine Samenschulen, die er dann mit Stangen und Gebüsch einzäunte.

Ein alter noch lebender Pionieransiedler in Jefferson County, Ohio, sah ihn im Jahre 1806 mit zwei zusammengebundenen Kähnen den Ohiofluß nach Westen zu hinabfahren, beladen mit Apfelsamen, um an den äußersten Grenzen der damaligen Ansiedelungen seinen

Beruf auszuüben. Wenn sein Vorrat erschöpft war, wendete er sich wieder nach Pennsylvanien, um mehr zu holen. Die Wasserreisen gab er später auf und trug den Samen in Säcken aus rohen Fellen auf dem Rücken. Säcke von Leinwand wären beim Wandern durch das Dickicht durch stachlige Ranken und Dornen bald zerfetzt worden. Zuweilen wurde der Sack auf dem Rücken eines abgelebten Gaules transportirt, den Appleseed aus den Händen eines hartherzigen Farmers erlöst hatte, um ihn auf einem reichen Grasplatz frei zu lassen. Die Reisen waren lang, mühevoll und einsam, doch Johnny drang mutig durch, und wo er einen reichen Flecken Erde nahe an einem Bache und umgeben von Gebüsch fand, da begann seine Arbeit mit der Rodehacke. So machte er die Wildnis blühend wie die Rosen und bildete die Grundlage für die ausgedehnten Apfelplantagen in den obengenannten Staaten, die jetzt eine Haupteinnahme derselben ausmachen.

In der Zwischenzeit fanden sich Ansiedler in jenen Gegenden ein, die damals noch die Jagdgebiete der Rothäute bildeten, und Johnny verkaufte die herangewachsenen Apfelbäumchen entweder selbst zu sehr niedrigem Preise oder beauftragte einen benachbarten Farmer mit dem Verkauf. War der Käufer arm, was meistens der Fall war, so erhielt er die Stämmchen umsonst, war er in bessern Verhältnissen, aber doch ohne Geld, so nahm

Johnny alte Kleider, Maismehl, ein altes Pferd und dergleichen, bei wohlhabenden Leuten bestand er auf Baarzahlung, und so war er selten ohne einige Dollars. Oft begnügte er sich jedoch mit einem Schuldschein, dessen Betrag er niemals einkassirte. Er fragte überhaupt wenig nach Geld, und da seine Bedürfnisse äußerst gering waren, hatte er mehr als er brauchte. Er schenkte aber sein Geld bedürftigen Ansiedlern und verwandte es zum Ankauf von Lehrbüchern des Swedenborgschen Glaubens, die er unentgeltlich verteilte, sowie zum Loskauf alter kranker Pferde.

Dieser letzte Charakterzug bezeichnete einen Hauptteil seiner Lebensaufgabe. Wo er ein Pferd grausam behandelt fand, da suchte er es zu kaufen und gab es einem humaner gesinnten Farmer unter der Bedingung freundlicher Behandlung. Die schweren Arbeiten der Pferde beim Pflügen des Waldlandes und beim Fahren auf ungebahnten Wegen brachten gar manches Pferd herunter, das dann, eine Last für seinen unbarmherzigen Besitzer, vom Hofe getrieben wurde, um zu sterben. Wo Johnny von einem solchen Vorfall hörte, suchte er emsig nach dem verstoßenen Tiere, bis er es fand, verschaffte ihm Pflege für den Winter bei einem Farmer, und im Sommer führte er es zu einem reichen Weideplatze. Auf diese Weise hatte er zuweilen eine beträchtliche Herde dieser Tiere angesammelt, die er jedoch bei

ihrer Wiederherstellung durchaus nicht verkaufen wollte, sondern lieber an solche Ansiedler verschenkte, von denen er eine gütige Behandlung seiner Schützlinge erwarten konnte. Einem Tiere Schmerzen zu verursachen, betrachtete er als eine unverzeihliche Sünde. Diesen Grundsatz befolgte er nicht bloß in Bezug auf das höhere Tierleben, sondern wandte ihn auch auf das geringste Insekt, auf das kleinste Würmchen an.

Die persönliche Erscheinung Chapmans war eben so sonderbar wie sein Charakter. Er war klein und mager, erregt und schnell in seinen Bewegungen und in seiner Sprechweise. Sein Haar war lang und rabenschwarz, die Augen schwarz und glänzend. Er führte ein beschwerdevolles Leben, schlief meistens in den Wäldern; wenn er in einem Hause übernachtete, so diente ihm der nackte Flur zur Lagerstätte. Man fand ihn gewöhnlich mit einem Kaffeesack bekleidet, in dessen Boden und Seiten er Löcher für Kopf und Arme geschnitten hatte. Fußbekleidung trug er nur im Winter, kaufte sie aber niemals, sondern fertigte sich Sandalen aus Tierfell. Seinen Hut machte er sich ebenfalls selbst, und zwar von Pappe mit einem riesigen Rande gegen die Sonnenstrahlen. Seine Kost war ebenso frugal, wie seine Kleidung armselig. Er hielt es für Sünde, ein Geschöpf zur menschlichen Nahrung zu töten, da die Erde genug hervorbringe zur Ernährung des Menschen-

geschlechts. An Stoicismus gegenüber dem Schmerz übertraf er noch die in dieser Hinsicht berühmten Indianer. Die Empfindlichkeit seiner Nerven scheint geringer als die andrer Menschen gewesen zu sein, und diese Kraft seines Geistes, verbunden mit seiner sonderbaren Erscheinung und seinen exzentrischen Handlungen, machte ihn als einen großen „Medizinmann“ unter den Indianern sehr angesehen.

Im Jahre 1847 starb Johnny Appleseed, wie ihn Jung und Alt nannte, in der Blockhütte eines Farmers bei Fort Wayen im Staat Indiana. Er war 72 Jahre alt geworden, von denen er 46 Jahre seiner Lebensaufgabe gewidmet hatte. Der Arzt an seinem Sterbelager erklärte, daß er nie einen Menschen habe so sanft entschlummern sehen.“

Irrwisch legte das Blatt aus der Hand. Eine peinliche Empfindung war durch die letzten Worte des Artikels in ihm angeregt worden.

Ob ich auch dereinst einmal sanft entschlummern werde? fragte er sich. Es ist sonderbar, daß man so oft vom Tode spricht und so selten ganz ernsthaft an ihn denkt. Man sagt wohl, und denkt auch wohl, daß er unvermeidlich sei, aber das deutliche Bewußtsein einer sicher bevorstehenden Entscheidung dieser Art hat man selten.

In diesem Augenblick hatte Irrwisch eine sehr klare

Vorstellung jenes ihm unheimlichen Schrittes, und eine Art von Beängstigung ergriff ihn. Er konnte sich nicht enthalten, allerhand Gedanken nachzuhängen, über welche er zu andern Zeiten gelacht haben würde.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn die Befürchtung, er selber könne vielleicht zu den schlechten Menschen gehören. Er schob diese Idee als eine thörichte zurück und hielt sich vor, wie viel gutes und großes er vollbracht habe, wie angesehen er sei und wie gut die Menschen von ihm dächten. Aber es war eine unglückliche Stunde: immer wieder kehrten Zweifel an der eignen Vortrefflichkeit zurück, und es zeigte sich bei ihm eine bisher unerhörte Neigung zur Selbstkritik. Er sagte sich, daß die einfachste Logik darthun müsse, er selber müsse schlecht sein, wenn der lächerliche verachtete Mann in der Wüste, von dem er soeben gelesen, gut gewesen sei. Denn er war in jeder Hinsicht dessen Gegenteil.

Es fiel ihm ein, irgendwo einmal gehört zu haben, daß man die Schlechten daran erkennen könne, daß sie ihrem Umgange Nachteil brächten, und nun durchging er in der Erinnerung mit fieberhafter Hast und Angst die ganze Reihe der Menschen, mit denen er im Leben zusammengekommen war, in der Hoffnung, jemand zu finden, dem er Gutes erwiesen habe. Aber er konnte keinen entdecken. Alle Leute, mit denen er Geschäfte gehabt hatte, waren von ihm überlistet worden. Unter

diesen war nicht einer, der nicht mit ihm zu kurz gekommen wäre. Bei jedem Handel war der Vorteil auf seiten des Herrn Irrwisch gewesen. Es war dies immer sein Stolz gewesen, weil er sich das Zeugnis geben konnte, er sei ein brillanter Geschäftsmann, der sogar den Börsenjuden an Verschlagenheit überlegen sei, aber heute war es ihm fatal, und er hätte sich gern irgend einer Gelegenheit erinnert, wo er der Betrogene gewesen wäre.

Von den Geschäftsbeziehungen ging er zu den Bekanntschaften und Freundschaften über, aber das Resultat war auch hier dasselbe. Er konnte sich wohl einiger wenigen erinnern, welche materielle Vorteile durch ihn erlangt hatten. Er hatte mehrere Freunde in gute Stellungen gebracht, aber er mußte sich gestehen, daß es nicht umsonst gewesen sei und daß diese Freunde in moralischer Hinsicht durch die Abhängigkeit von ihm gelitten hatten. Alle übrigen aber waren durch ihn entschieden lediglich geschädigt worden. Er hatte sie benutzt und fallen lassen.

Mit steigendem Unbehagen entdeckte er, daß er denjenigen Menschen am meisten geschadet hatte, welche ihm am nächsten gestanden hatten. Entweder hatte er sie mit laxen Grundsätzen vergiftet und zu Lastern verleitet, oder er hatte sie, wie seine Frau, unglücklich gemacht, und er mußte sich gestehen, daß selbst seine Kinder

nur darum leidlich davon gekommen seien, weil er sich fast gar nicht um sie bekümmert habe. Endlich stieß er in Gedanken auf Lilli, und hier atmete er auf. Lilli hatte er nicht verdorben; sie war schon eine raffinirte Kokette gewesen, als er sie kennen gelernt hatte. Dieser Gedanke raffte ihn in die Höhe, er vertrieb gewaltsam das Nachgrübeln, schüttelte dann die trübe Stimmung, welche ihn gefangen gehalten, völlig ab und gab seine Niedergeschlagenheit der Nervenerschütterung des vergangenen Tages Schuld.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber auch nicht schlechter! Wenn man mir etwas mit Recht zur Last legen kann, so ist es das, daß ich keine Grundsätze habe. Ich weiß, ich bin ein Chamäleon, heute denke ich so, morgen anders. Dafür sind aber die Leute, welche immer derselben Meinung bleiben, gemeiniglich Esel. Außerdem habe ich mich nicht selbst geschaffen. Mein Schwager Ephraim, entschieden ein bedeutender Gelehrter, hat mir ganz überzeugend nachgewiesen, daß der Charakter des Menschen, der Form seines Gehirns entsprechend, angeboren ist. Bei mir ist entschieden das Organ der Idealität stark und das Organ der Festigkeit schwach entwickelt.

Herr Irrwisch bestellte einen Wagen, machte eine Spazierfahrt durch den Tiergarten, kleidete sich an, fuhr zum Diner beim Finanzminister, heiterte sich hier völlig

auf und hielt im ferneren Verlaufe des Abends in der Versammlung seiner Parteigenossen eine glänzende Rede über die Besteuerung des ländlichen Grundbesitzes.

Es war neun Uhr, als er sich auf der Heimfahrt befand, und unwillkürlich ergriff an einer gewissen Straßenecke seine Hand die Schnur, um den Kutscher halten zu lassen. Es war die Stunde, zu welcher er Lilli zu besuchen pflegte.

Aber er ließ die Schnur wieder fallen. Nein! rief er sich zu und fuhr nach Hause. Doch es verfolgte ihn eine schmerzliche Empfindung, ein wehmütiges Ziehen in der Brust, fast wie Heimweh.

Auf dem Tische seines Arbeitszimmers fand er mehrere Briefe, öffnete sie und begann zu lesen. Aber er ertappte sich plötzlich darüber, daß er nicht mehr las, sondern im Geiste in Lillis Zimmer stand und sie mit dem Prinzen von Parolignac in zärtlicher Umarmung sah. Er sprang auf und ging unruhig hin und her. Da bemerkte er, daß er noch den langen schwarzen Rock trug, den er zu seiner Rede angezogen hatte, und er begab sich in das Ankleidezimmer, um ihn zu wechseln. Er nahm den bequemeren Rock, den er gewöhnlich trug, aus dem Schranke und wollte ihn gerade anziehen, als etwas glänzendes seinen Blick fesselte.

Eine heiße Blutwelle stieg ihm zu Kopf. Er sah, es war ein Haar, das sich am Kragen des Rockes

gefangen hatte. Er betrachtete es. Es schimmerte wie Bronze, nur einem einzigen Haupte konnte es angehören, und dies Haupt hatte vor zwei Tagen noch an seiner Brust gelegen.

Unerhört, sagte er sich. Es ist, bei Gott, doch nicht überwunden, es sind die alten Fesseln, die alten Schmerzen.

Lillis schlanke und doch volle Gestalt, ihre geschmeidigen Bewegungen, der tiefe Ton ihrer Stimme, das alles trat immer lebhafter in seiner Einbildungskraft hervor, und es vermischte sich mit diesem Bilde das des Prinzen von Parolignac.

Also doch! sagte er leise. Also doch! Es ist stärker als ich! Mein Gott, mein Gott! Sie hat mir den Pfeil in das Herz gestoßen und ich werde daran verbluten.

Er entsann sich, in seiner Kindheit etwas von einem Weibe und einem Pfeil in der Bibel gelesen zu haben, und es fiel ihm ein, seine Worte müßten von jener Stelle herrühren. „Bis sie ihm mit dem Pfeil die Leber spaltet.“

Er wollte die Stelle suchen und trat vor seine Bücherschränke.

Aber es war keine Bibel darin.

Er schellte.

Bringen Sie mir eine Bibel, holen Sie sie von meiner Frau! befahl er dem Diener.

Der Diener kam zurück. Die gnädige Frau hätten keine Bibel.

Er ging hinüber, wo Rahel und Sylvia bei der Abendarbeit saßen.

Was willst du mit der Bibel, Papa? fragte Sylvia. Sie sowohl wie ihre Mutter waren in Erstaunen über seine wiederholte Anwesenheit und sein Verlangen.

Ich wollte etwas nachlesen, sagte er.

Sylvia erhob sich.

Ich habe hier eine kleine Bibel, sagte sie.

Herr Irrwisch nahm das Buch in die Hand und schlug es auf.

La Sainte Bible, las er. Das ist ja eine französische!

Ja, ich übe mich dabei zugleich in der französischen Sprache, sagte sie.

Herr Irrwisch schmetterte das Buch zu Boden, daß Frau Rahel entsetzt in die Höhe fuhr und Sylvia ihn verwundert anstarrte.

Das ist das einzige Exemplar von Bibel, das hier im Hause ist? rief er wütend. Das Buch aller Bücher existirt bei uns gar nicht in einer anständigen und lesbaren Form? Das Wetter soll da hineinschlagen!

Aber Mann, bist du denn ganz von Sinnen? fragte Rahel. Du hast doch, so lange ich dich kenne, noch kein einzigesmal eine Bibel verlangt.

Desto schlimmer! rief er. Es ist ein Skandal, daß ich es nicht gethan habe, denn dies ist ein christliches Haus. Aber du bist schuld daran, du, du, ohne jeden Schwung und Antrieb, du Polyp meines traurigen Lebens!

Er ging hinaus, schlug die Thüre hinter sich zu, und seine Schritte verhallten.

Bin ich ein Polyp? fragte Frau Rahel, die Hände zum Himmel erhebend, Sylvia, bin ich ein Polyp?

Sie war vor Jahren einmal mit ihrem Mann im Aquarium gewesen, und die Polypen hatten von allen Tieren dort den stärksten Eindruck in ihrem Gedächtnis hinterlassen, weil sie sich eines spöttischen Wortes und Blickes von seiner Seite erinnern mußte.

Sylvia zuckte die Achseln.

Ich habe es dir immer gesagt, Mama, daß du den Papa nicht recht zu nehmen weißt.

Rahel brach in Thränen aus. Sie hatte sich noch nie so unglücklich gefühlt wie in diesem Augenblick.

O, wenn ich bedenke, schluchzte sie, daß ich deinem Vater seit dreißig Jahren die Wirtschaft führe, daß ich ihm so manchen, manchen Thaler erspart habe und immer treu gewesen bin, ohne für mich etwas zu verlangen, dann ist es hart, ein Polyp genannt zu werden! Und gestern war er doch noch so gut!

Frau Rahel war weichmütig und hatte nicht die frühere Kampfeslust. Denn mit ihrer Gesundheit ging es recht schlecht. Nachdem sie allzu stark gewesen war, magerte sie jetzt ab, litt immer mehr an Kopfschmerz und hatte eine fahle, bläuliche Farbe.

Aber auch Sylvia war sehr betroffen durch des Vaters Heftigkeit. Seit Jahren war so etwas nicht vorgekommen. Der Vater pflegte, wenn er ja einmal zu Hause anwesend war, die häuslichen Angelegenheiten mit ironischem Lächeln und fast wortlos abzufertigen.

Herr Irrwisch saß indessen wieder in seinem Arbeitszimmer, brütete vor sich hin und hatte Frau und Tochter vollständig vergessen.

Vielleicht ist es eine Thorheit, sagte er sich, daß ich mich jetzt in einer übermenschlichen Charakterfestigkeit verbeiße. Ich habe mir vorgenommen, sie nie wieder zu sehen. Gut. Ich könnte mir aber auch vorgenommen haben, nie wieder Wein zu trinken. Was für Nutzen habe ich davon, solche Vorsätze zu halten? Gar keinen Nutzen. Wenn es mir so sehr Gewohnheit geworden ist, dieses schändliche Weib zum Umgang zu haben, daß mir mit ihr meine ganze Ruhe fehlt, so thue ich doch klüger, meinen Vorsatz nicht zu halten. Das ist wahr — aber — ich bin nicht sicher, ob sie mich noch will. Der Gedanke kann mich toll machen. Pah! Sie ist eine Kokette. Sie wird dankbar sein, wenn ich wieder komme.

Sie liebt mich trotz alledem. Die Sache ist nur, wenn sie mich liebt, so wird sie mir mein Aufwallen wohl verzeihen, aber sie wird einen zu großen Genuß darin finden, mich zu peinigen. Das ist es, das ist das Schlimmste. Und wenn sie merkt, daß sie mir unentbehrlich ist, so bin ich verloren. Das ist das Gefährlichste. Nun ist sie zwar so gemeiner Natur, daß es für mich noch andre Wege giebt. Eine überwältigende Macht steckt im Glanz des Goldes, und die kleinen bedruckten Papierzettel, auf denen Ziffern zu lesen sind, haben eine unwiderstehliche Beredsamkeit. Sie wird einer wohlgefüllten und freigebigen Hand den Freundschaftsgruß nicht versagen können. Habe ich doch so oft gesehen, daß ihr Auge und ihre Hand mit der Unfehlbarkeit der Magnetnadel sich auf das Geld richteten. Vielleicht ist die Geldgier der einzige ganz unverfälschte Trieb ihrer widerspruchsvollen Natur. Wenn sie nur nicht so schlau wäre! Sie hat den Satan im Leibe. Sie merkt alles, alles! Ich habe mich oft genug gewundert, daß sie wußte, was ich dachte, als könnte sie mir die Gedanken durch die Stirn hindurch im Hirn entziffern. Wenn ich wieder zu ihr gehe, so bin ich verloren. Ich mag es anstellen, wie ich will, sie sieht, daß sie mir unentbehrlich ist, und wenn sie das merkt, so wird sie mir einen Tanz bereiten, wilder als Mazeppas Ritt. Und wenn ich ihr mein ganzes Vermögen böte, sie

würde solchen Genuß darin finden, mein Herz zu zerfleischen, daß sie es aufs Spiel setzte. Sie ist nicht von Fleisch und Blut, sie ist ein höllisches Produkt aller Leidenschaften in einer schönen verführerischen Larve! O, diese Gestalt! Diese Augen! Dieser Mund! Dieses Haar!

Fünftes Kapitel.

Eine suchende Seele.

> Die Dinge schlage dir getrost nur aus dem Sinn,
> Und höre mich und lern' erkennen: Nirgend lebt
> Ein sterblich Wesen, das die Seherkunst besitzt.

Ephraim befand sich in Heidelberg so gut, wie er sich seit langer Zeit nicht befunden hatte. Er wurde dicker und bekam blühende Farbe. Um die Nachrichten aus der Heimat bekümmerte er sich nur wenig. Die bevorstehende Erbschaft nach dem Tode seines Vetters Amadeus erhitzte sein Blut nicht. Aber in allem Wohlbefinden hätte er doch nicht Ephraim sein müssen, wenn er jemals hätte vergessen können, daß das äußere Leben nur ein Scheinleben sei und das eigentliche Leben sich ganz allein innerhalb des Hirnkastens abspiele.

Er hatte sich mit der Absicht getragen, zu Flörchens Vater zu gehen und um Flörchens Hand anzuhalten,

denn er sagte sich, daß Tugend und Sitte geböten, ein Mädchen zu heiraten, wenn man es geküßt und ihm seine Liebe erklärt habe. Ganz allein die Überlegung, daß die gegenwärtig in der evangelischen Christenheit gebräuchliche Ehe nach der Meinung mancher neuerer Theologen und auch älterer Kirchenväter nicht völlig den Absichten des Stifters der christlichen Religion entspreche, hielt ihn davon ab. Er wollte erst ganz klar in diesem Punkte sehen; denn, sagte er sich, es giebt so manche Bedenken gegen das Heiraten, daß es von großer Wichtigkeit ist, die Ansichten der höchsten Autoritäten darüber an der Quelle zu erforschen.

Dazu hatte es sich begeben, daß er die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht hatte, die in demselben Hause gerade über ihm wohnte, und einige nicht absichtslos gemachte Bemerkungen dieser jungen Dame über das Heiraten bestärkten ihn in seinem Vorsatze, den Gegenstand erst einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die junge Dame war Schauspielerin und etwas älter als Ephraim, aber sie betrachtete ihn gleichsam als ihren Vater und ältern Bruder, wie aus der Unbefangenheit und Ehrbarkeit zu schließen war, mit der sie Ephraim zu besuchen pflegte, um von ihm zu lernen. Die Bekanntschaft hatte sich dadurch angesponnen, daß Ephraim einigemale des Morgens auf den Büchern, die in der Fensterbank lagen, ein weißes Pulver fand,

welches offenbar durch das offene Fenster hereingeweht war. Er besprach sich über diese Erscheinung mit der Pflegetochter seines Hauswirts, die seine Wohnung in Ordnung zu halten hatte, und das Ergebnis der Untersuchung war ein Besuch der Schauspielerin, die sich zu entschuldigen kam. Sie erzählte, daß sie einige Rococcorollen spiele und keine weiße Perücke besitze. Sie pflege deshalb ihr eignes Haar zu pudern und abends nach der Vorstellung ihren Kopf aus dem Fenster zu stecken und den Puder aus dem Haar zu schütteln. Er müsse dann wohl in Ephraims Fenster hineingeflogen sein.

Die Schauspielerin hatte ein so natürliches und unbefangenes Wesen, daß Ephraim sich daran erfreute, und als er bemerkte, wie erstaunlich unwissend sie auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst war, wie gut und wahr sie spielte, und welchen Fonds von Mutterwitz sie besaß, da ward sie ihm noch lieber.

Wäre er ihrem Rate gefolgt, so hätte er jeden Gedanken an Heiraten aufgegeben, aber Ephraim nahm die Sache ernst. Er studirte im Alten und im Neuen Testamente über die Bedeutung der Verbindung zwischen Mann und Weib.

Als er nun das hierfür besonders wichtige siebente Kapitel im ersten Korintherbriefe Pauli suchte, fielen seine Augen zufällig auf eine andre Stelle in demselben Briefe, welche heißt: Alles was feil ist auf dem Fleisch-

markt, das esset! Und forschet nichts, auf daß ihr des Gewissens verschonet.

Sonderbar, sagte sich Ephraim. Er hatte die Eigentümlichkeit, über eine unverstandene Stelle in einem wichtigen Werke nicht hinwegspringen zu können, und war deshalb oft über manche Theologen verwundert, denen das Lesen und Erklären der Bibel so flott von der Hand ging, oder die wohl gar in der Überzeugung, daß die Heilige Schrift doch von niemand ernsthaft genommen werde, fünf gerade sein ließen. Sonderbar, sagte er sich, sonderbare Aufforderung von seiten eines heiligen Mannes! Sind doch die Gemeinden sonst dreist genug im Essen.

Ephraim sann nach und fand, daß es sicherer sei, bei seinem Studium den griechischen Text zuzuziehen. Er ging also auf die Universitätsbibliothek und holte sich die Polyglotte, in welcher der griechische und lateinische Bibeltext neben den bewährtesten deutschen Übertragungen Satz für Satz zur genauen Vergleichung sorgfältig reihenweise aufmarschirt standen. Er war so gründlich, wie man es sich von einem angehenden Professor der Geschichte nur wünschen kann. Da Sie die Übersetzungen miteinander vergleichen wollen, sagte der gefällige Bibliothekar, so möchte ich Sie hier noch auf eine neuere Schrift aufmerksam machen. Sie hat einen gelehrten Herrn zum Autor, der seit einiger Zeit die allgemeine Beachtung der Theologen auf sich zieht.

Damit reichte er Ephraim ein dem äußern Umfange nach kleines Werk, auf dessen Titel der Name Dr. Richard Nagel stand.

Es ist merkwürdig, wie groß die Frömmigkeit im Wupperthale ist, fügte der Bibliothekar lächelnd hinzu. Dieser Dr. Nagel ist ein Mediziner, und doch hat er eine Reihe von Jahren der Erforschung der ältesten Bibeltexte gewidmet. Er wohnt nämlich in Barmen.

Ephraim nahm auch diese Schrift mit und begab sich an deren Lektüre.

Der Autor derselben ging von dem Gesichtspunkte aus, daß Jesus zu der damals etwa viertausend Köpfe zählenden Gemeinde der Essäer gehört habe, welche kein Fleisch aßen, den Eid und damit auch die Ehe verwarfen und es sich zum Berufe machten, die Kranken unter den übrigen Juden, den Pharisäern und Sadducäern, zu heilen.

Das wäre nun eben nichts neues, sagte sich Ephraim. Selbst Friedrich der Große sagte das, obwohl er kein Theologe war. Aber so viel ist sicher: Der Cölibat der katholischen Kirche ist eine wohlüberlegte, durchaus christliche und heilige Institution, und ich habe niemals glauben können, Paulus hätte es im Scherze gemeint, als er sagte, daß es besser sei, nicht zu heiraten, weil der, welcher freie, sorge, was der Welt angehöre und wie er dem Weibe gefalle, der aber, welcher ledig bleibe,

sorge, wie er dem Herrn gefalle und was Gott angehöre.

Er las weiter. Der gelehrte Autor wies darauf hin, daß das griechische Wort πίστις und das ihm entsprechende lateinische Wort fides auf deutsch Treue hieße, nicht aber, wie vielfach geschehen, mit Glauben übertragen werden könne, wie denn überhaupt dem heiligen Texte kein Zwang angethan werden dürfe, um vorgefaßte theologische Meinungen zu bekräftigen. Überall finde sich ein guter Sinn und nichts Unverständliches für den, welcher demütig dem Texte folge. Wenn man getreulich übertrage, so werde man finden, daß die Seligkeit des Menschen nicht auf seinen Glauben, sondern auf seine Treue gegründet sei, nämlich auf seine Treue gegenüber dem Worte Gottes, dem verbum dei, welches das den Fleischtafeln des Herzens eingeschriebene Gesetz sei. So sei denn auch die remissio peccatorum nicht sowohl die Vergebung als vielmehr die Ablegung der Sünden, nämlich das Aufgeben einer Lebensweise, welche mit dem Gewissen streite.

Dies Wort traf Ephraim tief. Wie er seinem Vater gegenüber ausgesprochen hatte, war ihm die Vergebung der Sünden in dem gewöhnlichen Sinne stets als mit dem logischen Begriff der Gerechtigkeit unvereinbar erschienen. Er las weiter.

Getreu dem Grundsatze der Essäer — dies war der

Gedanke des Autors — habe Jesus unter der Lebensweise, welche mit dem Gewissen streite, das Fleischessen verstanden, und habe gelehrt, daß bei Annahme der natürlichen Lebensweise das Glück des Menschen die notwendige Folge sei. Als feierliche Bestätigung dieser Lehre habe er das heilige Abendmahl eingesetzt. Denn indem er den Lammbraten des Mosaischen Gesetzes vor sich auf dem Tische nicht angerührt, habe er Brot und Wein mit den Worten verteilt: Nehmet dies, denn dies ist das Fleisch, welches ich esse, dies ist das Blut, welches ich trinke. So hießen denn auch die Worte: Qui edit carnem meam et bibit sanguinem meum, habet vitam aeternam; et ego suscitabo ipsum ultimo illo die: Wer da ißt das Fleisch, das ich esse, und trinkt das Blut, das ich trinke, der führt das ewige Leben, und ich werde ihm eine Stütze sein, noch an seinem Sterbetage.

Erstaunt und voller Zweifel studirte der gute Ephraim bis in die tiefe Nacht hinein und fand unter den vielen andern Stellen, mit welchen dieser Gelehrte seine Ansicht belegte, auch jenes Wort des Paulus, welches ihn zuerst zum Nachforschen in den alten Texten veranlaßt hatte. Es hieß auf lateinisch: Quidquid in macello venditur edite nihil propter conscientiam discriminantes und Luther mußte ein Komma hinter edite angenommen haben, um zu seiner Übersetzung zu gelangen, während dieser Übersetzer las: Was auch auf dem Fleischmarkt

feil ist, esset nichts davon! Traget Rechnung euerm Gewissen. Endlich frappirte ihn in hohem Maße die Behauptung Nagels, der Sündenfall im Alten Testamente sei weder als das wirkliche Essen einer verbotenen Apfelsorte, noch auch als Allegorie der natürlichen Zeugung aufzufassen, sondern es entspreche diese Erzählung durchaus der Sage vom Prometheus, der zuerst den Ochsen tötete und dem zur Strafe dafür der Geier die Leber zerfleischte, ein Sinnbild der Krankheiten. So sei auch unter dem Sündenfalle der Abfall von der natürlichen Lebensweise zum Fleischessen verstanden, dem der Fluch der Mühsal und der Schmerzen folge. Dies bestätige Jesaias, welcher im 66. Kapitel schreibt: Wer einen Ochsen schlachtet, ist eben als der einen Mann erschlüge.

Ephraim hatte die bedenkliche Eigenschaft, daß eine Behauptung, welche Sinn hatte, mochte sie auch der allgemeinen Ansicht widersprechen, sich fester und tiefer bei ihm einbohrte, als alle sonst gut autorisirten Lehren, die ihm unverständlich blieben. Es war dies ein Hauptgrund seines Zwiespalts mit der Welt und eine Quelle vielen Verdrusses für ihn im Umgange mit seinesgleichen.

So kostete ihm denn die Lektüre dieser Schrift seine Nachtruhe, und obwohl er noch durchaus nicht von der Richtigkeit der Nagelschen Ansichten überzeugt war, wirkten sie doch bei ihm ähnlich wie die mit Widerhaken

versehenen Harpunen im Leibe des mächtigen Walfisches, der tobend im Meere umherschießt, ohne sich befreien zu können.

O, wäre ich doch wie Schaible und wie Gmelin! seufzte er, als er selbst gegen Morgen noch nicht die ersehnte Ruhe finden konnte. Immer wieder zerbrach er sich den Kopf darüber, daß Christus unverehelicht geblieben war und so der bedeutungsvollsten Schule des Lebens aus dem Wege ging, während er doch in seiner Menschheit alle Prüfungen des Menschenlooses durchkosten sollte. Er grübelte über die Gründe nach, warum die Kinder der Liebe an Gaben des Körpers und des Geistes ausgezeichnet zu sein pflegen. Dann wieder fiel ihm ein, daß die Lebensweise der Essäer schon viele Jahrhunderte vor Christo in Griechenland als die orphische für heilig galt und daß sie noch viel früher schon von den vornehmen Klassen in Ägypten und Indien geübt wurde. Es fiel ihm Epikur ein, welcher es für ein Festmahl hielt, wenn er seinem Brot und Wasser ein Stückchen Käse hinzufügte, es fiel ihm die Prophezeiung des Engels ein, der es für der Mühe wert hielt, von Johannes dem Täufer vorauszusagen, Wein und starke Getränke würde er nicht trinken; und wenn er dann an einige rührend schöne Stellen aus Luthers Tischreden dachte und sich erinnerte, daß dieser Gottesmann glaubte, daß „die Pelferlein und Hündelein“

in den Himmel kämen, daß überhaupt alle Kreatur eine unsterbliche Seele habe, dann begriff er nicht, wie es habe kommen können, daß Luther die Apostel und Evangelisten an gewissen Stellen anders verstanden habe als jene Väter der katholischen Kirche, denen die asketischen Orden ihren Ursprung verdanken, und daß er sogar den ganzen Beitrag des Apostels Jacobus zum Neuen Testamente eine „stroherne Epistel,“ epistola straminea, genannt habe.

Dann aber wieder entsann er sich der Geschichte vom Konzil zu Nicäa, wo die Bischöfe eine Auswahl unter der Menge der heiligen Schriften zu treffen hatten und in ihrer Ratlosigkeit sämtliche Evangelien eines Abends auf den Altar legten, dann hinausgingen, die Kirche zuschlossen und die Nacht hindurch zu Gott flehten, er möge ein Zeichen thun, um das wahre Evangelium offenbar zu machen. Als sie dann am andern Morgen in andächtiger Erwartung wieder in die Kirche traten, siehe, da fanden sie nur noch Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes auf dem Altare liegend, alle andern Evangelien lagen am Boden.

Wo finde ich die Wahrheit? rief Ephraim. Ist wirklich die Heilige Schrift durch Wunder zustande gekommen, welche in den Konzilen und im Sanhedrin geschahen? Wohl hatte der griechische Weise Recht, als er sagte, die Bücher seien nichts andres als eine Ge=

dächtnishilfe für den, der das schon wisse, wovon das Geschriebene handle. Denn sie hätten eine mißliche Eigenschaft und seien darin der Malerei gleich. Nämlich die Bilder stünden freilich mit dem Anschein des Lebens da, aber wenn sie befragt würden, schwiegen sie gar vornehm still. So sähen auch die Bücher wohl so aus, als ob sie etwas mitzuteilen hätten, aber wenn man sie, um sich zu belehren, nach dem Sinne der geschriebenen Worte frage, so wüßten sie keine Antwort zu geben, sondern zeigten immer nur eines und dasselbe auf. Und wenn ein Buch einmal geschrieben sei, so treibe es sich aller Orten umher, ebensowohl bei denen, für die es gar nicht passe, als auch bei den Verständigen, und wisse nicht, zu wem es reden und bei wem es schweigen solle. Und wenn ein Buch vernachlässigt oder ungerecht geschmäht werde, habe es immer seinen Vater zum Helfer nötig, denn selbst könne es sich nicht wehren und sich nicht helfen. Dieser Meinung wird auch wohl Christus selbst gewesen sein, und deshalb hat er nichts Schriftliches hinterlassen, sagte sich Ephraim. Ward doch nicht einmal seine lebendige Rede verstanden, und sagte er doch zu seinen Jüngern: „Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es nicht tragen.“ Es wäre wohl gut, ich versuchte der Wahrheit einmal von der andern Seite beizukommen und widmete mich den Naturwissenschaften.

Als er dies überlegte, fiel ihm ein, daß er einen Empfehlungsbrief an den ehrwürdigen Professor Dickson besitze, einen Brief, welchen er nicht abgegeben hatte, weil er bei seinen Studien den Rat dieses berühmten Physikers entbehren zu können geglaubt hatte. Aber jetzt, wo die philosophischen und theologischen Grübeleien ihm den Kopf verwirrt und schwer machen wollten, erschienen ihm die Naturwissenschaften unerwarteter Weise als ein frischer, heller, labender Quell. Er nahm den Empfehlungsbrief und machte, sobald eine schickliche Stunde herangerückt war, dem Physiker seinen Besuch.

Herr Geheimrat, sagte der Jüngling, ich bin in meinen Studien auf einem Punkte angekommen, wo ich ein deutlicheres Bild von dem habe, was mir fehlt, als von dem, was ich in mich aufgenommen habe.

Der alte Herr nickte mit dem Kopfe. Das ist ein Punkt, sagte er, auf dem alle Leute, welche nachdenken, früher oder später anlangen.

Alle Leute? fragte Ephraim.

Alle Leute, welche nachdenken, sagte der Alte.

Ich habe mich wesentlich mit den philosophischen Disziplinen beschäftigt, fuhr Ephraim fort. Aber wie ich glaube, daß der Naturforscher niemals einen befriedigenden Überblick über das Gesamtgebiet unsrer geistigen Errungenschaften erhalten kann, wenn er nicht

gründlich Philosophie studirt hat, so glaube ich auch, daß der Philosoph nicht in günstigerer Lage ist, wenn er sich nicht mit den Resultaten der Naturwissenschaften vertraut gemacht hat.

Da haben Sie sehr Recht, sagte der alte Herr, obwohl es ein bischen viel verlangt ist und eine solche Universalität des Wissens bei äußerst wenig Leuten vorkommt.

Mein Wunsch ist nun, mich zunächst mit den Ergebnissen der exakten Forschungen in der Physiologie bekannt zu machen, um eine feste Basis zur Erkenntnis der letzten Gründe der Dinge zu gewinnen. Dazu erbitte ich Ihren gütigen Rat.

Mein junger Freund, erwiederte der alte Herr, was diese Erkenntnis betrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß meiner Meinung nach die Wissenschaft darin in den letzten sechstausend Jahren keine Fortschritte gemacht hat.

Ephraim nickte bedächtig mit dem Kopfe. Das ist freilich wahr, sagte er langsam.

Was der Geist ist, was die Materie ist und was Gott ist, davon haben wir absolut keine Vorstellung, fuhr der alte Herr fort.

Also wären hierin die Ergebnisse der Naturwissenschaften dieselben, wie die der Philosophie! sagte Ephraim seufzend. Aber die Physiologie zum Beispiel, hat sie

denn gar nichts zu Tage gefördert, was auch nur etwa ein entscheidendes Urteil über die naturgemäße Ernährung des Menschen begründete?

Die Physiologie, mein junger Freund, ist eine Wissenschaft, deren exakte Forschungen so stark mit Glauben versetzt sind, daß ich für meine Person sehr im Zweifel bin, ob man sie überhaupt eine Wissenschaft nennen kann. Es fehlt leider noch an einem Fundament, auf dem man weiter bauen könnte, weil man über den Begriff der Lebenskraft noch ganz verschiedener Meinung ist. Was insbesondre die Ernährung betrifft, so befinde ich für meine Person mich am besten bei geklopften Beefsteaks, leichtem Bier und schwerem Rotwein, aber ich habe beobachtet, daß unsre Domestiken, welche von meiner Frau, unter uns gesagt, etwas knapp gehalten werden und im wesentlichen von schwarzem Brot und Käsequark leben, hübsche rote Backen haben.

Ephraim schwieg.

Haben die Materialisten keine Beweise vorzubringen, sagte er dann, wenn sie behaupten, die physikalischen und chemischen Kräfte hätten allein und ohne Einwirkung einer höheren Macht die gesamte Welt hervorgebracht.

Wenn man wüßte, entgegnete der Professor, was die sogenannten physikalischen und chemischen Kräfte

sind, so wäre das vielleicht nicht übel, aber da man das nicht weiß, ist die Sache problematisch. Die Herren folgen da gern der Mode.

So kennen die Gelehrten die physikalischen und chemischen Kräfte nicht?

Wir haben wohl einige Eigenschaften der Dinge entdeckt, welche an der Oberfläche liegen, aber weiter sind wir nicht gedrungen, und willkürliche Annahmen bilden die Basis der meisten Untersuchungen.

Aber man kennt doch bestimmte Gesetze. Zum Beispiel über Wärme und Kälte. So viel ich weiß, sagt Tyndall: Die schwingenden Atome, deren jedes infolge der Wärmezufuhr weiteren Raum für seine Bewegungen sucht, drängen sich gegenseitig beiseite und bewirken dadurch, daß der Körper, dessen Bestandteile sie sind, an Umfang zunimmt. Die gewöhnliche Folge von Wärmezuführung ist also Ausdehnung des Umfangs.

Der alte Herr entgegnete: Ja, das ist recht hübsch, aber ich glaube, Tyndall käme sehr in Verlegenheit, wenn man ihn fragte, was Atome sind. Übrigens dehnt die Wärme nicht immer aus. Das Wasser erreicht bei vier Grad Celsius den höchsten Grad seiner Dichtigkeit. Es dehnt sich bedeutend aus, wenn es zu Eis krystallisirt, und zieht sich zusammen, wenn es schmilzt. Tyndall gesteht, daß dem Naturforscher zur Lösung dieses Ge-

heimnisses seine Studien keinen Schlüssel bieten. Das Wasser spielt nun eine nicht ganz unbedeutende Rolle im Haushalt der Natur, und ich glaube, daß wir von Einsicht in die Geheimnisse der Weltschöpfung noch ziemlich weit entfernt sind, so lange wir nicht einmal bei diesem uns so naheliegenden Element die gewöhnlichen Erscheinungen erklären können.

Aber über das Licht haben wir doch die interessantesten Aufschlüsse gewonnen. Ich dächte, die Erkenntnis stünde fest, daß es Schwingungen des Äthers sind, die das Licht erzeugen.

Der alte Professor lachte. Lieber junger Freund, sagte er, kein Mensch weiß, was der Äther ist, kein Mensch weiß, ob es überhaupt einen Äther giebt. Dieser sogenannte Äther ist nichts als die Phantasie irgend eines erklärungssüchtigen Herrn, dem es die andern nachgesprochen haben. Es giebt über das Licht noch mehrere andre Theorien, die ebenso vage sind wie die Undulationstheorie, aber keine kann z. B. erklären, wie eine Art von Übertragung des Sonnenlichts auf andre Körper stattfinden kann, so daß diese selbstleuchtend werden. Ich habe mir da eine sehr praktische Streichholzbüchse gekauft, die bei Nacht leuchtet. Das Ding wirft alle Theorien um.

Aber mit dem Magnetismus und der Elektrizität ist es doch anders, sagte Ephraim schüchtern, da sind

doch exakte Forschungen zu verzeichnen. Ich sollte denken, Magnetismus und Elektrizität spielten eine ungeheure Rolle selbst auf allen Gebieten des praktischen Lebens.

Gewiß, erwiederte der Professor, man macht sehr nützliche Sachen damit, aber kein Mensch kann diese Kräfte erklären. Airy, der berühmte Direktor der Sternwarte von Greenwich, der im Gebiete des Magnetismus gewiß zu Hause ist wie nur einer, gesteht ehrlich ein: Wir besitzen keine Kenntnis und keine plausible Theorie des Stahl- und Eisenmagnetismus, weder von der permanenten Verteilung des Magnetismus in einem Stahlmagnet, noch von der temporären Verteilung desselben in einer Eisenstange. Bis wir eine solche Kenntnis erlangt haben, können wir dem Magnetismus den Anspruch, eine physikalische Wissenschaft zu heißen, nicht zuerkennen. Was die Elektrizität betrifft, so erklärte Faraday, nachdem er in vierzigjähriger Arbeit der Welt die wichtigsten Entdeckungen geschenkt und vier dicke Bände über Elektrizität geschrieben hatte, einem Herrn, der ihn fragte, was Elektrizität sei: Da hätten Sie mich vor vierzig Jahren fragen sollen; jetzt habe ich eingesehen, daß ich es nicht weiß.

Ephraim schwieg ganz bestürzt still, und er fragte lange Zeit gar nichts mehr. Dann schöpfte er noch einmal Mut und sagte: Gestern hörte ich in der Vor-

lesung des Herrn Professors Meyerbeer, der Gedanke sei eine Bewegung oder Umsetzung des Hirnstoffs; die Vorstellungen würden vom Gehirn in ähnlicher Weise ausgeschieden wie die Galle von der Leber; mit dem anatomischen Messer lasse sich die Seele stückweise wegschneiden und . . .

Mein junger Freund, unterbrach ihn der alte Herr, indem er seine Uhr zog, es ist jetzt die Zeit, wo ich mit einigen Kollegen zu kegeln pflege. Ich rate Ihnen auch eine solche Bewegung an. Sie stärkt den Arm und damit auch den Hirnstoff.

Ephraim erhob sich, indem er errötete.

Nicht wahr, mein junger Freund, sagte der Professor mit einem kaustischen Lächeln, indem er Ephraims Hand ergriff und gleichsam mit einem entschuldigenden Druck festhielt, es ist verletzend für einen fühlenden Mann, wenn er sehen muß, daß die Natur alle Achtung vor der Gelehrsamkeit verleugnet? Sind doch die Wissenschaften von berühmten Männern mit schönen Titeln gemacht! Aber ich denke, die gelehrten Korporationen thun sich nächstens einmal zusammen und jagen die Natur mit Schimpf und Schande aus dem Lande. Sie ist ein Skandal für die Wissenschaft.

Ephraim ging nach Hause und versank in tiefes Grübeln. Da hörte er von drüben seinen Freund Adolf Schaible Webers Aufforderung zum Tanze spielen. Er

fing an zu lachen. Wie sagt doch Meister Gottfried von Straßburg?

Das süße Leid, die bittere Lust,
Das Herzensglück, die bange Not,
Das selige Leben, leiden Tod,
Den leiden Tod, das selige Leben:
Dem Leben hab ich mich ergeben,
Der Welt will ich ein Weltkind sein.

Sechstes Kapitel.

Das korinthische Mädchen.

Bald hab ich nichts, bald hab ich alles — ach!
So leb ich traurig — glücklich Tag für Tag.

Flörchen Schaible und ihre Familie erschwerten dem guten Ephraim seinen Vorsatz, das Leben zu genießen, in keiner Weise. Sie waren von der bequemsten Umgänglichkeit. Ohne jemals in England gewesen zu sein und die Lebensweise der Lords auf ihren Landsitzen kennen gelernt zu haben, führten sie deren Grundsatz, den Gästen ihre Freiheit zu lassen, in der Praxis aus.

Sie lebten, wie sie immer gelebt hatten, sie aßen, was sie sonst gegessen hatten, und wenn Ephraim dazu kam, hatte er niemals die Empfindung, er genire. Man gab ihm einen Teller oder eine Tasse, und damit war die Sache gut.

Ephraim war sehr oft drüben. Vom Mittag an war er ein gern gesehener Gast. Des Morgens arbeitete er, und dann war auch Flörchen beschäftigt und ließ sich nicht gern sprechen. Sie besorgte das Haus, reinigte die Kleidung ihres Vaters und Bruders und kochte das Mittagessen. Dann aber machte sie Toilette und war sehr niedlich anzusehen. Zuweilen ging Ephraim schon zu Mittag hinüber. Es gab eine geschmälzte Kartoffelsuppe, oder es gab Spätzle, eine Schüssel, welche dadurch entstand, daß Flörchen einen Mehlteig durch den Sitz eines Rohrstuhls in Fett tröpfeln ließ, oder es gab Eierkuchen mit Salat, Sonntags regelmäßig Fleisch, Obst aus Gmelins Garten alle Tage. Ephraim schmeckten alle diese primitiven Gerichte, von Flörchens Hand bereitet, ausgezeichnet.

Um drei Uhr ward Kaffee getrunken. Niemals vorher hatte Ephraim einen so unschuldigen Kaffee gesehen. Niemand hätte behaupten dürfen, er sei durch diesen Trank zu einer unbedachten Handlung hingerissen worden.

Um sieben Uhr ward Abendbrot gegessen, und es war an Einfachheit durchaus dem Diner entsprechend.

Wenn Torquato Tasso anstatt am Hofe zu Ferrara bei der Familie Schaible in Pension gewesen wäre, dachte Ephraim, so würde er wohl nicht geistesverwirrt geworden sein, und kein Antonio hätte von ihm sagen dürfen, daß Gewürze, süße Sachen, starkes Getränk,

hastig von ihm verschlungen, sein Blut verdorben und seinen Sinn getrübt hätten.

Vater Schaible sowohl als Adolf verschwanden bald nach dem Abendessen und begaben sich in ihre Kneipe. Dann begannen die schönsten Stunden für Ephraim und Flörchen. Oft saßen sie im Abenddunkel am Fenster hinter dem Goldlack, oft auch machten sie in Begleitung der Basen oder der alten Damen Schaible und Gmelin Spaziergänge am Neckar hin und auf das alte romantische Schloß. Am glücklichsten aber fühlte sich Ephraim, wenn er zum Klavier seines Freundes die Lieder der Geliebten erklingen hörte. Er hatte in ihr eine Stimme entdeckt und war selig darüber. O du beneidenswertes Geschöpf, sagte er zu ihr einmal bewundernd, wie mußt du im Himmel beliebt sein! Gewiß, wenn die Götter ein Wesen, dem sie wohlwollen, mit der letzten, schönsten Gnade bedenken wollen, so verleihen sie ihm eine schöne Stimme, denn es ist wohl die Musik die Sprache der Himmlischen selber, und leichten Fluges nähert sich der Mensch im Gesange ihrem hohen Throne!

Irgendwelche Besorgnis hinsichtlich des Umgangs der beiden jungen Leute schien der Gemütsart der Familie Gmelin und Schaible gänzlich fern zu liegen. Weder Vater noch Mutter noch Bruder noch Tante noch Vettern noch Basen schienen sich jemals darum zu bekümmern, was Ephraim und Flörchen thaten.

Tiefe Reflexionen zogen durch Ephraims Sinn bei Beobachtung solcher Sorglosigkeit, Ruhe und Sicherheit und korrigirten gar manche seiner früheren Lebensanschauungen. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß Schaibles sich einer beständigen Heiterkeit des Gemüts erfreuten, daß sie sich über garnichts Sorge machten und daß sie, ohne zu wissen, was sie thaten, sich ganz naiv der großen Güter der Erde erfreuten, nach denen so viele Leute mit dem Aufgebote klügster Berechnung vergeblich zappeln. Und wenn er bedachte, daß wir Menschen doch mit aller unsrer Sorge nichts an den Fügungen des Geschickes zu ändern vermögen, so glaubte er bei Schaibles die höchste Weisheit zu erblicken.

Zuweilen hatte er versucht, mit ihnen solche Gegenstände zu besprechen, wie sie ihn selbst am meisten interessirten. Schaibles hörten seine Ideen über den Zweck der Schöpfung oder über den Gegensatz von Idealismus und Materialismus höflich mit an, aber sie gingen auf solche Gespräche nicht näher ein. Sie waren der Meinung, der Mensch solle etwas lernen, damit er sich sein Brot verdienen könne, aber darüber hinaus zu denken hielten sie im Stillen für den ersten Grad von Übergeschnapptheit.

Ephraim sprach zuweilen von solchen Gegenständen, die der meisten Menschen Ziel und Wunsch und Interesse

bilden, von großen Reichtümern und deren Entfaltung in den riesigen Metropolen, von literarischem Ruhm, von politischen Größen, die er in Berlin gekannt habe, von Ereignissen am kaiserlichen Hofe. Schaibles hörten es höflich an, aber Ephraim bemerkte, daß es keinen Eindruck auf sie machte. Sie lasen weder Bücher noch Zeitungen, kannten von den hervorragenden Produkten der neuesten Literatur nur die „Gartenlaube", große Reichtümer und kaiserliche Hofhaltungen standen ihnen nicht näher als der Sirius und der Jupiter. Sie lobten sich ein ruhiges kleines Gespräch über Dinge, die sie beurteilen konnten, etwa über den Hut, den Tante Gmelin sich aufgeputzt hatte, über den Wein, den man auf der letzten Landpartie getrunken, oder über die Verlobung von Fräulein Schenkel mit Herrn Patzenhofer.

Ephraim kam zu der Einsicht, daß doch viele Dinge in Berlin für notwendig gehalten würden, die nicht unbedingt zum Glück erforderlich seien, und wenn er sah, welcher Gesundheit sich Schaibles erfreuten, wenn er hörte, daß, abgesehen von einem Schnupfen, den Vater Schaible einmal vor zwölf Jahren gehabt hatte, nachdem er zur Zeit des jungen Mostes, in Gedanken verloren, eine Nacht im Freien geschlafen hatte, man sich keines Krankheitsfalles in der Familie entsinne, da gingen ihm allerhand Lichter auf.

Er führte eine Art von Tagebuch, das heißt, ein

Buch, in welchem er in kurzen Sätzen diejenigen seiner Gedanken fixirte, die er für charakteristische Schlüsse hielt. Dahinein schrieb er zu dieser Zeit: „Der gesunde Mensch wird keine Leidenschaften haben, weil seine Ansprüche auf Lebensgenuß durch die Annehmlichkeiten der guten Verdauungs- und Zeugungskraft befriedigt werden. Macht, Ehre und Geld sind nur ein Notbehelf für kranke Menschen. In ähnlichem Sinne schrieb auch Goethe:

Alexander und Cäsar und Karl und Friedrich die Großen
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf eine Nacht mein Lager Jedem vergönnen."

Solche Wahrnehmungen und Beobachtungen bereiteten Ephraim viele Freude, verschafften ihm manche Aufklärung, schufen ihm aber zugleich eine geheime Sorge. Er fühlte sich so wohl im Schoße der Familie Schaible, als sei er in einem Gesundheitsbade, an einem klimatischen Kurort, aber er wußte doch, daß seine Verhältnisse ihm nicht gestatteten, immer dort zu bleiben.

Es ist für den europäischen Großstädter ein hoher Genuß, in Ägypten reine Luft zu atmen, ein Licht zu sehen, das selbst Lehmhütten verklärt, und in Begleitung schwarzer Kobolde in die Wüste zu reiten; aber er weiß, daß er nicht immer in der leuchtenden Unermeßlichkeit verweilen darf und daß auf seine nervösen Augen und Ohren doch einmal wieder geschnürte Menschen, Kohlenruß und die Friktion von Eisen und Pflasterstein los-

stürmen werden. Nur in den Stunden des Vergessens kann er sich zwischen den Pyramiden und dem Nil zu Hause fühlen.

So konnte sich auch Ephraim nur in den Stunden des Vergessens ganz von dem Bewußtsein losmachen, daß es Beschäftigungen giebt, die von den Menschen mit dem Namen Wissenschaft beehrt werden, daß er selbst dazu bestimmt war, nicht in der mütterlichen Erde, sondern in dem Felde der Wissenschaft zu pflügen, und daß seine ganze Jugend zu sehr von den Gedanken an Ehre und Ruhm durchsäuert war, als daß eine ewige Anlehnung an die Schaible und Gmelin ihm gestattet werden würde. So wenig er imstande gewesen wäre, eine Sennhütte und den Alpenwind mit nach Berlin zu nehmen, so wenig konnte er Flörchen mit dorthin bringen.

Was hätte seine Mutter Clara zu einer Schwiegertochter gesagt, deren Haar so goldig, deren Busen so rund, deren Fuß so behend und deren Bildung so lückenhaft war? Zu einer Schwiegertochter, die den Besen zu führen und den Kochtopf zu regieren verstand, die aber nichts von ägyptischen Königstöchtern wußte, die das „Landhaus am Rhein" vielleicht langweilig gefunden haben würde, der Spielhagens „Problematische Naturen" keine Rätsel aufgegeben hätten, und der selbst Gustav Freytags frische Gesellen vermutlich nicht frisch genug vorgekommen wären?

Entscheidend waren für sein Verhältnis zu Flörchen übrigens solche Erwägungen nicht, obwohl er Mutter Claras Meinungen respektirte und selbst ja Mutter Claras Sohn war. Schon auf der Schule hatte er sich als eine Ausnahme von seinen Mitschülern und manchen seiner Lehrer insofern gezeigt, als er sich beim Studium der alten Autoren nicht mit den Sprachregeln allein beschäftigte, sondern der Meinung war, es stecke ein vernünftiger Sinn in den Schriften, welche der klassischen Bildung Europas zu Grunde liegen. Später führte ihn diese absonderliche Anlage so weit, daß er auf die Ansichten eines Aristoteles, eines Locke, eines Kant mehr Gewicht hinsichtlich seiner Lebensführung legte, als auf das, was die Nachbarn und guten Freunde sagten.

So unterschied sich denn der arme Ephraim immer mehr von den meisten seiner Mitmenschen, welche freilich auch die Vorschriften der großen Lehrer der Menschheit kennen gelernt haben und sie zuweilen im Munde führen, aber doch, wenn es auf die Praxis ankommt, lieber das thun, was Vetter Michel für passend hält; und so konnte er schließlich sogar dahin kommen, daß er in der wichtigsten Phase seines Lebens, bei der Frage seiner Verlobung und Verheiratung, die Lehren Jesu ernsthaft nahm.

Dabei konnte er nun nicht über den griechischen Text des Neuen Testamentes hinwegkommen, während ihn die

eigne Beobachtung Flörchens und des ganzen Wesens der Familie Schaible ebenfalls immer mehr zu der Überzeugung führten, daß es allerdings besser sei, ohne Gattin zu den Lebendigen als mit ihr zu den Toten zu gehören, wie die Essäer meinten, wenn sie vom Heiraten abrieten.

Flörchen selbst schien ihm in dieser Anschauung entgegenzukommen. Niemals entdeckte er bei ihr die leiseste Spur eines Wunsches öffentlicher Verlobung, der Gedanke an Heiraten schien ihr niemals zu kommen. Sie mußte wohl zu gesund und natürlich sein, um auf die Idee zu verfallen, die Liebe sei ein Artikel, den ein Mädchen erst dann bewilligen dürfe, wenn man ihr das Kaufgeld auf den Tisch zählt. Sie war offenbar niemals auf den Gedanken verfallen, Küsse seien Köder, um eine Versorgung zu erangeln. Sie dachte offenbar über Küsse und Liebe nicht anders nach als in dem Gefühl, es sei eine reizende Sache zu lieben und zu küssen. Sie war offenbar so schlecht erzogen, daß sie die Regungen ihres Herzens offen kund that, anstatt sie heimlich zu einem Netze zu verweben, worin sie einen Freier hätte fangen können — so dachte Ephraim.

Ihre Eltern und Verwandten aber kümmerten sich auch ferner um nichts. Sie lebten in harmloser Sicherheit dahin und meinten vielleicht in ihrer Beschränktheit, Liebende müßten selbst am besten wissen, was ihnen gut sei, und könnten nicht ohne Gefahr für ihr Lebensglück

plötzlich arretirt und mit Handschellen aneinander gefesselt werden — so dachte Ephraim. Wolkenloser und milder als in dieser Zeit konnte der Himmel nicht auf Ephraim herabstrahlen. Er lebte in den Werken der großen Alten und am Munde Flörchens, die Weisheit Griechenlands und Indiens erhob sein Haupt in den Himmel, und weiche Arme hielten ihn auf der Erde fest.

Es war so angenehm, in dem freundlichen Zimmer, das den Blick auf den alten, figurenreichen Erker hatte, in uralten, verachteten Büchern zu lesen und darin das Original der Weisheit zu finden, mit deren blassem Nachdruck sich die Koryphäen der Lehrstühle blähen. Es war so angenehm, dabei zu denken, daß der Abend das verheiße, was alle diese Weisheit doch nicht geben konnte. Es war so angenehm, den Schritt der jungen Schauspielerin zu hören, die sich mit klugen wißbegierigen Augen näherte, um eine kleine Vorlesung über Molière oder Shakespeare zu erhaschen und eine Partie für den Abend zu verabreden, wenn sie nicht zu spielen hatte. Es war so angenehm, den Ton von Adolfs Klavier zu vernehmen, hinüberzugehen und dann dem Talent der Geliebten die noch übrigen Stunden vertrauensvoll zu überlassen.

Flörchen ließ ihr Genie in Liebessachen nie im Stich. Sie war geboren zur Liebe, und wie der Fisch im Wasser fröhlich und behaglich schwimmt und plätschert,

so schwamm sie gleichsam in dem Element der kyprischen Göttin. Sie war jeden Tag neu, und nur in ihrer Zärtlichkeit blieb sie die alte, sie wußte jedem Zusammentreffen, jeder Verabredung eine gefällige und anziehende Wendung zu geben. Auch mit der Schauspielerin hatte sie sich ohne Neid und Eifersucht befreundet, und oft gab es eine fröhliche Partie, wenn die jungen Leute, Adolf und Gmelin, die Basen, die Schauspielerin samt Ephraim und Flörchen hinauszogen auf das alte Schloß und in lachendem Kreise, voll Scherz und Lust unter den hohen Bäumen schwatzten und sangen, bis die Sterne über ihnen am tiefblauen Himmel erglänzten und im Thale drunten die Lichter verlöschten.

So verging ein Tag nach dem andern, ein Monat reihte sich an den andern, der Sommer neigte sich dem Herbste zu. Da begann Ephraim zu fühlen, daß irdisches Glück keine Dauer kennt.

Es war ihm, der so feinsinnig war, eines Tages eine Kleinigkeit aufgefallen, eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, die zu bemerken er gar keine Lust hatte, die aber im Zusammenklang mit andern Kleinigkeiten für ihn doch eine Nüance im Ton seiner Glücksstimmung bedeutete.

Er hatte bemerkt, daß Flörchen sich eine Busenschleife feststeckte, während er sie küßte. Es war im Erkerfenster hinter den Blumen gewesen, während Mutter Schaible

wichtige Dinge mit Tante Gmelin gemeinsam verrichtete, nämlich die Modegeschäfte der Stadt durchforschte, um Stoff zu neuen Prunkgewändern für den Winter auszusuchen. Er hielt Flörchen umschlungen, ihr goldnes Haar umwogte seine Stirn und er küßte sie, ganz in seliger Trunkenheit verloren, als er sehen mußte, daß sie eine blaue Schleife vom Tische nahm und während des Kusses sorgfältig befestigte.

Er war nicht ganz so heiter an diesem Abend wie gewöhnlich, obwohl er sich selbst Vorwürfe wegen seiner zu großen Empfindlichkeit machte. Kleopatra, so entsann er sich, sagte einmal zu ihrem Antonius, sie wolle den Grenzstein seiner Liebe setzen, und dieser erwiederte darauf, dann müsse sie eine neue Erde und einen neuen Himmel schaffen. Ein neuer Himmel und eine neue Erde schien für den Grenzstein der Liebe Flörchens nicht nötig zu sein, es war Platz genug schon hier.

Am andern Morgen ereignete sich eine kleine Episode mit der Pflegetochter seines Wirtes. Derselbe, ein respektabler und allgemein geachteter Bürgervorsteher und vorzüglicher Kirchensänger, nur etwas dem Trunke ergeben, führte die Vormundschaft über das Mädchen und genoß daraus eine Rente von jährlich zweihundertundvierzig Thalern. Er und seine Frau hatten in der Einsicht, daß diese Einnahme verloren gehen würde, falls das Mädchen heiratete, dessen Verlobung mit einem

jungen Kaufmann hintertrieben. Daraus war nun der traurige Ausgang entstanden, daß der Geliebte das Mädchen verführt hatte und nach Amerika gereist war.

Unter vielen Thränen gestand die Arme diese Geschichte dem guten Ephraim, als er sie wegen ihres verstörten Wesens befragte. Die Mädchen gestanden ihm leicht ihre Sorgen, sie hatten eine instinktive Erkenntnis seiner Unschuld und Ehrbarkeit.

Ephraim ging die Sache sehr nahe, und er beschloß, sich des Mädchens ihren Pflegeeltern gegenüber nach Möglichkeit anzunehmen. Was seine Gedanken aber am meisten dabei beschäftigte, war die Wahrnehmung, daß das Mädchen dem Ungetreuen offenbar gar nicht zürnte, sondern daß ihre Liebe durch dessen Schlechtigkeit nur gesteigert zu sein schien.

Er sprach über den Fall mit seiner Freundin, der Schauspielerin, und diese machte dazu ein solches Gesicht und zeigte so von Schalkheit blitzende Augen, daß Ephraim ihre wahre Meinung verstand, ohne daß sie sich aussprach.

Er hatte viel zu grübeln und schrieb des Abends in sein Tagebuch: „Zwischen Mann und Weib besteht ein ewiger Kampf. Auf welcher Seite ist der Sieg? Es scheint, es würde nur der Gegner geachtet, dem nichts an seinem Siege liegt, denn wie der Mann dasjenige Weib am meisten liebt, welches ihn verschmäht, so liebt

das Weib wohl nur denjenigen mit vollem Herzen, der ihr Grund giebt zu verzweifeln."

Wenn es aber auch in Ephraims Natur lag, die Situation nebst ihrer Begründung klar zu erkennen, so lag es nicht in seiner Natur, seinen Schlüssen praktische Folge zu geben. Er sah ganz gut ein, daß Flörchens Neigung, wie Flörchen nun einmal beschaffen war, ihm schließlich ganz entschlüpfen könne, aber er war nicht imstande, ihre Neigung in der Weise zu fesseln, wie Meister Gottfried von Straßburg es beim Weltkinde voraussetzt. Es war ihm nicht gegeben, Flörchens Liebe so in Atem zu erhalten, wie es hätte geschehen müssen, um eines korinthischen Mädchens — wie er Flörchen im Herzen nannte — sicher zu sein.

Siebentes Kapitel.

In den Abgrund.

Bist du zu feige,
Derselbe Mann zu sein in That und Mut,
Der du in Wünschen bist?

Während für Ephraim der Sommer in Heidelberg unter Liebe und Philosophie verlief, brachte er Alfons finstere Gedanken und eine immer trübere Stimmung. Er konnte sich über den Verlust der Sängerin nicht beruhigen, verfolgte den Prinzen mit brennendem Haß und grübelte beständig über dem Geheimnis, das seiner Überzeugung nach der Verbindung dieses ungleichen Paares zu Grunde lag. Mehr und mehr befestigte sich bei ihm der Argwohn, daß ein Zusammenhang zwischen dem Hause Lovendal und der Spanierin bestehen müsse, und daß der Prinz durch derartige Rücksichten bewogen werde, seine Standesvorurteile beiseite zu setzen. Es war doch unmöglich,

daß der Prinz ohne irgend eine besondere Veranlassung sich entschlossen hatte, eine Theaterprinzessin zu heiraten, die er bis jetzt nur mit höflicher Ironie und spöttischer Verehrung behandelt, der er den Hof lediglich deshalb gemacht hatte, weil sie Mode war und weil er sich langweilte. Alfons hatte das ganz genau beobachtet und war oft indignirt gewesen über den Ton, den der Prinz ihr gegenüber anstimmte und der für die Spanierin gleichwohl nichts auffälliges zu haben schien. Es war ihm klar, daß irgend etwas Merkwürdiges geschehen sein müsse, um eine solche Wendung herbeizuführen.

Und immer wieder fiel ihm die sonderbare Szene mit dem Araber im Allianzklub ein, die Behauptung des Arabers, sie habe ihm das Halsband auf Cuba entrissen, die Beflissenheit seines Vetters Amadeus, an der Vernehmung des Dolmetschers teilzunehmen, und die Verschwiegenheit der Spanierin, sobald er auf ihre Jugend und ihre Familie zu sprechen kam. Er entsann sich, gehört zu haben, daß vor langer Zeit ein Bruder des großen Bankiers auf Cuba samt seiner Familie ermordet worden sei, seine Mutter bestätigte ihm diese Thatsache, und schließlich fiel ihm die auffallende Ähnlichkeit der Spanierin mit seinem verunglückten Vetter ein.

Alle diese Momente erweckten eine so starke Vermutung des wirklichen Thatbestandes in ihm, daß er den Rechtsanwalt besuchte, welcher die Sängerin in der

Klage des Arabers vertreten hatte, und diesen unter dem Vorwande eines Auftrags ihrerseits in ein Gespräch zog, welches ihm die Gewißheit gab, sie sei eine Lovendal. Denn indem er voraussetzte, sie führe diesen Namen mit Recht, und indem er von ihr als einer gebornen Lovendal sprach, veranlaßte er den Rechtsanwalt, ihm mitzuteilen, daß Chepa de Molini allerdings von dem Kläger unter dem Namen Lovendal angeschuldigt sei, daß sie aber durchaus bestreite, so zu heißen. Dies genügte ihm, und er versuchte nun, mit Hilfe seiner Mutter herauszubekommen, inwiefern diese Entdeckung voraussichtlich von Einfluß auf die erhoffte Erbschaft sein könne.

Frau Clara war im höchsten Maße aufgeregt, als ihr Alfons seine Geschichte erzählte. Sie sowohl als ihre Schwägerin Rahel hatten es sich nach Amadeus' Tode aufs eifrigste angelegen sein lassen, den armen Onkel Lovendal mit Beweisen ihrer Teilnahme zu überschütten und das Band der Verwandtschaft, welches sich hauptsächlich durch Amadeus' Schuld sehr gelockert hatte, nunmehr wieder fest zu schlingen. Aber der alte traurige Mann ward durch diese Zärtlichkeitsbeweise gar nicht gerührt. Ja er schien einen förmlichen Widerwillen gegen die Kondolenzbesuche seiner Verwandten zu hegen, und er legte sich nicht den mindesten Zwang auf, ihnen dies zu zeigen.

Geh jetzt fort, Rahel, und du kannst auch mit fortgehen, Clara, sagte er einmal, als Rahel ihm die Versicherung gab, nie und nimmermehr würde sie ihn in seiner Einsamkeit im Stiche lassen. Er behandelte seine Verwandten mit einer ruhigen, sanften Grobheit, die diesen keine Spur einer Hoffnung ließ, wenn sie geglaubt hatten, sein Herz werde unter den erwärmenden Strahlen ihrer Sympathie zerschmelzen.

Dies hatte Frau Clara auch bis jetzt abgehalten, vom Onkel Lovendal die zweitausend Thaler für Alfons zu erbitten.

Als sie nun von der cubanischen Nichte hörte, geriet sie ganz außer sich, und ihr einziger Trost war, daß doch augenscheinlich keine Annäherung zwischen Onkel Lovendal und der Spanierin stattgefunden hatte.

Im Gegenteil, die Sängerin hatte ihr Gastspiel nicht verlängert, sondern war nach Paris gereist.

Aber auch dieser Trost sollte ihr und ihrem Sohne genommen werden. Der Prinz war ebenfalls von Berlin abgereist, und nicht lange nachher war in allen Zeitungen eine Notiz zu lesen, daß in der Kirche Ste. Madeleine in Paris die Trauung des Prinzen von Parolignac mit der gefeierten Sängerin Chepa de Molini stattgefunden habe. Unter den Anwesenden hatten sich der Herzog von Lasteyrie, der Herzog von Beauchamp, der Herzog von Roseberry, die Grafen von Cadogan, Les-

cuyer, Corsini, Mastricola, Talleyrand, Orlowsky und Seillière befunden, auch der Baron von Rothschild, Herr Landauer und viele andre Mitglieder der höchsten Aristokratie, Finanz und Diplomatie. Die Herzogin von Lasteyrie und ihre Nichte, die Prinzessin von Parolignac, hatten schwarze Kostüme getragen, welche an Glanz mit dem pfauenfarbigen Seidenkleid der Herzogin von Beauchamp rivalisirten. Die Braut selbst war ganz in weiße Seide gekleidet gewesen, über die ein rosenroter Schimmer ausgegossen war, wie über das zarte Weiß der Blätter einer sich rötenden Rose. Eine reiche Spitzengarnitur hatte das schöne Kostüm geschmückt, welches durch einen zierlichen Kranz von Orangenblüten und durch einen ganz durchsichtigen feinen Schleier vollendet worden war.

Dieser Mitteilung, welche schon nicht sehr erfreulich auf Alfons wirkte, folgte eine andre von noch unangenehmerer Färbung.

Der Prinz von Parolignac, so hieß es, suche jetzt bei der königlich sächsischen Regierung die Genehmigung zur Gründung eines Majorats nach, dessen Mittelpunkt das Schloß Lissa bilden solle, während rundum ein für fünfundzwanzig Millionen Mark angekaufter kolossaler Grundbesitz die ehemalige Grafschaft Lissa um das zehnfache ihres Flächeninhalts erweitere. Dieser ganze Grundbesitz solle unter dem Namen „Baronie Lovendal“ dem jeweiligen zweiten Sohne des Chefs des Hauses

Parolignac erb- und eigentümlich zugehören, während dem ältesten Sohne Rang und Titel eines Reichsfürsten von Parolignac sammt den Besitzungen in der Normandie zukämen. Der Prinz Meriadec, jetziger Chef des Hauses, werde als dritten Titel den eines Barons von Lovendal annehmen, in Gemäßheit eines Abkommens mit dem kinderlosen Chef des Bankhauses Lovendal. Das Schloß Lissa sollte abgerissen, und an seinem Platz eine Burg im Renaissancestil aufgeführt werden, welche an Pracht die schönsten Schlösser Deutschlands übertreffen und den Namen „Burg Lovendal" erhalten sollte.

Alfons las diese Zeilen mit finsterm Schweigen, seine Mutter aber und Frau Irrwisch machten sich in einer Flut von Thränen und Verwünschungen Luft. Es war ganz klar, daß es sich um eine Enterbung der Familien Irrwisch und Stahlhardt zu Gunsten der hergelaufenen Nichte handelte.

Er hat ganz den Verstand verloren! rief Frau Clara. Diesem Prinzen von Parolignac, der die Ursache zu Amadeus' Unglücksfall gewesen ist, dem wendet er es zu. Wer weiß, es ist am Ende ein Komplott, und der Prinz hat ihm nur deshalb die wilde Bestie verkauft, um ihn aus dem Wege zu räumen. Und das sieht der alte Thor nicht ein. Aber er ist so verrannt in seinen ruchlosen Ehrgeiz und in seine alberne Eitelkeit, daß er schon zufrieden ist, wenn sein Vermögen nur

an einen vornehmen Mann kommt, und wenn sein Name an eine Burg geklebt wird und in genealogischen Stammbäumen fortlebt. Darüber vergißt er seine lebendigen Erben, deren Vater ihm in der Not geholfen und den Grundstein zu seinem Reichtum gelegt hat. Aber Gott wird ihn dafür strafen!

Alfons sagte kein Wort, aber seine gerunzelte Stirn und sein düster flammender Blick verkündeten den Sturm in seinem Innern.

Ist das ganz gewiß und wahrhaftig so, daß der Großvater den Grund zum Lovendalschen Reichtum gelegt hat? fragte er.

Ei, darauf will ich sterben, rief seine Mutter. Simons Vater war ein armer Jud, der mit dem Stock und dem Hasensarg auf die Dörfer ging, Simon selbst fing vor vierundfünfzig Jahren mit zehn Thalern an und mußte dreimal Bankerott machen, ehe er ein Bankiergeschäft gründen konnte.

Auch Frau Rahel bestätigte es. Sie ward vielleicht am härtesten von der Aussicht auf Enterbung getroffen. Sie war ganz zerschmettert von der Nachricht und begann von Stund an mit dem Kopfe zu wackeln.

Alfons ward noch von einem andern schmerzlichen Ereignis betroffen. Er erhielt die dienstliche Mitteilung, daß er nach Ablauf der bestimmten Zeit auf der Kriegsakademie wieder zu seinem Regimente zurückkehren solle,

um die erworbenen Kenntnisse in der Front zu verwerten.

Ah! rief er, ich bin doch der Spielball der widrigsten Geschicke! Er brütete stumm drei Tage lang, dann erklärte er, seinen Abschied einreichen und nach London gehen zu wollen. Diesen Entschluß führte er auch zum Teil, trotz des Widerstandes seiner Mutter, aus. Er erbat und erhielt den Abschied.

Aber nach London reiste er vorläufig noch nicht. Er erwog einen düstern Plan.

Das Ding muß zur Entscheidung kommen, so oder so, dachte er. Was habe ich vom Leben? Wenn ich es nicht erreichen kann, so zu leben, daß mir das Dasein ein Genuß ist, so will ich lieber gar nicht sein. Aber ich werde es erreichen! Nur der Mensch, der auf halbem Wege stehen bleibt, geht verloren, wer aber keine Skrupel kennt, der kann haben, was er will. Und inwiefern sollte ich mir Skrupel machen? Will ich doch nur mein gutes Recht verfolgen. Also: vogue la galère!

Er war in dieser Zeit viel in der Villa des Bankiers zu sehen, den er mit einer angenehmen, leichten Unterhaltung, wie sie ihm zu Gebote stand, zu erheitern suchte, und nicht ohne Glück. Der alte Freiherr hatte an dem lebendigen hübschen Großneffen immer Gefallen gefunden und gab ihm unter allen Verwandten von dieser Seite den Vorzug, obwohl Amadeus einem nähern

Umgang hinderlich gewesen war. Jetzt nahm er einigen Anteil an Alfons' Plane, ein Geschäftsmann zu werden, und versprach ihm Empfehlungen nach London. Von dem Prinzen Parolignac und der Sängerin Chepa vermied Alfons weislich zu reden.

Eines Abends nun im September packte Alfons einen kleinen Reisekoffer mit den notwendigsten Effekten, ließ ihn unbemerkt von seinen Eltern aus dem Hause tragen und nach dem Anhaltischen Bahnhof bringen, steckte seinen Revolver in die Brusttasche und fuhr hinaus nach der Villa, wo er zu dieser Zeit den alten Bankier allein in dem kleinen Arbeitszimmer zu finden gedachte, welches dieser sich im ersten Stock hatte einrichten lassen und welches ihm behaglicher war als das schön gemalte zu ebener Erde.

Die Diener, welche ihn kannten, führten Alfons ohne weiteres hinauf in dies Zimmer, wo der Bankier an seinem Schreibtisch saß und verwundert über den späten Besuch von der Zeitung aufblickte.

Alfons blieb zaudernd in der Thür stehen, das Herz klopfte ihm so mächtig, daß er kaum Atem zu holen imstande war. Er sah mit verschwimmendem Auge den Verwandten vor sich sitzen, der immer gütig gegen ihn gewesen war und den er nun im Frieden seiner Wohnung anzugreifen beschlossen hatte. Aber der Gedanke, daß es Feigheit sein würde, jetzt zurückzugehen, trieb ihn vorwärts.

Er bat mit stockendem Atem, die unpassende Zeit zu entschuldigen und setzte sich unmittelbar neben den Schreibtisch, dergestalt, daß er dem alten Manne jeden Ausweg aus der Ecke versperrte.

Ich komme deshalb so spät, sagte er, weil ich Sie allein zu sprechen wünschte, denn ich habe eine ernsthafte Sache.

Der Ton seiner Stimme klang heiser, und seine Augen glänzten fieberhaft, so daß dem Freiherrn ein unbehagliches Gefühl durch die Nerven rieselte, als er den jungen Mann beobachtete. Er schob den Stuhl zurück, indem er unwillkürlich bestrebt war, einen andern Platz zu nehmen, aber Alfons ergriff mit einer hastigen Bewegung seine Hand und bat ihn, sitzen zu bleiben und ihn vollständig anzuhören.

Der Bankier gehorchte, denn es bemächtigte sich seiner mehr und mehr eine große Bangigkeit, und seine Phantasie malte ihm eine schreckliche Szene nach der andern aus, die reichen Männern in der Einsamkeit begegnet war. Er sah deutlich, daß Alfons nicht so war, wie sonst, daß eine fremde Gewalt ihn erfaßt zu haben und zu einem verzweifelten Schritt zu treiben schien.

Was willst du denn? fragte er, indem er sich bemühte, eine ruhige Haltung anzunehmen, obwohl er merkte, daß das Blut aus seinen Wangen wich und die Knie ihm bebten.

Durch alle Zeitungen ging die Mitteilung, sagte Alfons, indem er den alten Herrn fixirte und allmählich in dem Bewußtsein, jetzt müsse er vorwärts, seine Ruhe wieder gewann, daß der Prinz von Parolignac die Sängerin Chepa de Molini geheiratet habe, und daß er mit Ihnen ein Abkommen über ein sogenanntes Majorat Lovendal getroffen habe. Ist meine Vermutung begründet, daß diese Sängerin Ihre Nichte ist, die Tochter Benjamins? Und daß Sie dieselbe zu Ihrer Universalerbin machen wollen oder schon gemacht haben?

Was geht das dich an? Was hast du mich darüber zur Rede zu stellen? rief der Bankier heftig. Ärger und Furcht stritten in ihm um die Herrschaft und setzten ihn in die größte Aufregung, so daß seine Lippen zuckten und seine Hände unruhig hin und her griffen, bald nach der Zeitung, bald nach der Lehne seines Stuhles.

Das geht mich sehr nahe an, und ich glaube auch das Recht zu haben, Sie deshalb zur Rede zu stellen, sagte Alfons mit festem und ruhigem Tone. Sollte ich das Recht aber wirklich nicht haben, so würde ich so frei sein, es mir zu nehmen. Meine Familie ist zunächst zur Erbschaft berechtigt und hat das Geld sehr nötig, ich ganz besonders. Es thut mir ungeheuer leid, so reden zu müssen, aber ich bin in einer so desperaten Lage, daß ich mir nicht anders helfen kann. Ich frage in aller Bescheidenheit, aber auch mit unerschütterlicher

Entschiedenheit. Mir sitzt das Messer an der Kehle, mein Schicksal treibt mich, Sie sind der letzte Hoffnungsanker für mich.

Der Bankier erhob sich und wollte zu dem Klingelknopf eilen, aber Alfons hielt ihn, zwang ihn, sich wieder zu setzen und fuhr fort: Wir haben nur ein ganz ruhiges, vernünftiges Gespräch zu führen, und es braucht uns dabei niemand zu stören. Sehen Sie, Herr Großonkel und Baron, Sie sind ein vielfacher Millionär, ich bin ein armer Teufel und eigentlich noch weniger als arm, denn ich habe viele Schulden. Da ist es mir sehr fatal, daß das schöne Geld an einen fremden Prinzen kommen soll, namentlich wenn ich bedenke, daß meine Familie Ihnen erst zu dem Gelde verholfen hat, während Sie die damals geliehene Summe niemals erstattet haben.

Das ist gelogen, sagte der Bankier. Zehnmal mehr habe ich deiner Familie zugewandt, als der alte Ephraim mir je geliehen hat.

Er schöpfte einigen Mut, als er den jungen Mann verhältnismäßig vernünftig sprechen hörte, und der Gedanke, Alfons sei verrückt geworden oder vielleicht total betrunken, verschwand wieder.

Wenn dem auch so wäre, fuhr Alfons fort, so stünde das doch noch nicht im Verhältnis zu dem ungeheuern Vermögen, welches Sie besitzen, und welches Sie nicht besitzen würden, wenn Ihnen mein Großvater nicht geholfen hätte.

Wer sagt das? Wer kann das wissen? rief der Bankier. Fleißige Leute und geschickte Leute machen immer Geschäfte!

Wir wollen darüber nicht streiten, sagte Alfons ruhig. Die Frage ist einfach die: Haben Sie das ganze Vermögen der Chepa zugeschrieben oder nicht?

Darüber werde ich dir nie und nimmer Rechenschaft geben, entgegnete der Alte.

Das konnte ich mir wohl denken, sagte Alfons, und dabei zog er den Revolver aus der Brusttasche und legte ihn vor sich auf das Knie, indem er zugleich den Hahn knacken ließ.

Unbeschreiblicher Schrecken durchzuckte den armen alten Mann beim Anblick dieser Waffe. Er wurde völlig bleich, seine Lippen färbten sich blau, und seine Arme fielen kraftlos an ihm herunter. Er glaubte fest, seine letzte Stunde sei gekommen, und eine finstere Nacht breitete sich um ihn aus. Er hätte nicht aufstehen können, selbst wenn er gewollt hätte, seine Knie waren vollständig gelähmt.

Der Anblick dieser Verzweiflung war so jammervoll, daß Alfons von Mitleid bewegt wurde und die größte Neigung verspürte, den alten Mann um Verzeihung zu bitten, den Revolver wieder einzustecken und davonzulaufen. Aber wiederum trieb ihn das Gefühl, es sei lächerlich und verächtlich, jetzt, nach solchem Vor-

gange und so nahe einer vielleicht glücklichen Entscheidung, zu wanken, zu weichen und den fast schon erkämpften Preis aufzugeben. Auch hielt er es für äußerst gefährlich, von seinem Vorhaben abzustehen, weil der alte Mann sich selbst wohl seine Furcht niemals verzeihen und deshalb alle Hebel in Bewegung setzen werde, um Rache zu nehmen. Er biß die Zähne zusammen und ging weiter. Gleichwohl versuchte er, den Alten wenigstens etwas zu beruhigen, indem er sagte: Sie haben nichts zu fürchten, diese Waffe ist nicht für Sie bestimmt.

Der Alte drehte ihm die glanzlosen Augen zu und begann wieder zu atmen.

Was willst du denn damit? fragte er nach einer Pause.

Alfons beobachtete ihn und dachte bei sich, daß er diesen Mann doch vollständig richtig beurteilt habe. Niemals würde dieser Geldmensch, den die Furcht so weich machte, seiner schüchternen Bitte zugänglich gewesen sein.

Dieser sechsschüssige Revolver, sagte er, das Instrument erhebend und die Walze drehend, ist mein letzter Trost, wenn Sie mich im Stiche lassen. Ich habe Geld nötig und ich möchte Sie bitten, mir die erforderliche Summe auf meine dereinstige Erbschaft vorzustrecken. Thun Sie das nicht, so schieße ich mir hier vor Ihren Augen eine Kugel vor den Kopf. Dann werden Sie es bereuen, hartherzig gewesen zu sein.

In der Flut von Gedanken, die durch des alten Lovendal Hirn wirbelten, war jetzt der Wunsch vorherrschend, Alfons möge so rücksichtsvoll sein, sich irgendwo anders totzuschießen, da die Welt doch groß genug sei. In unglaublicher Fülle strömten seinem Gedächtnisse Geschichten von Mordanfällen und Plünderungen, sowie Geschichten von solchen Fällen zu, wo Schießwaffen sich zufällig in verkehrter Richtung entladen hatten. Die Idee, daß dies Instrument in seiner Gegenwart abgeschossen werden sollte, war ihm äußerst unheimlich. Er stellte sich den jungen Mann vor, wie er vielleicht im letzten Augenblick sich eines Bessern besinnen und die Kugel nicht auf sich selbst, sondern auf ihn, den alten Herrn, entsenden könne, oder wie er, getroffen und sterbend am Boden liegend, toll werden und mit einem zweiten Schusse sich am Großonkel rächen könne. Er hatte bereits die körperliche Empfindung eines kleinen fremden Gegenstandes, welcher ihm den Bauch oder den Kopf durchbohrt hatte, und er sah sich von Ärzten umgeben, welche mit Sonden in seinem Leibe wühlten. Er hatte sein Leben lang eine solche Abneigung gegen Schießwaffen gehabt, daß ihm dies kurze dunkle blankpolirte Ding förmlich ein eignes Leben voller Tücke zu besitzen, ein Dämon zu sein schien, dessen Zuckungen man nicht vorher berechnen könne.

Wie viel Geld brauchst du? fragte er stöhnend und sich windend.

Eine Summe, welche mir ein völlig unabhängiges Leben sichert. Die Höhe dieser Summe überlasse ich Ihrer Großmut, doch würde ich mit weniger als dreißigtausend Thalern nicht leben können.

Der Bankier blickte ihn entsetzt an.

Es ist nicht möglich, daß er im Ernst spricht, sagte er bei sich. Er will mich nur einschüchtern.

Alfons, rief er empört, mit einer letzten Kraftanstrengung sich emporrichtend, verlaß mich und schäme dich deines unwürdigen Benehmens.

Aber Alfons hob den Revolver, und es war eine solche wütende Entschlossenheit in seinen Zügen zu lesen, daß dem Bankier die Überzeugung kam, es sei doch Ernst mit der Sache.

Halt! rief er, ich gebe dir das Geld.

Der Alte kramte in seinem Schreibtisch, und die Papierblätter zitterten in seinen Händen wie vom Winde bewegt.

Eine ungeheure Summe! sagte er lallend.

Sie scheint mir gering zu sein im Verhältnis zu fünfundzwanzig Millionen Mark, entgegnete Alfons ruhig.

Der alte Mann warf ihm einen Blick zu, der für immer in Alfons' Gedächtnis als ein Schreckbild eingegraben blieb, so voll von Zorn und Schrecken, Empörung und Vorwürfen, wie er nie den Ausdruck einer menschlichen Seele im machtlosen Kampf gegen die eigne

Schwäche gesehen hatte. Aber er begab sich ans Werk, die verlangte Summe in Wechseln anzuweisen.

Es war eine angstvolle Szene auch für Alfons, als er ruhig dabei saß, während der Greis mit krampfhaft bebender Hand schrieb. Nun, da er am Ziel seines bösen Planes war, von dessen Gelingen er sich eine schöne glückliche Zukunft versprach, überfielen ihn Reue und Furcht. Alle guten Engel seines Innern, die ermahnenden Worte seines Vaters, die edeln Empfindungen seines Herzens bäumten sich gleichsam in ihm auf und wollten ihn fortziehen, ehe das Ende seine Schandthat krönte. Aber er verwies sich selbst zur Ruhe mit den falschen Schlüssen, die so manche verwerfliche Handlungen schon dem Thäter verkappt und verkleidet als Notwendigkeiten und entschuldbare Maßregeln vorgespiegelt haben. Er rief das Bild der Sängerin in seine Erinnerung zurück und stachelte sich zum Zorn auf gegen die Intriganten, die ihm seine Liebe und sein Vermögen, seine ganze Lebensaussicht geraubt hätten. Er spendete sich selbst Beifall wegen seiner Klugheit und Entschlossenheit und sagte sich, daß der Schwimmer im Strom nach jedem Balken greifen dürfe, der ihm Rettung verspreche. Er stellte sich selber vor, daß er sein eignes Leben als Einsatz in das Spiel gebracht habe, und daß der alte Mann nur unter seiner eignen Erbärmlichkeit zu Boden sinke. Er leistete sich selber einen Eid darauf, daß er

nur nehme, was sein Eigentum sei, wenn er die Trümmer des an den Prinzen verschleuderten Vermögens für sich in Sicherheit bringe. Er gedachte endlich der Größe der Welt und seines fernern hochfliegenden Planes und rief sich zu: Fortes Fortuna!

So erlangte er die kostbaren Unterschriften, barg die Wechsel in der sichersten Tasche, wandte sich ab von dem erbarmungswürdigen Anblick des Greises und floh eiligen Schrittes.

Dieser aber blickte, als sein Peiniger fort war, starr und scheu um sich, griff mit den Händen an die Stirn, atmete schwer, versuchte zu rufen, versuchte sich zu erheben, sank aber langsam zu Boden und blieb ächzend liegen.

So fand ihn eine Viertelstunde später der Kammerdiener, aufs lebhafteste erschrocken über die Lage seines Herrn. Er trug ihn mit Hilfe der andern Diener in das Bett, und es ward schleunig ärztliche Hilfe herbeigeholt.

Die erregenden Mittel des Arztes ließen den alten Mann nach vielen Bemühungen endlich die Augen wieder aufschlagen, aber auf die lange Lethargie folgte nun eine große Aufgeregtheit. Die sonst so klugen Augen rollten ziellos umher, und sinnlose Reden entströmten mit Lachen untermischt seinem Munde. Kein Schlaf stellte sich ein.

Auch am folgenden Tage trat in dieser traurigen Verfassung keine Besserung ein. Er kannte die Personen seiner Umgebung nicht mehr, und wenn auch zeitweise eine Erinnerung sich einzustellen schien, so war sie doch unklar, denn er verwechselte die begleitenden Umstände. Beständig fast redete er von Revolvern und glaubte einen Mann vor sich zu haben, der ihn bedrohte. Er schrak zusammen, wenn man sich ihm näherte, und bat dann wieder, man möge ihn nicht verlassen. Dazu verlangte er Berichte über den Stand der Geschäfte, ging in den Zimmern umher und schalt auf den Arzt und die Diener, die ihn nicht wollten in die Stadt fahren lassen.

Von Tag zu Tag wiederholten sich zahllose Besuche und Nachfragen nach seiner Gesundheit, aber der arme alte Mann durfte keine Besuche empfangen, und die Nachfragen durften ihm nicht mitgeteilt werden. Ruhelos und schlaflos irrte er in den goldnen Gemächern umher.

Achtes Kapitel.

Falscher Liebe böses Ende.

Das Recht, mit unabweislich fester Hand,
Setzt unsern selbstgemischten, gift'gen Kelch
An unsre eignen Lippen.

Irrwisch, dem großen Finanzmann, glückten, seitdem er mit Lilli gebrochen, alle seine Pläne. Es hatte sich eine wilde Energie seiner bemächtigt, die ihn vor keinem noch so kühnen Unternehmen zurückschrecken ließ, und wenn er sich selbst fragte, woher er diesen Mut und diese Umsicht habe, so gestand er sich, daß ihm deshalb alles gelinge, weil es ihm vollständig gleichgiltig war, ob alles zu Grunde ginge.

Er verfuhr mit einer rastlosen Beobachtung der Verhältnisse und mit völliger Verachtung der Menschen, jeden Augenblick bereit, alles aufs Spiel zu setzen. Er führte Finanzspekulationen aus, die ihn hätten ruiniren können, die aber sein Vermögen und das seiner Bank

in kurzer Zeit nahezu verdoppelten. Er hatte alle Angriffe, welche sich gegen ihn richteten, zum Schweigen gebracht. Alle wohlgesinnten Organe der Öffentlichkeit erklärten sich für ihn, glänzende Schriften zu seiner Rechtfertigung erschienen, und seine Gegner wurden unter dem Gewicht der öffentlichen Meinung völlig erdrückt.

So lag er nun eines Morgens, dieses günstige Resultat überdenkend und die Bilanz seines Vermögensausweises überblickend, auf dem mechanischen Ruhestuhl, der allen seinen Bewegungen gefällig und bequem nachgab, in seinem prachtvollen Bankbureau und starrte mit verstörtem Auge vor sich hin.

Dr. Irrwisch konnte Lilli nicht vergessen.

Er hatte sich bezwungen und sie nicht besucht, weil er sich sagte, es sei klüger so, und weil er sich vor ihr fürchtete. Er hatte sie selbst dann nicht besucht, als der Prinz von Parolignac abgereist war und die Nachricht von dessen Vermählung bekannt wurde. Er wollte der Feindin nicht den Dolch in die Hand geben, womit sie ihn töten könnte. Er hatte viel versucht, sie zu vergessen, er hatte alle Mittel angewandt, die ihm bekannt waren. Er hatte zuerst alle Zerstreuungen aufgesucht, die für ihn noch Reiz zu haben schienen. Er war jeden Abend in Gesellschaft und trank Champagner im Übermaß. Er hatte sich eine neue Geliebte genommen, ein schönes, schwarzäugiges Mädchen vom Theater, mit

einer hellen Stimme. Aber es half ihm nichts. Die Gesellschaften erschienen ihm fade, der Wein schmeckte ihm nicht mehr, das schwarzäugige Mädchen langweilte ihn, so sehr er sich Mühe gab, sie reizend zu finden.

Er hatte sich mit Eifer in die Politik geworfen, er blendete durch die Beredtsamkeit, welche sein Seelenfieber ihm einhauchte, er spielte an der Börse das hohe Spiel, mit dem sich selbst die Roulettetafel und der Farotisch nicht vergleichen können.

Aber es half ihm nichts. Die Siege im Parlament boten ihm nur Verachtung derer, die ihm applaudirten, und an der Börse gewann er, bis ihm auch das Geld verächtlich wurde.

Er war eines Abends unter dem klaren Sternenhimmel stehen geblieben und hatte gedacht, wie elend es sei, sich so viel zu plagen auf der Erde, während dort oben unzählige leuchtende Körper von unermeßlicher Größe die Unendlichkeit des Universums predigten. Er glaubte, seine Seele möchte wohl Erholung finden in Betrachtung dieser Schönheit und ließ oben auf sein großes, hohes Haus ein Thürmchen von Glas setzen, das er mit Teleskopen und astronomischen Werken füllte. Er engagirte einen Herrn von der Sternwarte, der ihm Unterricht gab, und mit dem er die Gestirne beobachtete.

Aber es half ihm auch das nicht.

Die Sterne zogen ihn nicht empor, sondern er zog sie herunter, wenn er ihre strahlenden Scheiben mit dem gelehrten Freunde betrachtete. Die Zahlen und Kreise machten ihm selbst den Himmel trivial.

Diesen Morgen nun überdachte er das alles und war in einer stillen Verzweiflung, als einer seiner Diener eilfertig und mit aufgeregtem Wesen hereintrat und ihm von Hause die Nachricht brachte, die gnädige Frau sei soeben ohnmächtig zusammengestürzt und gestorben.

Dr. Irrwisch stand wie von einem elektrischen Schlage getroffen auf beiden Füßen.

Meine Frau ist tot? fragte er.

Ja, sagte der Diener.

Ist das gewiß?

Wir haben den Herrn Medizinalrat geholt, und der sagte, es sei nichts mehr zu machen.

Es ist gut, sagte Dr. Irrwisch, melden Sie meiner Tochter, ich würde sogleich kommen.

Rahel tot! sagte er sich, als der Diener gegangen war. Ich hatte nie gedacht, daß sie sterben könnte.

Er verschloß mechanisch seine Papiere und stellte sich gedankenvoll ans Fenster. Ich könnte sie ihrem Manne abkaufen und sie heiraten, dachte er, das wäre ein Mittel. Blankendorff wird zufrieden sein, wenn er ein Vermögen bekommt, das ihm gestattet, in Paris zu leben. Das ist es, das wird die Sache lösen. Sie liebt

mich, das weiß ich, und wenn ich das nicht dächte, hätte ich mich längst gehängt. Ja, sie liebt mich! Je mehr ich über ihr Benehmen nachdenke, und wenn ich die Briefe lese, die sie mir ehedem schrieb — ich kann nicht daran zweifeln, daß sie mich liebt. Es ist eine tief innere Verwandtschaft unsrer Seelen, die uns verbindet, und die uns tötlich sein muß, so lange die Verhältnisse uns trennen. Es muß so sein, sonst könnte ich nicht so unglücklich sein! Ist es mir doch unbegreiflich, daß ich so an ihr hänge, während ich sonst in meinem ganzen Leben keinen Menschen jemals ernstlich und bis zur Aufopferung meiner selbst geliebt habe. Ich fühle, daß ich durch diese Leidenschaft, wenn ich sie unterdrücken müßte, zu den schrecklichsten Verbrechen getrieben werden könnte, und das ist ein furchtbarer Gedanke. Wie rein war meine Seele, wie edel alle meine Bestrebungen! Und nun? Ich glaube, ich könnte dieses Weib ermorden, wenn sie mich nicht erhörte. Ich habe ein Gefühl in meinem Arm, als wäre es Wollust, ihr einen scharfen Stahl im Busen umzudrehen. Entsetzlich!

Er ließ vorfahren und begab sich nach Hause, um die Angelegenheiten zu besorgen, die mit dem Tode seiner Frau verbunden waren.

Sylvia weinte sehr, auch die andern Kinder und Schwiegerkinder kamen zusammen und beklagten dies plötzliche Abscheiden, Dr. Irrwisch selbst ward bewegt

und konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er die leblose Gestalt der Gattin vor sich liegen sah, und bedachte, wie lange Jahre hindurch er gewohnt gewesen war, sie zu sehen, und wie viel bitterer Haß und unüberwindliche Abneigung ihre gemeinsamen Interessen begleitet hatten.

Er bestellte ihr ein prachtvolles Begräbnis und ein marmornes Monument von sechs Meter Höhe, die Beerdigung fand unter der allgemeinen Sympathie der gebildetsten Kreise statt, das Grab verschwand unter dem Schmuck der Kränze, und am Tage nachher begab sich der Witwer mit pochendem Herzen zur Blankendorffschen Wohnung.

Lilli war allein, doch erregte ihr Anblick keine großen Hoffnungen im Herzen des befangen eintretenden.

Halb sitzend, halb liegend auf ihre Chaiselongue hingegossen, bewahrte sie eine kühle Ruhe und schien in keiner Weise die Aufregung ihres Besuchers zu teilen. Auf ihrem Schoß lag wie sonst die Angorakatze mit dem langen seidenweichen Haare, worin die schmeichelnden schlanken Hände der Dame wühlten, und das Tier mit den phosphorischen, halbgeschlossenen Augen schien ihm in seiner verschleierten Tücke und Grausamkeit das genaue Abbild der Herrin zu sein, deren verhaltene Leidenschaft ihn beunruhigte.

Ich bin lange von dir fern gewesen, Lilli, sagte er, sich bemühend, eine gefaßte Sprache zu führen.

Beinahe sechs Wochen, entgegnete sie.

Ihre Augen blieben schläfrig auf dem Tiere haften, während sie dem Besucher mit einer Handbewegung einen Stuhl anwies.

Meine Frau ist gestorben, sagte er.

Sie streifte ihn mit einem leuchtenden Blick, der seltsam unter den halb emporgezogenen Lidern hervorzuckte, und sagte: Ich weiß, du bist in tiefer Trauer.

Wir wollen unter uns keine Heuchelei treiben, fuhr er mit gepreßter Stimme fort. Du weißt, wie mein Verhältnis zu der armen Rahel war.

Sie stieß ein kurzes, scharfes Lachen aus.

Es ist mir belehrend, zu sehen, welcher Art deine Trauer ist. Die Tiefe deiner Gefühle ist deutlich zu erkennen. Nun verstehe ich dein Benehmen gegen mich. Der Schmerz, den du um Rahel empfindest, läßt mich einsehen, wie nah es dir gegangen ist, mich zu verlieren.

Laß das, Lilli, entgegnete er. Peinige mich nicht mit solchen Bemerkungen, die dir nicht von Herzen kommen. Du weißt, wie ich für dich empfinde, und mein Benehmen beweist dir das Gegenteil von dem, was du zu glauben vorgiebst.

Der beredte Parlamentsredner hatte ihr gegenüber alle seine Gabe der Rede verloren, und sein Genie schien unter der Gewalt seiner Leidenschaft erstickt zu sein.

Als ob ich dich nicht kennte! sagte sie. Hältst du

mich für so thöricht? Ich bin in deinen Augen wohl eine große Närrin, daß du glaubst, mich mit solchen Phrasen fangen zu können!

Das sind keine Phrasen, Lilli! Und die Thatsachen liefern dir den Beweis. Keine Sekunde unsrer Trennung habe ich dich vergessen können. Wenn du mich wirklich kennst, so weißt du, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich dir versichere, daß du eine unbegrenzte Herrschaft über mich ausübst, daß ich an dich gefesselt bin, wie ein Sklave, daß ich nicht leben kann ohne dich, daß ich dich grenzenlos liebe!

Sie lachte wieder. Sehr gut! sagte sie. Du triffst allmählich den alten Ton. Sehr gut gesprochen. Nun lästere noch etwas auf die verstorbene Rahel und versichere, daß jetzt das einzige Hindernis aus dem Wege geräumt ist, was uns zu deinem Schmerz bis jetzt getrennt hat.

O, ich schwöre dir, rief er, ich schwöre dir bei allem, was heilig ist, ich schwöre dir bei meiner Ehre, bei meinem Leben —

Vortrefflich! sagte sie, ein vorzüglicher Liebhaber! Ich bin wohl sechzehn Jahre alt und komme eben aus der Pension?

Willst du mich rasend machen? zischte er voll Wut.

Ah, Balduin, entgegnete sie, du konntest es früher doch noch besser. Mich wundert nicht, daß du außer

Übung bist. Es ist einmal doch eine Wahrheit, daß alle Kunst nicht die glückliche Natur der Jugend ersetzt. Wir sollten zu verständig sein, um uns solche Szenen zu machen, denn wir sind doch beide in einem verständigen Alter. Geh du, mache dir noch mehr Geld, vermehre deine politische Größe und laß mir meine Katze, so werden wir beide ein ruhiges und vergnügliches Dasein führen.

Er sank in seinen Stuhl zurück und starrte vor sich hin.

Dann fing er nach einer Pause wieder in ruhigem Tone an: Du traust meinen Versicherungen nicht. Ich will dich zu überzeugen suchen. Verlange, was du willst, stelle mich auf die Probe.

Sie richtete sich auf. Gieb mir die Adresse, sagte sie schnell.

Eine peinliche Besorgnis durchdrang ihn bei diesem Verlangen. Das ist das einzige, sagte er schüchtern, was ich, wenigstens für den Augenblick, nicht kann.

Sie warf sich zurück und lachte laut.

Um des Himmels willen, rief er, mißverstehe mich nicht! Ich habe in dieser Sache ein unbegreifliches Unglück gehabt. Das Mädchen hat eigenmächtig seinen Aufenthaltsort verändert, und ich selbst kenne ihn zu dieser Stunde noch nicht. Aber sei gewiß, daß ich keine Mühe scheue, ihn in Erfahrung zu bringen. Ich bin ihr schon auf der Spur. Glaube mir!

Erhitze dich nicht, Balduin, sagte sie. Du redest ja durchaus glaubhaft, ganz wie ein Polizeibericht.

Er sah so deutlich ein, daß Lilli jeder ferneren Versicherung seiner Unkenntnis mißtraute, daß ihm die Zunge gelähmt erschien. Er fühlte sich zu gleicher Zeit schuldig und unschuldig — das erste, weil er so lange absichtlich den Aufenthalt des Mädchens verheimlicht hatte, das zweite, weil er nunmehr in der That die Wahrheit sprach, wenn er beteuerte, ihn nicht zu kennen. Argwöhnisch gemacht durch eine öffentliche Aufforderung in den Zeitungen, welche ihm Verdacht gegen Lilli eingeflößt, hatte er die Tochter an einen andern Ort bringen lassen wollen, und seine Helfershelfer hatten ihre Sache ungeschickt gemacht.

Doch versuchte er, Lillis Herz von einem andern Punkt aus zu bewegen.

Wir wollen mit einander suchen, sagte er. Traue du mir nur. Ich habe einen Plan — eine große Idee. Ich habe viel erreicht im Leben, dir lege ich es zu Füßen. Du sollst nicht glauben, du sollst sehen. Ich kann Blankendorff zum reichen Manne machen, und es wird für uns beide immer noch genug übrig sein, um alle unsre Wünsche zu erfüllen. Nie will ich dir einen Grund zur Klage geben, mein ganzes Leben soll deinem Dienste geweiht sein, wenn du dich entschließen willst, ganz die meine zu werden, dich durch den Ehebund mit mir zu vereinigen.

Er sah sie angstvoll an, seine ganze Seele war in Spannung verwandelt.

Sie schloß die Augen.

Das ist höchst unmoralisch, sagte sie ruhig.

Er stieß ein bitteres Lachen aus.

Und es ist nicht allein unmoralisch, fuhr sie fort, sondern es ist auch unklug. Du bist selbst dein größter Feind, Balduin, und das kommt daher, daß du dich nicht kennst. Ich kenne dich. Du schätzest nur das hoch, was du nicht besitzest, was aber dein ist, das verachtest du. Wenn ich aller Sitte wirklich so ins Gesicht schlagen wollte, mich von dem guten Blankendorff zu scheiden und dich zu heiraten, so würde ich dich und mich nur unglücklich machen. Du hättest mich gar bald satt. Hattest du mich doch sogar schon satt, als wir noch in der Frühlingsblüte unsrer Liebe standen und als deine Frau noch lebte, so daß diese Liebe dir als eine verbotene Frucht noch besonders süß sein mußte. Sähest du mich immer um dich — ach, armer Balduin, wie langweilig würde dir das werden! Dazu würdest du dich noch mit allen deinen rechtmäßigen Kindern überwerfen, mit allen deinen Verwandten und Freunden, die nicht begreifen würden, wie der große Staatsmann auf solche Abwege geraten sei. Eine Person wie ich, und ein Mann wie du! Nein, Balduin, du würdest es nicht ertragen können, deinen guten Ruf verloren zu haben.

Du bist viel zu abhängig von der Meinung der Leute. Jetzt denkst du das freilich nicht, aber ich weiß, daß es so kommen würde. Ich rate dir zum Guten, Balduin, vergiß mich. Es kann dir unmöglich so schwer fallen, wie du dir einbildest, oder vielmehr wie du behauptest. Du bist durch die Politik an das Komödiespielen gewöhnt, und nun kannst du es auch mir gegenüber nicht aufgeben. Das ist das Geheimnis deiner Exaltation.

Nur eines sag mir noch, sprach er leise und mit heiserer Stimme, nur ein einziges Wort, und bei der Gnade, die du hoffst, rede die Wahrheit: Liebst du mich, oder liebst du mich nicht mehr?

Sie richtete sich empor und sah ihn eine Weile ruhig an. Nein, antwortete sie dann, den Kopf schüttelnd, ich habe dich früher sehr geliebt, aber das ist vorbei. Wenn ich auch wollte, ich könnte es nicht mehr.

Sein Herz schlug in harten Schlägen, vor seinen Augen flimmerte es, in seinen Ohren brauste es, als ginge die Welt in nichts auseinander, und doch klang die Stimme Lillis entsetzenvoll aus dem betäubenden Rauschen hervor, und ein furchtbarer Schmerz durchzog seine Brust. Dann war es ihm, als sollte er auf sie zustürzen und sie mit den Händen erwürgen. Aber der Schwindel, der ihn ergriffen hatte, war so stark, daß er thatlos sitzen blieb.

So sei verflucht! murmelte er endlich, erhob sich und wankte hinaus.

Sie schnellte empor, als sich die Thüre hinter ihm schloß, schleuderte die Katze in einen Winkel und blickte mit einem wilden Triumph ihm nach. Dann begann sie eiligen und leichten Schrittes mit verschränkten Armen das Zimmer zu durchmessen, mit leuchtenden Augen und stolz getragenem Haupte.

Ich bin ein alter Mann, und es ist vorbei mit mir, sagte sich Dr. Irrwisch, als er langsam die Treppe hinabstieg. Er ging ganz anders von dannen, als das letztemal, wo Zorn und Empörung ihm Kraft gaben, wo eine ihm unbewußt auf dem Grunde seines Herzens lebende Hoffnung ihm Elastizität gab, und wo er noch das Bewußtsein eines von Hilfsmitteln reichen Geistes mit sich trug. Heute ging er mit einem wehmütigen Gefühl, gebrochen, hoffnungslos, in seinem Selbstgefühl tötlich verwundet.

Er blickte die wohlbekannten Stufen, die Wände mit ihren oft gesehenen verblaßten Malereien, und die Thür, welche sein Paradies verschloß, mit einem traurigen Abschiedsblick an. Er war gewiß, daß nun alles aus sei, daß diese Niederlage, in einem Augenblick erlitten, wo die äußeren Umstände ihm völlige Freiheit der Handlung ließen, wo er Lillis Trotz nicht mehr seinem gebundenen Stande, seiner Frau in letzter Linie zur Last legen konnte — daß diese Niederlage und Demütigung ihn selbst, seine eigene, für unwiderstehlich

gehaltene Person mit vollem Gewicht treffe und nicht wieder gut zu machen sei.

Wohl stellte sich seinem Nachdenken die Möglichkeit vor, das verlorene Mädchen wiederaufzufinden und dadurch der grausamen Geliebten Versöhnung zu erwirken; aber das war keine Lösung, deren Hoffnung ihn aufrichten konnte. Er mißtraute seiner persönlichen Gewalt über die kluge und leidenschaftliche Frau, er mißtraute ihren Absichten, er war überzeugt, daß sie die Wahrheit gesprochen, daß sie ihn wirklich nicht mehr liebte. Darin lag es, das war der Kernpunkt der ganzen Frage. Er wollte geliebt sein, er hatte das glühende Verlangen, ihrer Liebe zu gebieten, und die Gewißheit, daß er an dieser Klippe gescheitert sei, zerstörte allen seinen Mut, alle seine Hoffnung und machte ihn zum erstenmale in seinem Leben vor seinem eigenen Blick zu einem alten Manne, dessen Rolle ausgespielt war, der nun der Welt Valet geben sollte.

Eine stille, tiefe Wut auf die Geliebte, die ihn verschmäht hatte, begleitete seine Niedergeschlagenheit. Der Anblick ihrer nachlässigen Ruhe, ihrer halb geschlossenen Augen war wie eingebrannt in die Tafel seines Gedächtnisses, und der kalte, ruhige Ton ihrer Stimme, dieser Stimme, welche seinem Blute gebot wie der Sturm dem Meere, tönte unvertilgbar in seinem Ohre nach.

Es dämmerte, ein kalter Nebel mit feinem Sprühregen lag auf der Stadt, verschleierte die Laternen und ließ die Bewegung der Straßen schattenhaft dahintreiben. Wie ein Traum zogen die eiligen Fußgänger, die rasselnden Wagen und die Worte der dicht an ihm vorübergehenden durch seine Sinne hin. Er wußte nicht, wohin seine Schritte ihn führten. Das Leben bot ein Schauspiel dar, dem er nur noch ein teilnahmloser Zuschauer war, die Welt ging ihn nichts mehr an, er gehörte zu den Toten.

So schritt er das breite Trottoir unter den Linden hinab, ging durch das Brandenburger Thor und vertiefte sich in die Wege des Tiergartens. Ein scharfer Wind erhob sich, raschelte in den welken Blättern der herbstlich kahlen Bäume, ließ die Zweige aneinander schlagen und pfiff durch die Äste. Der feine Regen verlor sich, der Nebel ward zu Boden gedrückt und zerflatterte, der Himmel ward klar, und nur einzelne Wolken trieben noch unter den blinkenden Sternen hin und zogen unter allerhand wechselnden Gestaltungen im Mondlicht daher.

Der einsame Wanderer, des Spiels der Natur nur halb bewußt, blieb an einem freien Platze stehen, lehnte sich an den Stamm einer Eiche und blickte empor.

So ist mein Schicksal, dachte er, so ist mein Glück, wie jene Wolke, die dem Monde zufließt. Jetzt thürmt

sie sich hoch auf, und mit Berggestalt wälzt sie sich vorwärts, nun lösen sich die weißen Hügel auf, ziehen sich in Streifen hin, die Ränder lockern sich, zerteilen sich in silberne Flöckchen und werden endlich ganz vom Lichte aufgesogen.

O, wenn ich noch jenes Abends gedenke, wo ich sie zuerst sah, wo ich in Gesellschaft neben ihr saß und bei dem Blitzen ihrer Augen, dem Klang ihrer Worte und dem Spiel ihrer Hände die Umgebung der Menschen vergaß! Welch ein glückseliges Souper war dies! Es war eine Mondnacht wie heute, als ich nach Hause ging und in der Fülle meines Herzens gleich einem Trunkenen einherschritt. Ich umfaßte die ganze Erde mit Liebe, ich hätte die Bäume umarmen mögen, ich schwamm in einem Meere von Licht! — Und jetzt! — Sein Haupt sank auf die Brust, und trübes Brüten verfinsterte seinen Geist.

So stand er lange Zeit unbeweglich, und endlich fröstelte ihn. Er raffte sich auf und ging wieder der Stadt zu. Als er in die Straßen kam, fühlte er sich so erschöpft und schwach, daß er sich nach einer körperlichen Erquickung sehnte. Er trat in ein ihm unbekanntes Restaurant ein und ließ sich ein Glas Bier geben. Mit teilnahmlosem Auge starrte er in die von Zigarrenrauch erfüllte Halle hinein, welche mit Leuten aus dem Volke, Männern und Frauen, um viele Tische

gruppirt, stark besetzt war. Ihm gerade gegenüber saß ein Arbeiter mit einem blühend aussehenden Frauenzimmer, welches wohl seine Frau sein mochte. Sie teilten ihr bescheidenes Abendbrot mit einander und tauschten von Zeit zu Zeit einen Blick mit einander aus, der von Zufriedenheit und Vertrauen sprach.

Unwillkürlich dachte sich der Einsame in die Stellung dieses Arbeiters hinein, wie er nach beendetem Tagewerk in einem ruhigen Gefühl der Pflichterfüllung an der Seite derer, die er liebte, die Freuden der Erholung genoß und aus dem treuen Herzen der Lebensgefährtin, wie aus einem frischen Quell, neue Thatkraft sog. Er sah mit melancholischem Neide auf die schwielige Faust, die braunen Wangen und breiten Schultern des Mannes und träumte sich in das Glück hinein, das aus engem Lebenskreise und thätigen Muskeln erblüht. Die verzehrende Sehnsucht nach häuslichem Frieden und häuslichem Glück, nie von ihm gekannten Seligkeiten, erwachte in ihm zugleich mit der trostlosen Erkenntnis, daß er am Ende seiner Laufbahn auf eine Wüste voll wertlosen Glanzes zurückblicke, dem hungernden Wandrer gleich, der Gold besaß, aber kein Brot; und er erinnerte sich schmerzlich des einmal vor langen Jahren gehörten: Wieder geben kann ich dir nicht die Jugendzeit. Unheilbar ist dein Herzeleid — Verfehlte Liebe, verfehltes Leben.

Da trafen von einem Nachbartische seitwärts ein paar Worte sein Ohr, welche seine Aufmerksamkeit dorthin lenkten. Ein paar junge Leute, Handlungs-Kommis, wie es schien, besprachen eine traurige Geschichte, die von einer Kellnerin eben dieses Restaurants handelte, welche sich ertränkt hatte.

Ich begreife nicht, wie ein hübsches Mädel so dumm sein kann, sagte der eine. Sie konnte an jedem Finger einen andern haben, wenn sie die Hand nur ausstrecken wollte. Und der Kerl war ein ausgemachter Lump. Er kam hierher, um sich satt zu essen, und hatte niemals Geld. Er versprach ihr, sie zu heiraten, nur damit sie ihn frei hielte. Sein Bier, seine Zigarren, alles bezahlte sie für ihn und hat ihm auch noch baar dazu gegeben. Es ist zu einfältig, sich um eines solchen Lumpen willen ins Wasser zu stürzen.

Das kennen Sie nicht, sagte der andere kopfschüttelnd. Wen's einmal gepackt hat, der muß daran glauben.

Diese Worte erweckten einen sonderbaren Widerhall in Irrwischs Brust. Sie schienen ihm von einem feindlichen Geiste gesprochen und regten in seiner egoistischen Seele, die immer nur das eigene Leid bedachte und niemals der Pflicht eingedenk war, eine wahre Angst auf. Er fürchtete sich vor der drohend auch in ihm aufsteigenden Gewalt, die jenes Mädchen, von dem die jungen Leute sprachen, in ein nasses Grab getrieben hatte.

Er sprang auf und verließ die ihm unheimlich gewordene Halle. Durch die Kälte des Abends und den weiten Heimweg etwas beruhigt, aber müde und traurig, kam er nach Hause. Die Wolken hatten sich gänzlich verzogen, und mit einer unbestimmten Hoffnung auf Erleichterung in seiner Schwermut gedachte er die Sterne zu betrachten.

Er ließ das Glasthürmchen erleuchten, stieg hinauf und blickte durch das Teleskop. Der Himmel war rein, keine der Erde entstiegenen Dünste trübten den Blick, und die himmlischen Lichtwellen wogten in strahlender Klarheit herab auf das Auge des unglücklichen Mannes, der von den Gestirnen ein Labsal erbat, das ihm die Erde versagte.

Aber umsonst, sein Geist erhob sich nicht, und müde senkte er das Haupt. Was hilft es mir, sagte er sich, daß ich wohl weiß, wie winzig mein Leid ist? Ich bin ein Atom auf dieser gewaltigen Kugel, ein Wesen von so geringer Bedeutung, daß alle meinesgleichen, die je lebten, alle Generationen der Menschen von Anbeginn bis jetzt, auf einen Haufen geworfen, kaum das halbe Deutschland um einige Fuß erhöhen würden. Und was ist Deutschland? Was ist selbst diese ganze Erde gegenüber der Unendlichkeit jener Sphären, in denen ein ganzes Sonnensystem nur ein weißes Fleckchen ist? Dieses Atom, dieses Nichts, dieses mikroskopische Tierchen, das

an einem Infusorium schmarotzt, grämt sich, weil es sich mit einem andern mikroskopischen Tierchen nicht begatten kann. Stiege ein Bewohner jenes hellen Sirius dort auf die Erde herab, so könnte ganz Berlin auf seinem Daumennagel stehen, ohne daß er imstande wäre, die Stadt ohne Lupe zu entdecken.

Und doch, und doch, wenn dies mikroskopische Tierchen nicht wäre, so existirte die ganze Welt mit allen ihren Sonnen nicht. Nur in meinem Bewußtsein sind alle Dinge da. Das ist so gewiß wahr, wie es wahr ist, daß ich diese ganze leuchtende Welt für einen einzigen Kuß von Lillis grausamen Lippen hingeben wollte.

Ein elendes Geschöpf bin ich! Ist es nicht eine Schmach und Schande, daß ich mich abhärme um dies nichtswürdige Weib? Wenn sie noch schön wäre, oder jung, oder glänzend geistreich, oder gefeiert von der Welt, oder von edlem Charakter und liebenswürdiger Gesinnung! Aber es ist nichts von alledem. Sie ist eine überreife Frucht, ihr Gesicht ist bleich, ihr Geist falsch und boshaft, sie ist verachtet von allen Menschen, verdorben in der schlechtesten Gesellschaft, mit allen Lastern befleckt, und selbst raffinirten Wüstlingen noch eine blasirte Lehrerin. Und ich bin ein Mann mit grauem Haar, reich, angesehen, Familienvater, von großem Einfluß in der Politik des mächtigsten Reiches, ein Mann, der alles, was die Welt bietet, in vollen Zügen

genießen könnte! Und nur diese entsetzliche Leidenschaft zieht mir alles von den Lippen weg.

Was aber das ärgste ist und mich oft an meiner Vernunft zweifeln läßt, das ist, daß ich dies Weib selbst los sein wollte und nun, da mein lange gehegter Wunsch erfüllt ist — ha, es ist um rasend zu werden, es ist um mit dem Kopfe gegen die Wände zu laufen und den Schädel einzustoßen, der ein so unwürdiges Gehirn beherbergt! Ja ich sehe deutlich, es ist nicht diese Person an sich, die mich gefangen hält, sondern es könnte auch eine beliebige andre sein, und der Grund des Übels ist meine eigene Schwäche, eine Krankheit meines Empfindens.

Er faßte mit beiden Händen das gebeugte Haupt und stöhnte tief.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was das Böse sei, und habe es nicht gefunden. Und ich habe oft gedacht, daß der Begriff der Strafe ein Unsinn sei, weil Gut und Böse sich nicht von einander unterscheiden lassen. Aber es beginnt mir ein Licht aufzugehen, das mich durchschauert. Ich fange an, einzusehen, nun es zu spät ist. Es giebt wohl eine Nahrung für das, was wir Seele nennen, wie es eine Nahrung giebt für das, was Körper heißt. Und wie eine falsche Nahrung den Körper unfähig macht, die materiellen Freuden zu genießen, so macht die ungesunde Seelennahrung die

Seele unfähig, die reinen geistigen Freuden zu genießen. Das ist die unerbittliche Logik des allmächtigen Naturgesetzes. Das ist es, was die verachtete Stimme aus Judäa meinte, als sie warnte: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Ich muß wohl mit einer ungesunden Seelennahrung genährt sein, und es giebt für mich kein Heilmittel mehr. Ich könnte das Land verlassen, aber ich weiß, daß weder Asien noch Amerika mich können vergessen machen. Ich bin so müde, so müde! Ich will schlafen gehen, dann ist alles aus. Vielleicht, wenn ja etwas von mir übrig bleiben sollte, schaffen die Mächtigen, die mich Schwachen in das Dasein riefen, für diesen Rest einen günstigeren Ort und lassen ihn genesen. Aber es ist wohl der Lethetrank der Alten das einzige, was ich finden werde. Nun, es soll mir auch recht sein! Die ewige Vergessenheit konvenirt mir. So weit ich zurückdenken kann, finde ich in meinem Leben keinen einzigen Tag, der so milde gewesen wäre wie eine traumlose Nacht, und wenn ich einer ewigen Nacht ohne Traum jetzt entgegengehe, so werde ich einen Tausch machen, bei dem mehr Vorteil auf meiner Seite ist, als bei allen den Geschäften, die ich mein Leben lang getrieben habe.

Dr. Irrwisch öffnete, während diese Gedanken durch seinen Kopf zuckten, eine Champagnerflasche, die ihm

der Diener zum gewohnten Abendtrunk bereit gestellt hatte, schüttete ein Pulver in einen hohen Krystallpokal und goß den Wein darauf.

Dann trank er, legte sich auf die mit persischen Teppichen bedeckte Ottomane und schloß die Augen.

Da war es ihm, als das Gift anfing, seine Sinne zu betäuben, und als die Wirklichkeit zu verschwimmen begann, als öffne sich die Thür und als trete eine wohlbekannte weibliche Gestalt herein. Ein blasses Gesicht mit dunkeln Augen, das einzige Gesicht, welches ihm immer gegenwärtig war, von einer schwarzen Kapuze umrahmt, richtete sich gegen ihn und näherte sich seinem Lager. Er lächelte und blickte ihm sehnsüchtig entgegen, denn er meinte, der Tod wolle ihm ein holdes Bild vorgaukeln, um ihn sanft hinüber zu geleiten.

Aber die Wirklichkeit hatte noch zu viel Kraft, und als das Gesicht sich über ihn beugte und er den warmen Atem fühlte, da merkte er, daß es kein Traum, sondern daß die Geliebte selbst bei ihm war. Er schüttelte unter dem mächtigen Antrieb dieser Wahrnehmung die Bande ab, in denen das Morphium ihn umfangen hielt, und richtete sich auf. Die Besinnung kehrte ihm zurück, und mit der tiefsten Verzweiflung erkannte er, daß er zu ungeduldig und thöricht gewesen war, daß er, der Meister in Intriguen, wie ein Schüler unbedacht gehandelt und den ganzen Einsatz des Spiels durch eine Thorheit verloren habe.

Sie starrte ihn mit wunderbar aussehenden Augen an, denn sie merkte, daß etwas Schreckliches vorgegangen sein müsse. Er war wie im höchsten Fieber, sein Gesicht glühend, sein Blick brennend.

Du wolltest unsre Liebe würzen, meine angebetete Lilli, sagte er mit einem unheimlichen Lachen. Aber dein Pfeffer war zu scharf.

Was willst du damit sagen? fragte sie. Sie fühlte ihre Knie wanken und wunderte sich, daß sie so schwach sei.

Schling deine Arme um mich, dann werde ich ruhig sterben, sagte er und streckte die Hand nach ihr aus.

Sie wich unwillkürlich vor dieser Hand zurück, denn ihre Phantasie spiegelte ihr vor, daß sie aus einem unirdischen Reiche hervorlange. Sie war voll Schrecken, denn sie hatte sich eine ganz andre Szene ausgemalt. Sie hatte erwartet, einen bis zum höchsten Grade der Leidenschaft aufgestachelten Liebenden, aber nicht einen zum Tode getroffenen Mann zu finden. Sie ward von Mitleid, Bedauern, Furcht und Haß gegen sich selbst bestürmt, stand einen Augenblick ganz ratlos da, und wollte sich dann abwenden, um davonzueilen. Aber mit einem Fluche griff er zu, packte sie an dem aufgethürmten Haar und riß sie zu sich nieder auf die Ottomane.

Du hast wohl keine Lust, mit mir zu sterben? fragte er. Es ist noch genug für dich im Pokal.

Er küßte sie, und eine lähmende Angst kroch durch ihre Glieder.

O, Balduin, bat sie mit erstickender Stimme, laß mich los, ich will laufen, dir ein Gegengift zu holen.

Du möchtest nicht wiederkommen, entgegnete er. Bleib du nur hier. Du solltest auch trinken. Geh mit hinüber, es ist hier alles zu schal für unser beider Geschmack.

Er wollte ihr noch sagen, wie schlecht sie sei und wie sehr er sie hasse, wollte versuchen, sie zu vernichten. Aber nur für eine kurze Spanne Zeit hatten die scharfen, dem Blute feindlichen Säfte des Opiums der gewaltigen Anspannung der Nerven nachgegeben. Jetzt wich diese trügerische Kraft dem stärkeren Gift. Indem er noch nach Worten suchte, die Eindruck auf sie machen könnten, fing von neuem sein Bewußtsein zu irren und seine Zunge zu stocken an. Er richtete nur einen haßerfüllten Blick auf sie und ballte die Faust, welche ihr Haar gepackt hatte, fester zusammen. Dann kam eine unüberwindliche Gleichgiltigkeit und Müdigkeit über ihn, und mit schwerem Atem sank er zurück.

Lilli von Blankendorff versuchte sich aufzurichten, obwohl ein eisiger Schauer bisher ungekannter Empfindungen ihren Körper erstarren machte, aber sie vermochte nicht, sich zu erheben, weil ihr Haar gehalten wurde, und es entrang sich ihren Lippen ein Schreckens-

ruf. Sie versuchte, sich von der Hand des Sterbenden zu befreien, indem sie sich drehte und wand, aber die im Krampf geschlossenen Finger ließen nicht los. Sie warf scheue Blicke seitwärts auf das stille, von keiner Leidenschaft mehr bewegte, aber ihr grausig erscheinende Gesicht, während sie sich bemühte, der Totenhand zu entrinnen, und dieser Kampf mit dem Leichnam drohte sie zu entseelen. Endlich gelang es ihr, mit ihren Händen die erstarrenden Finger aufzubrechen, und mit einem starken Ruck konnte sie in die Höhe fahren. Doch blieb ein Büschel des langen Haares in den Fingern zurück, als wollte der von ihr gemordete ein Andenken an die verhaßte Geliebte behalten.

Ihre Seele war voll von Aberglauben, und in ihrem jetzigen Zustande kam es ihr wie ein ängstigendes Vorgefühl, der Tote werde sie an diesem Haar nachziehen ins Grab. Sie blickte entsetzt um sich, wohin sie entfliehen könne, und fand keine Kraft davonzulaufen. Eine öde Leere schien sie zu umfangen, indem die Bilder des Daseins, die sonst ihrem Kopfe sich malten, plötzlich alle Farben, alle Wahrheit verlyren hatten. Es schien ihr der Halt entzogen zu sein, an dem ihr Wesen sich aufrecht hielt, und die sonst so schlaue und furchtlose Frau fühlte sich gedankenlos, energielos.

Sie sank auf einem Stuhle zusammen und sah unverwandt dem Leichnam ins Gesicht, während eine tolle

Jagd von traumhaften Erscheinungen durch ihr Gehirn jagte. Sie mühte sich ab, irgend einen bestimmten Gedanken festzuhalten, um zur Wirklichkeit zurückzukehren, aber es blieb lange vergeblich, bis sie endlich in lautes Lachen ausbrach und mit sich selbst zu sprechen anfing. Diese Erschütterung, welche sie vor einer Ohnmacht bewahrte, gab ihr das Leben wieder, und sie rieb sich heftig die Stirn.

Es ist wahr, sagte sie, die Geschichte ist wahr. Er hat sich vergiftet, und es ist aus.

Sie entsann sich jetzt, daß er gesagt hatte, es sei noch genug für sie übrig geblieben, und sie ergriff den Pokal. Er war noch halb gefüllt, und sie kostete einige Tropfen. Der Trank war bitter, und sie setzte den Pokal wieder hin, indem ein Schauer der Todesfurcht sie durchbebte. Aber die wenigen Tropfen belebten sie, und neue Wärme durchdrang ihr Blut. Er hat mich rasend geliebt, dachte sie mit einem Gefühl schreckenvollen Triumphs.

Was nun? Soll ich zurückkehren und dies schale Leben wieder anfangen? Wenn ich bedenke, wie leicht er doch eingeschlafen ist, bekomme ich große Lust, es ihm nachzuthun. Soll ich jetzt fortgehen und dem Gerede der Leute zur Zielscheibe werden? Vielleicht gar vor Gericht gezogen werden, um vor einem Halbkreis ausgedörrter Pedanten auf einer schmierigen Bank zu sitzen? Es ist degoutant und entsetzlich!

Sie sah den Pokal an, und er erschien ihr in einem freundlicheren Lichte als vorher.

Dies wird vermutlich eine Skandalgeschichte ersten Ranges. Alle die Affen, die bis jetzt die Renommee der Tugend behalten haben, werden die Köpfe zusammenstecken und mich durchhecheln.

Ihr Blick wurde immer düsterer, je länger sie die Folgen dieses Ereignisses überdachte. Sie überflog im Geiste die lange Reihe von Männern, die ihr zu Füßen gelegen hatten, und die unendliche Schaar von Frauen, die ihre Feindinnen waren. Sie machte sich klar, daß ihr Ruf einer unerbittlichen Kritik anheimfallen mußte, und daß die Gesellschaft, in der sie die Bedingungen ihrer moralischen und materiellen Existenz fand, sie fallen lassen würde. Sie war nicht die Frau, welche Wert auf die öffentliche Meinung legt. Lange schon hatte sie das abgeworfen, was andern unter dem Namen weiblicher Scheu einen Zügel anlegt. Sie hatte zu oft die Koryphäen des Anstands und der Ehrbarkeit in schmählichen Banden des Lasters gesehen und zu tief in die Geheimnisse der vornehmen Welt geblickt, um Wert darauf zu legen, was die Gesellschaft von ihr dachte. Aber sie wußte auch, daß es eine bestimmte Grenze giebt, welche nicht überschritten werden darf, und sie sah ein, daß dieses Unglück für sie die Grenze bilde. Sie würde nach dem jetzt drohenden Eklat nicht

mehr von den Leuten empfangen werden, von denen sie doch leben mußte. Sie war gesehen worden, als sie heute Abend kam, sie konnte nicht fortgehen, ohne daß die Diener sie bemerkten. Es war höchst wahrscheinlich, es war ganz sicher, daß sie vor Gericht gezogen werden, daß man sie vielleicht gar des Mordes beschuldigen würde.

Der Tote vor ihr fing an eine unheimliche Anziehungskraft auf sie auszuüben. Sie stellte sich vor, wie sehr er sie geliebt und wie sehr er alle Männer, die sie je gekannt, an Geist übertroffen habe. Sie besann sich darauf, daß sie ihn wirklich geliebt hatte, und sie bedauerte, daß sie so grausam gegen ihn gewesen war. Sie klagte sich selber einer großen Thorheit an. Mit Widerwillen betrachtete sie die Männer, die nach ihm kommen würden, nun sie ihn überlebte, und in ihrem leidenschaftlichen Gemüt erwachte die Sehnsucht, ihm ein würdiges Totenopfer zu bringen.

Sie sah ihr eignes Haar in der Hand des Toten, und es schien ihr zu winken. Die abergläubischen Vorstellungen ihres unwissenden Geistes mischten sich mit den ungezügelten Regungen eines trotzigen, unbändigen Temperamentes, der Widerwille gegen die lebendige Welt gewann die Oberhand über ihre Furcht vor dem Tode.

Mit einem verächtlichen Lächeln um die bleichen Lippen ergriff sie den Pokal und erhob ihn bis zum

Munde — da trat das Bild ihrer verlorenen Tochter vor ihre Seele, und ihre Augen verloren den starren Ausdruck. Dann strömten Thränen über ihre bleichen Wangen herab, sie schleuderte den Pokal mit einer Geberde des Abscheus zu Boden, daß er klingend zerbrach und der todbringende Trank den Teppich netzte, und lief nach einem letzten scheuen Blick auf den Toten so eilig davon, als säße ihr ein Gespenst im Nacken.

Neuntes Kapitel.

Am Grabe.

Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht,
Wenn Wahrheit sich nach dem Irrtum
zieht.

Sylvia war gerade damit beschäftigt, unter Beihilfe einer Schneiderin und einer Modistin die Trauerkostüme zu entwerfen, welche dem tiefen Schmerz um ihre Mutter den achtbarsten Ausdruck gäben, indem sie von elegantem Schnitt und der neuesten Mode entsprechend, zugleich aber jeden Zierrats bar wären, als der alte Kammerdiener ihres Vaters sie hinausrief und ihr in höchster Bestürzung, bleich und atemlos Mitteilung von dem entsetzlichen Funde machte, der sich diesen Morgen in dem astronomischen Thürmchen ergeben hatte.

Sylvia war von großer Selbstbeherrschung und scharfem Verstande, aber diese neue Trauerbotschaft drohte doch sie zu überwältigen, und sie hatte Mühe,

eine sie anwandelnde Ohnmacht siegreich zu bekämpfen. Auf den Arm des Dieners gestützt ging sie jedoch entschlossenen Sinnes die Treppen hinauf und betrat, obwohl von Furcht und Schrecken geschüttelt, das unheimliche Gemach.

Ein Schrei entrang sich ihrer Brust, als sie das Furchtbare mit Augen sah: die Leiche ihres Vaters auf der Ottomane, am Boden den zerschmetterten Kelch.

O, schrecklich, schrecklich! rief sie fassungslos, und sank auf einen Stuhl dicht neben der Thür nieder, die Augen mit den Händen verhüllend, um sich über die grauenerregende Wirklichkeit zu täuschen.

In flüsterndem Tone erzählte ihr der Diener, als sie ein wenig Ruhe wieder gewonnen hatte und ihn in stummer Ratlosigkeit anblickte, von der Unruhe und dem Tiefsinn, die seinen verstorbenen Herrn seit Monaten in immer steigendem Grade verfolgt hatten, von den Umständen, welche seines Wissens das jammervolle Ende begleiteten, und verheimlichte auch nicht den Namen der ihm wohlbekannten Dame, welche um Mitternacht flüchtigen Fußes das Haus verlassen hatte.

Dieser Bericht gab dem weltklugen Mädchen seine ganze Spannkraft wieder. Das Bewußtsein, vor einer Thatsache zu stehen, welche entscheidend für den Namen und Ruf ihres Vaters und der ganzen Familie werden konnte, die Einsicht, daß in ihrer Hand die Möglichkeit

liege, das Ereignis mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen, dieses Gefühl einer großen Verantwortung, anstatt sie zu beugen und zu verwirren, richtete sie auf.

Sie versicherte sich unter besonderen Versprechungen der Verschwiegenheit des alten Mannes, dessen Treue sie als erprobt kannte, und ließ den Hausarzt holen, einen verständigen und geschickten Herrn, zu dessen Freundschaft sie volles Vertrauen hegte und dem sie mit der dringenden Bitte um Beistand alles offenbarte, was sie erfahren hatte und selber schloß.

So gelang es ihr, das plötzliche Abscheiden des Vaters in der Öffentlichkeit als Folge eines Schlagflusses darzustellen und die äußere Ehre zu retten. Nur im engsten Familienkreise ward die Wahrheit bekannt, und nur der Arzt und der alte Kammerdiener wußten um das Büschel bronzefarbenen Haares in der Hand des Toten.

Eine fast unzählige Menge von Beweisen der Teilnahme, Briefe, Telegramme, Kränze, Sträuße, Palmenzweige, strömten im Trauerhause zusammen, dessen größter Saal von den kundigen Beamten der Gesellschaft „Pietät“ in eine Art von Kapelle verwandelt worden war. Schwarze Tücher verhüllten die Wände und sperrten das Tageslicht ab, hunderte von Kerzen brannten auf hohen silberglänzenden Kandelabern und warfen ihren gelblichen Glanz auf den in der Mitte

des Saales zwischen einem wahren Gebüsch von grünenden und blühenden Pflanzen aufgebahrten Sarg.

Gewiß, wenn äußerer Anstand und Glanz imstande sind, die Augen der Menschen vom Anblick innerer Fäulnis abzuziehen, so hatte die „Pietät“ dies Ziel bei dieser Trauerfeierlichkeit erreicht.

Der ehrwürdig aussehende Herr im schwarzen Frack, welcher an der Spitze der Arbeiter und einer Schaar in Schwarz und Silber gekleideter Träger und Diener stand, ließ einen prüfenden Blick über die ganze Einrichtung hingleiten, wischte den Schweiß von der Stirn ab und trank bedächtig ein Glas Maderia aus, welches ihm der alte Kammerdiener, sein langjähriger Freund, einschenkte.

Schätze, er hat sich selber —? fragte er dann vertraulich den alten Diener, indem er eine bezeichnende Geberde mit der Hand um seinen Hals machte.

Ei bewahre! sagte der Kammerdiener, seinem Versprechen der Verschwiegenheit getreu.

Der ehrwürdige Herr nickte mit dem Kopfe und lächelte wehmütig. Er hatte so viele Erfahrung, daß ihm der gegenwärtige Fall unzweideutige Anhaltepunkte für seine Meinung gab.

Für einen so jungen Witwer ists merkwürdig, sagte er. Junggesellen und Witwer thuns selten. Schätze, daß es nicht mehr als fünf Prozent sind. Aber es war wohl die Geliebte?

Der Kammerdiener zuckte die Achseln, that, als verstünde er nicht, und trank mit einem der Feierlichkeit entsprechenden Stöhnen sein eignes Glas aus.

Heda, Müller! rief der ehrwürdige Herr, unzufrieden über solchen Mangel an Vertrauen, einem der Arbeiter zu, rücken Sie doch mal die große Cypresse weiter zurück! Der Herr Pastor Schmidt tritt immer einen Schritt rückwärts, wenn er „Asche" gesagt hat, und wäre mir gestern beinahe über einen Lorbeertopf gefallen.

Die Stunde der Feier rückte heran, eine unabsehbare Reihe von Wagen begann die Straße zu füllen, und eine im Hause nicht zu bergende Menge von Leidtragenden strömte zusammen. Als der Zug sich vor dem Hause in Bewegung setzte, zählte die Menge der Folgenden nach Tausenden, und die Straßen drängten sich von Zehntausenden, die den Schmuck des Leichenwagens, die nickenden Büsche auf den Köpfen der Pferde und die Zahl der Wagen anstaunten und sich über die Namen der Berühmtesten unter dem Trauergefolge stritten.

Die Nachricht von dem Ableben Irrwischs hatte einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf die Partei gemacht, zu deren angesehensten Führern er gehört hatte, und sie benutzte das prachtvolle Leichenbegängnis, welches seine Familie ihm bereitete, zu einer Kundgebung sowohl ihrer Sympathie für die Bestrebungen des Dahingeschie-

denen als auch ihrer eigenen Grundsätze und politischen Anschauungen.

Mehrere seiner Freunde redeten am Grabe, beredte Männer, welche geeignet waren, die Aufzählung der guten Eigenschaften des Verstorbenen mit einer Darlegung des eigenen Standpunktes in religiöser und politischer Hinsicht zu verweben; den meisten Beifall aber fanden die Worte des berühmten Gelehrten, welcher noch vor nicht gar langer Zeit bei Irrwischs opulentem Abendfeste ein für ihn verdrießliches Gespräch über die Erziehung mit Dr. Stahlhardt geführt hatte. Er redete gern in der Öffentlichkeit, denn er besaß bei mancherlei Spezialkenntnissen die Fertigkeit, über vielerlei Gegenstände sich mit den im Publikum beliebten Schlagworten zu verbreiten und seinen Mangel an gründlicher Einsicht durch die Unverzagtheit seines Auftretens zu verdecken, glaubte auch von seinem klanglosen, eintönigen Organ, daß es donnern könne, und traute seinen matten, vorstehenden Augen die Fähigkeit zu, durch die Brille hindurch Blitze zu schleudern.

Er wartete auf den Wink des ehrwürdigen Herrn von der „Pietät“, daß alle Redner fertig seien, dann trat er vor, um der Feier die Krone aufzusetzen und sprach:

Durch seine Thaten, ihr Leidgenossen, durch die Beweise der Kraft und der Weisheit hat der Abgeschiedene

dessen Verlust wir hier beweinen, die allgemeine Verehrung, deren Zeugen wir sind, hervorgerufen. Und feierlich geleitet hat er seinen letzten Gang vollendet. Uns aber, die wir im andächtigen Kreise seine Ruhestatt umgeben, was ziemt sich uns, außer unsern Thränen? Es soll das Andenken eines solchen Mannes uns, den Zurückbleibenden, ein Schmuck sein wie ihm selbst, dem Verewigten, uns den Lebenden eine wohlwollende Ermahnung, voller Trost im Hinblick auf das Große, das dieser vollbrachte! Es ist ein Andenken voller Ehre, es ist eine Ermahnung voller Ruhm! Edel war seine Abstammung, edel seine Erziehung und Ausbildung, edel waren seine Werke, edel sein Tod!

Ein Sohn Deutschlands war er, ein echter Sohn dieser herrlichen mächtigen Mutter, in deren heimischem Schoße er nun ruht, nachdem sie ihm Gebärerin, Amme und Erzieherin gewesen ist. Aus deutscher Scholle stand er auf, in deutscher Scholle ruht er jetzt! Die vornehmste Abstammung, meine Trauergenossen, das vornehmste Grab! Unter allen Ländern der Erde wird dieses mit Recht als das edelste gepriesen, denn, vom Hauche der Freiheit durchweht, erzeugte es seit Menschengedenken die wackersten Bürger, die tapfersten Krieger, die tiefsten Denker, die edelsten Dichter und — was mehr als alles dies sagen will — die sittlichsten Menschen.

Ein Sohn der Freiheit war er, das begründete seine Kraft. Er entsproß nicht einer Familie, die, stolz auf die Thaten der Ahnen, in ruhmloser Unthätigkeit, im trägen Genuß mühelos ererbter Güter und in dumpfem Beharren bei veralteten Grundsätzen der Vergangenheit pflegt und vor dem Wehen des Geistes der Neuzeit ängstlich die Thüren und Fenster der dumpfen und kalten Stammburg verschließt. Auch entstammte er nicht den niedrigen Lebenskreisen, in denen unter dem Druck trübseliger Armut das ängstliche Erwerben der notdürftigsten Mittel zur Erhaltung des Lebens jedes höhere Aufstreben des Geistes in Fesseln schlägt und in die selbst die leuchtende Sonne der Aufklärung unsrer wunderbar schaffenden Epoche nur durch trübes Glas gebrochen vereinzelte, dünne, mißfarbige Strahlen zu senden vermag, um Unzufriedenheit, Neid, Haß gegen die Besseren und aufrührerischen Geist zu erzeugen.

In jenen beiden Lebenskreisen, meine Leidgenossen, in jenen beiden herrscht die Freiheit nicht. Es ist ein Geist der Knechtschaft, der in beiden waltet — hier der Knechtschaft unter dem eigenen blinden Hochmut, dort der Knechtschaft unter dem Mangel.

Nicht in jenen die Erde belastenden und vom Nebel der Tiefen umzogenen Wohnungen stand die Wiege dieses Mannes, sondern sie stand auf der sonnigen Höhe. Die deutsche Bürgerwohnung, meine trauernden Freunde,

das eigentlich ist die Höhe, die vom Zeitgeist beschienene, erwärmte und erleuchtete Wohnung, in welcher die echte Geistesbildung herrscht. Die Heimat der Aristokratie des Geistes, die deutsche Bürgerwohnung, sie war der helle, lichte Platz dieser Wiege!

Diese seine Geburt schon war es, welche den Gang seiner Erziehung und Ausbildung herrlich vorschrieb. Denn genährt von frühester Jugend an mit den geistigen Erzeugnissen der besten Geister der Nation, mit den Schöpfungen von Männern, die inmitten der Anfeindungen kurzsichtiger Regierungen und privilegirter Stände doch mutvoll den ewig neu sich entfaltenden Keim wissenschaftlicher Errungenschaften durch allen Drang und Wust von oben und von unten hindurch zu retten verstanden — genährt von dieser echten, besten, kräftigsten und gesundesten Milch des Wissens und Denkens, entfaltete er schon von früh an selbst jene köstliche Blüte der Freiheit, jenen Mut der Selbsthilfe, jenen Stolz der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, welche später so wunderbare Früchte zeugen sollten.

Er war ein Mann, den seine Jugendbildung auf sich selbst anwies, den seine Erziehung die Hilfe von außen her verschmähen ließ, dessen Schwingen durch keinerlei Art von Zunft, durch keinen Kasten-, Sekten- und Standeszwang gebunden und gelähmt ward, dessen Blick sich frühe schärfte, um zu erkennen, daß ein ge-

sunder Staat nur bestehen kann, wo dem Individuum völlige Freiheit der Entwicklung gelassen wird, ohne jede Beschränkung, ohne jede Hilfe, ohne jede Leitung der Regierung.

Darum wurde er, was er war.

Mit hellem Auge, mit fester Hand, mit echtem Bürgerherzen trat er ein in den großen Kampf der Zeit. Er sah, wo es seinem Volke fehlte, er griff ein, wo es Not that, er fühlte, daß er im Rechte war, wenn er für die Entwicklung unsrer sozialen Zustände, für die Entwicklung der ganzen Kulturepoche im freiheitlichen Sinne kämpfte.

Und erstaunlich sind seine Werke, bewundernswert ist sein Erfolg. Reicher Segen lohnte die Thätigkeit eines Mannes, der, so erzeugt und so erzogen, von solchem Geiste erfüllt in die Schranken trat.

Nachdem er zu Anfang mit dem ernsten Sinne, mit der unermüdlichen Sorgfalt und Gründlichkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, dem Studium der Gesetze obgelegen, welche das heilige Recht im Staate regeln und den Besitz des Wohlgesinnten schützen, trat er in den Dienst eben dieses Staates ein und erwarb sich in Ausübung seiner Rechtskenntnis jene Umsicht, Gewandtheit und reiche Erfahrung, welche ihn später befähigten für seine großartige Mitarbeiterschaft an dem ferneren Ausbau unsrer staatlichen Institutionen.

Denn nicht lange duldete es seinen strebenden und für das Wohl seiner Mitbürger glühenden Geist in dem engen Kreise seiner ersten Thätigkeit. Er verlegte den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit gar bald in die einflußreichsten und segensreichsten, in die glorreichsten Zirkel der menschlichen Gesellschaft.

Niemand, meine Leidgenossen, niemand unter euch wird mich mißverstehen, wenn ich sage, daß die großen und schönen Aufgaben seines Lebens in der That die allerglorreichsten Zirkel der menschlichen Gesellschaft zur Peripherie hatten. Denn welche Kreise wären mehr zu verehren als diejenigen, welche berufen sind, das Volk gegenüber der Regierung zu vertreten, und als diejenigen, welche ich hier die Säemänner des Staates nennen möchte, indem ihnen großartige wirtschaftliche Aussaaten obliegen?

Im menschlichen Körper, meine Freunde, ist das Blut der Träger des Lebens. Alle Funktionen des Leibes, die Ernährung, die Verdauung, die Bewegung der einzelnen Glieder, das Atmen der Lunge, alles hat nur den einen Zweck, ein gutes, reines Blut zu schaffen, welches, durch Millionen kleiner Kanäle bis in die letzten Hautteilchen des Leibes hindurchlaufend und so den ganzen Körper belebend und erfrischend, im eigentlichen Sinne das Lebenselement des Menschen genannt werden kann.

Was das Blut für den Körper des Menschen, das ist das Geld für den Körper des Staates. Denn als das Äquivalent aller Dinge, als diejenige Waare, für welche jede andere eingetauscht werden kann, als derjenige Besitz, welcher jedem Bedürfnis abhelfen kann, durchrinnt es als nahrungspendender Strom alle Glieder der Gesellschaft und repräsentirt gleich dem Blute recht eigentlich die lebendige Seele.

Wie nun aber das Blut, wenn es stagnirt und am pulsirenden Umlauf gehindert wird, zu einem tötlichen Gift für den Körper werden muß, indem es seine Reinheit verliert und die ungeläuterten Bestandteile hier bedrohlich ansammelt, dort einzelne Glieder leer läßt, so muß auch das Geld, wenn es stagnirt, wenn es in der toten Hand festliegt, wenn es sich im dominirenden Grundbesitz anhäuft, oder wenn es von der Regierung in falscher Weise verwandt wird, ebenfalls zu einem Gift für den Staat werden.

Deshalb sind die Männer, welche, gleich dem hier ruhenden, es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, den Umlauf dieses Staatsblutes zu regeln, welche erkannt haben, daß der Staat ein Organismus ist, an dem man nicht herumpfuschen darf nach Laune mächtiger Dilettanten, sondern welcher von weisen Ärzten nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaften behandelt sein will — deshalb sind diese großen Nationalökonomen,

nämlich diese Männer der praktischen Wirtschaftslehre, die nützlichsten, die achtungswertesten, die einflußreichsten, die segensreichsten, und darum die vornehmsten Bürger.

Sie vollbringen großartige organische Schöpfungen, welche recht eigentlich als das Produkt der Gegenwart, als die Spitze und Krone der modernen wirtschaftlichen Entwicklung zu betrachten sind, sie sind die Segenspender des Kulturstaates, indem sie vielfältige Anregung zu neuer produktiver Arbeit geben. Die allerköstlichste Wirksamkeit, die schönste Bethätigung staatsmännischer Einsicht, meine Freunde, so lange dem einzelnen geistvollen und unternehmenden Manne in freier Konkurrenz freie Hand gelassen wird, und so lange nicht die Regierung selbst, befangen im irrtümlichen Erfassen ihrer Aufgabe, sich unterfängt, den Staat selbst zum Unternehmer und zum Regulator des Blutumlaufs machen zu wollen. Denn damit richtete sie nur unheilbare Verwirrung an, indem sie alle niedrigen Leidenschaften entfesselt und die wirren Zustände des Mittelalters, eine despotische Herrschaft im Kampfe mit zügellosen Massen, heraufbeschwört.

Zu den kühnsten und glücklichsten, weil fähigsten und erleuchtetsten dieser praktischen Wirtschafter gehörte dieser Mann!

Was soll ich aber reden von seiner politischen Wirksamkeit im eigentlichen Sinne des Wortes, von seiner Thätigkeit als Vertreter seines Volks?

Meine Leidgenossen — arm und schwach ist ja mein Mund im Vergleich mit dem, der hier für immer geschlossen ist. Was könnten meine Lippen vorbringen, was könnten sie erzählen, berichten und vortragen, was nicht dieses Entschlafenen beredte Zunge in Donnerwort für alle Zeit schon verkündigt hätte, so daß es euch wie mir hell und klar, mit siegreicher Überzeugung eingeprägt im Herzen steht? Er war unser, er war ein Sohn der Freiheit, er war ihr würdigster Sohn, das sagt genug, das sagt alles.

Stets in den vordersten Reihen zu sehen, den Seinen voranleuchtend, stets bereit, die Brust voll Mannesmut als einen Wall entgegenzusetzen dem mächtigen Andringen der gegnerischen Parteien sowie einer nach Allgewalt strebenden Regierung, war er unser aller Hort, unser aller Stolz, unser aller Stütze, unser aller Freund. Das Panier in seiner Faust war in der heftigsten Schlacht stets erhaben flatternd zu sehen, ein Sammelpunkt der Partei, ein Hoffnungsstern den Zaghaften, ein Zeichen des lockenden Sieges den Mutigen.

So ist er denn auch edel gefallen! Mitten im Kampfe entsank die Waffe seiner Hand, ohne daß er die Schwäche des Alters kannte. Ihn raffte die eigne Tugend dahin, er erlag unter der Überbürdung mit geistiger Arbeit.

Von seinen häuslichen Tugenden, von seinem guten

Herzen, von seiner den Freunden stets offenen Hand schweige ich. Diese Vortrefflichkeiten, die ihn unsrer Liebe wert machten, haben bessere Redner als ich schon zum Gegenstande genommen. Mir genügt es, zu sagen, daß wir ihn liebten, wie wir ihn achteten.

Meine, nur unvollkommen zwar erfüllte, liebe Pflicht war es, an seine Bedeutung als Staatsbürger erinnert zu haben und als Staatsbürger euch zuzurufen: Gedenket seiner, um ihm nachzuahmen!

So sprach der berühmte Gelehrte.

Aber je mehr in den weiten Kreisen derjenigen, welche dem Verstorbenen ferner standen, bei seinen politischen und Geschäftsfreunden sein Andenken in preisendem Tone gefeiert und hochgehalten wurde, desto schmerzlicher empfand seine Familie den geheimen Dorn ihres Wissens. Den ehrenwerten Männern, welche durch naher Verwandtschaft Bande mit ihm verknüpft gewesen, erschienen die Lobeserhebungen an seinem Grabe als ein erschlichener Ruhmeskranz, und besonders der alte Dr. Stahlhardt hörte mit gesenktem Haupte und finsterem Blicke diese aus Wahrheit und Irrtum gewobenen Reden mit an.

Schmerzlich empfand außer Sylvia namentlich auch die ihr geistesverwandte Schwester des Toten, Frau Clara Stahlhardt, diesen neuen Schlag, der die Familie traf. Sie war seit mehreren Tagen schon in tiefer, aufregender Besorgnis um Alfons, ihren geliebtesten

Sohn, der in einer ihr rätselhaften Weise verschwunden war, nachdem er einen kurzen Brief zurückgelassen hatte, in welchem er eine Erholungsreise vorschützte. Dann hatten die plötzliche gefährliche Krankheit des alten Onkels Lovendal und der Tod ihrer Schwägerin Rahel sie tief erschüttert, und nun kam in wahrhaft niederschmetternder Weise das traurige Ende ihres Bruders hinzu. Sie hatte ihn geliebt. Er war stets freundlich und gefällig gegen sie gewesen. Wenn er auch nicht im höhern Sinne ein guter Bruder gewesen war, indem er für sie eine Stütze auf dem Wege zum Guten bildete, sondern im Gegenteil sie in Eitelkeit und Ehrgeiz bestärkt und in verkehrter Erziehung ihres ältesten Sohnes unterstützt hatte, so war er doch gerade dadurch, daß er ihren Schwächen nachgab und Vorschub leistete, ihr an das Herz gewachsen. Er war ihr Stolz gewesen, sie hatte mit Bewunderung seinen Erfolgen zugesehen, hatte sein großes Haus mit seinen glänzenden Festen gleichsam als den Ehrentempel der Familie betrachtet, und sie ward nun von dem Gefühl eines Zusammenbruchs aller sie umgebenden Verhältnisse niedergedrückt.

Sylvias Herz ward in den ersten Tagen durch die Aufregung stark erhalten. Dieses umsichtige und scharf denkende junge Mädchen entwickelte eine für ihr Alter und Geschlecht ungewöhnliche Thatkraft. Ohne nur ihre Schwestern, Brüder oder Schwäger, ohne selbst ihren

Bräutigam zu Rate zu ziehen, griff sie unverzüglich ein und behielt die Leitung der häuslichen Angelegenheiten in der Hand.

Sie nahm die Schlüssel ihres Vaters an sich und durchforschte alle seine Papiere, in dem doppelten Bestreben, jede etwaige Spur, welche auf Entdeckung geheim zu haltender Dinge hätte führen können, zu vernichten und auch etwaige testamentarische Verfügungen zuerst zu erfahren. Als sie zu Hause alles durchsucht und viele Papiere, welche ihr verdächtig erschienen, verbrannt, ein Testament jedoch nicht gefunden hatte, begab sie sich mit einem Notar in die Bank, welche der Verstorbene geleitet hatte, und setzte ihre Nachforschungen in dem Schreibtische fort, vor welchem jener so oft gehofft und geseufzt hatte. Hier fand sie endlich, was sie gesucht: einen genauen Vermögensausweis, und die geheime Korrespondenz. Sie verbrannte alle jene Briefe und Bilder, ohne die ersteren gelesen zu haben und die letzteren nur eines flüchtigen Blickes würdigend. Ein Testament fand sie nicht, doch erfüllte sie die Aufstellung der Kapitalien, welche ihr und ihren Geschwistern als Erbe zufielen, mit dem Gefühl hoher Befriedigung. Sie sah sich als Erbin von mehr als einer halben Million Thalern.

Als dann aber alles geordnet war, was ihr zu ordnen als nötig erschien, als die Beerdigung vorüber, die Leid-

tragenden wieder abgereist waren, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit und Abspannung. Sie empfand einen wahren Widerwillen gegen den Anblick aller der Leute, welche ihr Kondolenzbesuche machten, ja sie mochte im Bewußtsein des Geheimnisses, welches ihre Brust barg, selbst die Gesichter der ihr zunächst stehenden nicht sehen.

Sie schrieb ein Billet an ihren Verlobten, worin sie ihn bat, vorläufig ihrer traurigen Stimmung halber jedes Wiedersehen und auch die Korrespondenz auszusetzen, ließ ihre Koffer packen und reiste nach Stettin ab, wo der Mann ihrer ältesten verheirateten Schwester seit kurzem in Garnison stand, und wo sie durch den Einfluß veränderter Umgebung von ihrer nervösen Abspannung sich zu erholen hoffte.

Eduard Frank las das Briefchen seiner Braut nicht mit Vergnügen. Wann bedarf sie meiner, fragte er sich, wenn nicht in den Tagen des Unglücks? Sie hat einen männlichen Geist, und ich fürchte fast, sie will mich zum Prinzgemahl machen. Doch erhielt er kurz darauf ein Schreiben aus Italien, welches seine Gedanken in eine andre Bahn lenkte und ihn mächtig bewegte. Es kam von einem fürstlichen Gönner, für den er in Rom einiges gearbeitet hatte, und der ihm ein günstiges Anerbieten machte.

In tiefer Überlegung eines entscheidenden Schrittes

und voller Neigung, auf den Vorschlag einzugehen, ging er am Abend des Tages, wo beide Briefe in seine Hände gelangt waren, in seinem Zimmer auf und nieder, unentschlossen, ob er der Weisung seiner Braut gehorchen oder ihr sofort Mitteilung von der günstigen Zukunftsaussicht machen sollte, als es leise an die Thür pochte und auf seinen Ruf eine verschleierte Dame hereintrat.

Erstaunt blickte er sie an, wie sie an der Schwelle stehen blieb und ihn mit dunkeln Augen, die durch den Schleier hindurch glänzten, forschend betrachtete. Sie war von schlanker Figur, elegant gekleidet und von einer Haltung, welche die Gewohnheit der guten Gesellschaft verriet. Mit einigen kaum vernehmbaren Worten entschuldigte sie ihr Kommen, ließ sich auf den Stuhl nieder, den Eduard ihr höflich bot, und schlug dann den Schleier zurück.

Das Licht der Hängelampe fiel auf ein bleiches Gesicht, in welches die Leidenschaften ihre Spuren unvergänglich eingegraben hatten, welches aber gleichwohl Eduards Künstlerauge den Anblick einer besondern und reizvollen Schönheit zu bieten schien. Der Ausdruck entschlossenen Wollens, einer Energie, die im Kampf des Lebens manchen Sieg errungen haben mußte und imstande war, sich über vieles hinwegzusetzen, das Gepräge geistiger Bedeutung war unverkennbar in diesen blassen Zügen, um den kleinen vollen Mund und aus

den großen, tiefliegenden Augen zu lesen. Auch kam es Eduard so vor, als sei ihm dies Gesicht nicht unbekannt, als müsse er diese eigentümliche Stirnbildung mit dem sich aufkräuselnden Haar schon einmal gesehen haben. Er konnte sich jedoch nicht entsinnen, die Dame zu kennen; es war auch an ihr ein gewisser Zug von ermüdeter Frivolität, ein Hauch jener Blasirtheit, welche den Genuß der Hefe im Lebenskelch anzeigt, und dieser Zug entfremdete ihm wieder das Gesicht.

Sie ging, nachdem sie eine erste Verlegenheit überwunden hatte, mit der scharfen Bestimmtheit der Leute von Welt auf den Grund ihres Besuches ein.

Herr Frank, sagte sie, ich weiß Sie sind verlobt mit Fräulein Sylvia Irrwisch. Ich war bekannt — befreundet — mit deren jüngst verstorbenem Vater.

Eduard sah sie voller Spannung an.

Mein Name ist Lilli von Blankendorff.

Eduard verneigte sich. Er erinnerte sich, diesen Namen gehört zu haben als den einer ihrer Exzentrizität und ihres leichten Lebenswandels wegen in den fashionablen Kreisen der Hauptstadt vielbesprochenen Persönlichkeit.

Ihren Namen, mein Herr, fuhr sie mit fester Stimme fort, ohne auf das sich unwillkürlich kundgebende Erstaunen ihres Gegenüber zu achten, Ihren Namen habe ich nennen hören als den eines ritterlich gesinnten Mannes

und unter solchen Bezeichnungen, welche mich erwarten lassen, vor allen Mitgliedern der Familie Irrwisch in Ihnen denjenigen zu erblicken, welcher am meisten geeignet und geneigt sein dürfte, einer sich in Bedrängnis findenden Dame Beistand zu leisten.

Ich bitte Sie, gnädige Frau, mir Vertrauen zu schenken.

Es ist eine delikate Sache, fuhr sie fort, die Unterlippe beißend und tief atmend, ein vielleicht ganz aussichtsloses Unternehmen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, ehe ich nicht alles, alles versucht habe.

Eine einzelne Thräne drängte sich ihr in das Auge.

Eduard gab die Versicherung seiner Hilfe, soweit dieselbe möglich sei.

Sie schwieg einige Sekunden und fuhr dann mit leichterem Tone fort: Eine Novelle eines geistvollen Schriftstellers, der Ihnen auch bekannt sein wird, Rudolph Lindau, gab mir Veranlassung zu erneuter Hoffnung. Er stellt dar, wie klein die Welt im Grunde sei, und er zeigt, daß kein Mensch sich verstecken oder verloren gehen kann auf der Erde, daß das Netz der Wechselbeziehungen zwischen der Gesellschaft doch so eng gezogen ist in der Neuzeit, daß niemand ganz unbemerkt, ganz isolirt, ganz allein und verlassen existirt. Ich suche eine mir teure Person, und die Idee der Kleinheit der Welt ist mir unendlich tröstlich.

Meine gnädige Frau, versetzte Eduard zögernd, Rudolph Lindau mag durchaus Recht haben, insoweit es die oberen Stände betrifft, doch setze ich einige Zweifel in die Richtigkeit seiner Beobachtung, sobald wir von diesen absehen und die gewaltige Masse des niederen Volkes bedenken.

Nein, rief sie heftig, rauben Sie mir nicht meinen Trost. Ich muß sie finden, ich muß sie finden!

Es liegt mir ganz fern, Sie entmutigen zu wollen, sagte er beruhigend, auf jeden Fall seien Sie meines Beistandes gewiß.

Sie stützte den Kopf auf die Hand und erzählte mit niedergeschlagenen Augen so viel von ihrem Verhältnis zu dem Verstorbenen und so viel von ihrer Vergangenheit, wie ihr nötig erschien, um den jungen Künstler für sich und ihre Sache zu interessiren. Sie erzählte ihm, daß sie ihre Tochter suche, die sie niemals gesehen, die sie lange Jahre hindurch tot geglaubt habe.

Es ist nicht möglich, wenigstens halte ich es gar nicht für denkbar, sagte sie dann, daß in seinen zurückgelassenen Papieren sich nicht etwas vorfinden sollte, was auf die Spur des Mädchens führen könnte. Er kann nicht so ganz ohne Fürsorge für sein Kind gewesen sein. Freilich sagte er mir, daß er selbst nicht wisse, wo das Mädchen sei, da es gegen seinen Willen den Ort seines Aufenthalts verlassen habe, aber ich weiß,

daß dies nur eine List von ihm war. Er hatte Gründe, mir unbekannte Gründe, vor mir zu verheimlichen, zunächst, daß sie überhaupt lebte, später, wo sie sei. Gott verzeihe ihm diese Heimlichkeit, dies Mißtrauen, welches er in meine Absichten setzte! Es wäre furchtbar, wenn er dadurch mir meine ganze Lebenshoffnung, dem armen Kind die Mutter für immer geraubt hätte. Aber ich will es nicht glauben, ich kann es nicht glauben. Gewiß finden sich in seinen Papieren genaue Nachweise über das Kind. Darum bitte ich Sie, mein Herr, nehmen Sie sich meiner an, nehmen Sie sich des Kindes an, und suchen Sie, ohne mich zu verraten, unter seinen Papieren nach dem, was mir am Herzen liegt. Mit Hilfe Ihrer Braut oder mit Hilfe des Testamentsvollstreckers — ich bin ja mit den Verhältnissen nicht vertraut — wird es Ihnen möglich sein. Sie begreifen, daß mir nur dieser Weg übrig blieb, wenn ich einen Skandal vermeiden wollte, der mich zu Grunde richten würde.

Und Sie selbst, gnädige Frau, haben durchaus keinen Anhaltepunkt, wissen nicht einmal den Namen des Mädchens?

Ich weiß, daß sie Franziska Wilborn genannt wird. So sagte er mir wenigstens. Das ist aber auch absolut alles, was ich weiß. Ich besitze nicht einmal ein Bild von ihr. Ich habe, auf jenen Namen gestützt,

Annoncen in den öffentlichen Blättern erlassen, aber durchaus ohne Erfolg.

Eduard sagte sich, daß bei der jetzigen Stimmung und bei der Verschlossenheit seiner Braut, welche sich selbst zur Testamentsvollstreckerin gemacht hatte, die Aufgabe, von ihr die Erlaubnis zum Einblick in die väterliche Hinterlassenschaft zu erlangen, keine leichte sei. Er konnte es jedoch nicht über sich gewinnen, dem Mutterherzen einer Frau, welche so sichtbarlich unter heftigen Gemütsbewegungen litt, den Kummer einer abschlägigen Antwort zu erteilen. Zugleich tadelte er sich selbst wegen seiner Besorgnis, indem er sich vorwarf, zu viel Respekt vor seiner Braut und zu wenig Vertrauen zu der Liebe zu besitzen, welche ihn mit ihr verband und welche in gegenseitiger völliger Hingebung sich zeigen mußte.

Er gab daher den fragenden Augen und dem bittenden Munde eine feste Zusage.

Sie aber mochte wohl sein Zögern bemerkt und Besorgnis von seinem Gesicht abgelesen haben, denn sie ergriff mit eindringlicher Geberde seine Hände und sagte, ihn mit einer unvergeßlichen Miene der Sehnsucht und des Flehens gleichsam festhaltend, an sich klammernd und magnetisirend: Ich irre mich nicht, wenn ich bei Ihnen eine lebhafte Sympathie erblicke, und zugleich sagt mir mein Herz, sagt mir eine gewisse Zuversicht,

daß ich in Ihnen meine Hilfe gefunden habe. Sie sind von einem gütigen Gotte mit dem Ausdruck einer edeln Seele gezeichnet. Sie werden meine Hoffnung nicht täuschen. Ich fühle in Ihrer Gegenwart eine Beruhigung, wie ich sie seit langer, langer Zeit nicht gekannt habe, und eine frohe Ahnung läßt mich neuen Lebensmut schöpfen. Dann erhob sie sich, zog den Schleier wieder vor ihr Gesicht und ging.

Er blickte ihr lange sinnend nach, in Bewunderung ihrer graziösen Haltung und ihrer sprechenden Augen, in tiefer Teilnahme für ihr Geschick.

Zehntes Kapitel.

Die vorsichtige Erbin.

Umsonst hat ihren Panzer keuscher Sitten
Der Liebe kindisches Geschoß bestritten.

Sylvia saß mit ihrer Schwester Clara, dem Patenkind der Tante Stahlhardt, in deren rotem Boudoir in Stettin und überlegte mit ihr die Zukunft. Die kurze Reise, die veränderten Eindrücke hatten ihr wohlgethan, und obwohl noch etwas blaß, sah sie doch wieder wohl aus. Ihre schwarzen Augen hafteten auf der Schwester Gesicht mit einem kritischen Ausdruck und mit dem gewohnten Blitz geistiger Überlegenheit.

Die Familie hat ein ganz schreckliches Unglück in der letzten Zeit gehabt, sagte sie. Wohin ich sehe, ist Trauer. Dem Vetter Alfons traue ich auch nichts vernünftiges zu. Er ist ein niedlicher Mensch, aber er war, so lange ich ihn kenne, unberechenbar wie das Wetter. Heute so und morgen wieder so. Ich wundre mich nicht, daß

die Tante so in Sorgen um ihn ist. Er richtet gewiß irgend ein Unheil an. Es ist zu auffällig, daß er so spurlos verschwunden ist. Und seinen Abschied mußte er doch gewiß wegen Schulden nehmen. Laß uns nur um des Himmels willen mit unserm Gelde vorsichtig umgehen. Wir stehen ohne Eltern allein da, Clara. Ephraim hätte auch wohl zur Beerdigung kommen können. Aber es scheint ja, als ob er in Heidelberg seine Gelehrsamkeit bei Seite gesetzt hätte und sich gut amüsirte. Und wenn ich erst an den Großonkel Lovendal denke! Lieber Gott, welch ein Schicksal! Solch ein unermeßlich reicher Mann! Und nun hilft ihm all sein Geld nicht. Es ist die Trauer um Amadeus, die ihn so heruntergebracht hat. Er war von dem Tage an, wo Amadeus so unglücklich stürzte, nicht mehr wiederzuerkennen. Es war auch gar zu schrecklich. Wie hing sein ganzes Herz an dem armen guten Amadeus!

Nun wird Comtesse Hyazinth doch wohl den Grafen Falkenfels heiraten, sagte Clara.

Ich habe gehört, er sei nach Rußland.

Ja, aber mein Mann sagt, er glaube nicht, daß er noch zur rechten Zeit hinkäme zu dem Feldzug gegen die . . . die Leute mit dem schrecklichen Namen, den ich nie behalten kann.

Comtesse Hyazinth war nicht sehr artig gegen mich. Fandest du sie angenehm, Clara?

Ich habe sie nur einmal flüchtig gesehen. Sie sieht hochmütig aus.

Meiner Überzeugung nach paßte sie nicht für Amadeus. Ach Gott, Clara, wie ist doch das Schicksal der Menschen unberechenbar! Wenn ich noch daran denke, wie wir uns alles ausgemalt hatten! Das Haus, welches Amadeus machen wollte! Und nun ist alles, alles so ganz anders gekommen!

Gottes Wege sind unbegreiflich, sagte Clara, mit einem schwarzgeränderten Battisttuch die Augen trocknend. Wir müssen auf ihn vertrauen, daß er alles zum besten lenken wird. Frau von Hollenberg trauert mit einer schwarzen Schneppe auf der Stirn, aber ich finde das nicht schicklich, und ich bin ganz fest entschlossen, es nicht zu thun. Sie denkt, weil sie adlich ist, könnte sie es tragen, und dazu ist sie eitel auf ihr blondes Haar. Ich finde es aber prätentiös. Für alte Damen ist das etwas anderes. Ich für meine Person könnte es eben so gut wie Frau von Hollenberg, denn mein Mann ist Major, aber es fällt mir nicht ein.

Sylvia machte eine wegwerfende Handbewegung, welche einen gelinden Tadel dieser Bemerkung enthielt.

Nur Witwen tragen die Schneppe, soviel ich weiß. Was sagt dein Mann zu den Kapitalanlagen?

Nun, er war sehr erstaunt, daß es so viel war, sonst hat er nichts gesagt.

Es ist viel, sagte Sylvia. Es setzt uns alle in den Stand, ein großes Haus zu führen. Meine Absicht, wenn ich heirate, ist, daß mein Mann mehrere seiner jetzigen Arbeiten aufgeben und nur die allergewähltesten Bauten ausführen soll. Ein Künstler kann in seiner Art gerade so vornehm sein wie ein Offizier oder ein Beamter. Herr von Werner malt fast nur hochstehende Personen und große politische Ereignisse. Meine Absicht ist, daß Eduard nur noch Aufträge vom Hofe, von den Prinzen und den vornehmsten Persönlichkeiten annehmen soll.

Das ist wahr, sagte Clara bewundernd. Da kann er auch Professor werden.

Professor! entgegnete Sylvia. Professor ist jetzt nichts so sehr besondres mehr. Er muß einen viel höhern Titel haben und im Ministerium angestellt und geadelt werden.

Das ist auch wahr, sagte Clara.

Sylvia schwieg einige Minuten.

Es widerstrebt mir eigentlich durchaus, liebe Clara, sagte sie dann seufzend, von rein geschäftlichen Dingen zu sprechen, denn ich bin noch immer so ganz außer mir, daß ich kaum die Thränen zurückhalten kann. Dies furchtbar traurige Erlebnis verwirrt mir alle Gedanken. Aber wenn ich überlege, mit welchem Leichtsinn doch unser armer Papa in den Tag hinein gelebt haben

muß, scheint es mir eine gebieterische Pflicht zu sein, genau nachzusehen, ob die Werte, in welchen unser Vermögen angelegt ist, ganz sicher sind. Es ist entschieden nötig, daß wir das Verzeichnis der Papiere mit deinem Mann zusammen und unter Zuziehung eines tüchtigen Bankiers genau prüfen. Papa war ja ein ausgezeichneter Finanzmann — lieber Gott, daß man jetzt sagen muß „war“ — aber so viel ich ihn beurteilen konnte, war er mehr für gewinnreiche als für sichere Operationen, und ich muß dir gestehen, daß ich allen den industriellen Unternehmungen und Banken, in denen so viel von unserm Kapital angelegt ist, durchaus nicht traue. So viel ich weiß, sind das doch kaufmännische Unternehmungen, und ich kann mir nicht denken, daß Kaufleute ihren Kunden anstatt sich selber den Vorteil zuwenden sollten.

Indem sie so sprach, empfing Sylvia einen Brief ihres Verlobten, worin dieser unter den zärtlichsten Beteuerungen seiner Liebe und Teilnahme ihr seinen Besuch für denselben Tag ankündigte. Sie war sehr verwundert und dachte über die Ursache seines Ungehorsams mit sehr gemischten Gefühlen nach.

Eduard Frank hatte seine ersten Bedenken über das Ratsame seines Schrittes überwunden, kam mit einem Herzen voll Hoffnung, Liebe und aufwallender Opferfreudigkeit und ward im Zimmer mit den blauen Seidenmöbeln empfangen. Thränen drängten sich ihm ins Auge,

als er das hübsche, kluge, traurige Gesicht und die schwarze Kleidung sah, und bedachte, welchen Kummer das liebe Mädchen zu erdulden hatte. Er konnte kaum etwas hervorbringen und hielt sie fest an sich gepreßt, durch seine Umarmung ihr alles das ausdrückend, was nicht über die Lippen wollte, bis sie ihn mit stiller Gewalt zurückdrängte. Da fand Eduard endlich Worte und sprach sich mit warmer Herzlichkeit und Offenheit über seinen neuen Plan aus, von dessen günstiger Wirkung er eine spätere gute Aufnahme der Bitte im Interesse der Frau von Blankendorff erhoffte.

Meine liebste, teuerste Sylvia, sagte er, ich habe dir eine angenehme Nachricht zu bringen und daran einen guten Vorschlag zu knüpfen, der auch dich entzücken wird.

Sylvia betrachtete ihn bei diesen einleitenden Worten schon mit zweifelndem Blick. Sie erinnerte sich, daß sie noch niemals sehr entzückt von Eduards Lieblingsideen gewesen war.

Nur der Gedanke, daß ich dir eine Freude bereiten würde, hat mich bewegen können, deinem Befehl entgegen zu handeln und dich zu besuchen. Denn du weißt ja, wie gehorsam ich bin, fügte er lächelnd hinzu.

Sie befragte ihn mit einem Blick, ohne auf das Lächeln einzugehen, das ihre Meinung nach hors de saison war.

Denke dir, fuhr er fort, ich habe ein Schreiben vom Fürsten Pallavicini bekommen, den ich in Rom kennen gelernt habe und der immer viel Güte für mich hatte. Der Fürst hat die Absicht, in der Nähe von Neapel ein altes Schloß, welches er dort in der romantischsten Lage besitzt, umbauen zu lassen, und er bittetmich, ihn zu besuchen und ihm einen Plan zu entwerfen. Das ist wirklich ganz außerordentlich. Ich hätte nicht gedacht, daß er so viel Vertrauen auf mich setzte, alle die italienischen Architekten seiner Bekanntschaft meinetwegen zurückzusetzen. Der Brief hat mich unbeschreiblich gefreut, und ich sehe ihn wahrhaftig in der jetzigen Zeit als eine himmlische Fügung an. Das ist eine neue und schöne Aussicht für mein Leben, und ich knüpfe daran die größten Hoffnungen. Der Fürst ist ein feinsinniger Herr, ich werde ihm ein Schloß im reinsten griechischen Stil bauen, welches überall in Fachkreisen imponiren muß, und so hoffe ich endlich für die einzig wahre und schöne Richtung in meiner Kunst etwas bedeutendes wirken zu können. Du wirst mit mir nach Italien gehen, und wir haben eine wahre Künstlerkarriere vor uns, während wir zugleich all dem Geschwätz der Leute und den traurigen Eindrücken entrinnen, welche dich schon von Berlin fortgetrieben haben.

Sylvia schlug die Augen nieder.

Ich muß mich wundern, Eduard, sagte sie, daß du jetzt schon von einer Verbindung zwischen uns sprechen magst, in den ersten Wochen meiner tiefen Trauer.

Ich begreife, entgegnete er lebhaft, daß du sehr niedergedrückt bist, aber wo könntest du denn besser Trost finden als in meiner Liebe?

Lieber Eduard, ihr Männer fahrt gern ungestüm dahin und habt nur das Ziel im Auge, ohne euch um den Weg zu bekümmern. Aber du solltest doch bedenken, daß schon der gewöhnlichste Anstand mir verbietet, im ersten halben Jahr auch nur an eine Publikation unsrer Verlobung zu denken.

Der gewöhnlichste Anstand! sagte Eduard mit etwas ungeduldigem Tone. Nun gut, so laß uns das halbe Jahr andern Leuten opfern. Aber sprich dich doch über die Idee an sich aus! Bist du nicht erfreut über den ehrenvollen Ruf des Fürsten? Bist du nicht entzückt von der glänzenden Aussicht? Ist es dir nicht ein freudiger Gedanke, in dem schönen Italien zu leben? Fühlst du nicht mit mir neue Spannkraft, neue Lebenslust? Schwillt nicht dir wie mir die Brust bei dem Gedanken an den schönen, großen Bau, der mir anvertraut wird?

O gewiß, sagte Sylvia zögernd. Nur, mein lieber Eduard —

Nun denn, rief er in seinem Eifer, so versprich mir,

daß du mir folgen willst, und ich werde jetzt abreisen, um vorläufig unser neues Heim zu bereiten.

Du willst doch wohl nicht etwa sagen, ich soll als Braut zu dir nach Italien reisen?

Eduard sah sie etwas verwundert an, dachte dann, Weiber seien kindische Geschöpfe, die oft die Hauptsache um Nebendinge versäumten, und redete ihr freundlich zu.

Du bist jetzt in deprimirter Stimmung, sagte er, deshalb hast du nicht den Mut, das Neue zu ergreifen. Ich versichere dir, wenn du erst einmal die Alpen im Rücken hast, wirst du über alle diese kleinen kindischen Bedenken lachen. Ich werde dich in einem halben Jahre holen, mein Herz, und du wirst sehen, wie schön es sein wird. Du mußt dir nicht selbst Skrupel und Sorgen schaffen. Was gehen dich alle Tanten männlichen und weiblichen Geschlechts an, daß du ihnen zu Gefallen dich hier mit Anstand härmst? Ich sage dir, Italien ist sehr schön und wird auch deiner Künstlernatur zusagen. Bei Lichte betrachtet sind wir Deutschen hier in dem kalten, trüben Lande wahrhaftig nur Barbaren, und der ärmste Kerl in Neapel hat es besser als hier ein reicher Graf. Er weiß es auch. Biete einmal einem Proletarier in Neapel eine Arbeit an, die ihm nicht zusagt. Für vieles Gold thut er sie nicht. Er hat das herrliche Licht des Himmels, das wundervolle Meer, und für wenige Pfennige ißt er sich satt. Er ist der

wahre König. Offen gestanden, ich habe immer ein wenig Heimweh nach Italien gehabt. Es ist hier das reine Scythenland. Von Kunst haben die Menschen gar keinen Begriff. Was man hier malt, baut und in Marmor haut, das thut mir alles weh. Und dieses Klima! Jeder Mensch hat einen Barometer, das Ding ist bei denen dort ganz unbekannt. Aber hier treibt die unbewußte Sehnsucht nach der Sonne die Leute alle Tage wieder ans Quecksilber, ob es nicht endlich einmal gut Wetter wird. Dort versteht sich das schöne Wetter ebenso von selbst wie die Luft zum Atmen. Hier kauen wir auf runzlichen Stückchen von toten Kühen, Schafen und Schweinen herum, dort bietet sich uns eine solche Fülle von aromatischen, saftigen Früchten und Gemüsen, daß wir diese degoutante Speise völlig verachten können. Ach, meine beste Sylvia, wir werden dort so froh und heiter sein! Kein albernes Zeremoniell wird uns dort langweilen. Wir werden mit wahrhaft liebenswürdigen Menschen verkehren, auf Marmor wandeln und auf dem durchsichtigen Meere fahren, wenn über uns und unter uns alles glüht und leuchtet und die Gesänge der Fischer um uns erklingen.

Es war Sylvia noch niemals so wie heute aufgefallen, wie sehr doch im Grunde ihr Bräutigam der feinen Bildung entbehrte. Er hatte Ideen, Ansichten und Ausdrücke, bei denen ihr die Haut schauderte. Darin

mußte er sich noch sehr ändern, ehe sie sich entschließen konnte, ihn zu heiraten.

Lieber Eduard, entgegnete sie, ich kann über die Schönheit Italiens nicht urteilen, da ich nicht dort gewesen bin. Ich erinnere mich aber, daß Frau Geheimrat von Bockel erzählte, ihr hätten gewisse unbeschreibliche Besonderheiten der italienischen Hotels den Winteraufenthalt am Golf von Neapel zu der unangenehmsten Zeit ihres Lebens gemacht. Es sind die Ansichten also jedenfalls verschieden. Im übrigen kann ich nicht leugnen, daß es meinen Wünschen mehr entsprechen würde, wenn du dich bemühen wolltest, eine lohnende und sichere Beschäftigung in Berlin zu finden, anstatt abenteuerlichen Plänen nachzuhängen. Denn ich sollte meinen, wer den Vorteil hat, einem zivilisirten Staate anzugehören, bliebe auch und erwürbe die Anerkennung wahrhaft gebildeter Kreise. Deine Meinung von der hiesigen Kunstrichtung ist wohl nur Ausfluß einer momentanen übeln Laune, wie junge Künstler sie wohl zu haben pflegen, wenn ihnen die erträumte Berücksichtigung nicht zu Teil wird. Ich habe dir schon mehrfach gesagt, daß ein Künstler zu Anfang unmöglich erwarten kann, man werde seinen Idealen zu Liebe eine neue Schule einführen und alles Alte über den Haufen werfen. Du solltest lieber mit Entwürfen auftreten, welche dem Geschmack der reichen Bankiers und sonstiger Kunstfreunde sowie hochstehender

Herren entsprechen, anstatt die gebildetste Stadt der Welt barbarisch zu nennen. Dein Baron Jugenthal gilt allgemein für einen exzentrischen Mann, dessen Geschmack sehr vereinzelt dasteht. Ob der griechische Stil sich überhaupt für Norddeutschland eignet, das ist sehr die Frage. Hättest du dem Rat meines armen Papa Folge geleistet und dem Großonkel Lovendal einen Plan zu einer neuen Villa ausgearbeitet, wo die Küche in ein Seitengebäude verlegt wäre, so wärest du jetzt schon in bester Renommee, und daß der Großonkel den Verstand verloren hat, würde nichts mehr an der Sache geändert haben, sobald der Kontrakt abgeschlossen war.

Obwohl Eduard Frank ein zu großes und gutes Herz hatte, um dem Ideengange seiner Braut in allen Windungen folgen zu können, hatte er doch genug gesunden Menschenverstand, um nun auf einen Schlag einzusehen, daß zwischen ihnen beiden eine Differenz bestand, die nicht leicht zu überbrücken war. Tief verletzt ward er durch den Angriff auf das, was ihm das heiligste war, nämlich den Kultus des Schönen, und keine großsinnige Verachtung weiblichen Unverstands konnte ihm darüber hinweghelfen. Alle freudige Spannung in ihm war gelähmt, es legte sich über den heiter sprießenden Frühlingsgarten seiner Seele ein ertötender Märzschnee.

Du sprichst zu logisch, Sylvia, sagte er mit zornblitzenden Augen, als daß ich annehmen dürfte, du wüßtest

nicht, was du sagst. Doch merke dir eins: Niemals werde ich solcher jämmerlichen Klugheit folgen, und wenn darin ein Hindernis unsers Zusammengehens liegt, so müssen sich unsre Wege scheiden.

Sylvia starrte erschrocken zu ihm auf in das männliche Gesicht, und ihre Wangen verloren alle Farbe. So hatte sie es nicht gemeint. Er sah so schön aus in seinem Zorn. Das blonde Haar umgab sein Haupt mit einem hellen Schimmer, die schlanke, ebenmäßige Gestalt schien zu wachsen in der Entrüstung, und wiederum, wie schon oft, mußte sie sich sagen, daß er vielleicht der schönste Mann sei, den sie in ihrem Leben gesehen habe, und daß sie trotz aller seiner Mängel seinen Verlust nur schwer würde ertragen können. Ja, selbst jetzt, in dem Gefühl, eine halbe Million zu besitzen, dachte sie, er sei für sie nicht zu schlecht und nicht zu teuer erkauft, vorausgesetzt, daß er sich ihr fügen wollte.

So leicht giebst du mich auf? sagte sie. So unbeständig ist deine Liebe, daß sie nicht den Einwurf der Vernunft ertragen kann, sobald deine Eitelkeit verletzt wird? Einen solchen Kummer magst du mir jetzt in meiner Trauer zufügen? Nun gut, daran erkenne ich, wie sehr deine Liebe unter der meinigen steht. Ich könnte, was du mir auch sagen möchtest, dich nicht so aufgeben. Auf dich ist ja meine ganze Zukunft gebaut, auf dich setze ich mein volles Vertrauen. Wie kannst

du nur, wo ich dir doch nur den besten Rat für dich selbst gebe, wo ich so besorgt um deinen Ruhm und deine Laufbahn bin, mich so mißverstehen! Aber ich fühle, daß ich deinem leichten Künstlerfluge mit meiner Sorglichkeit hinderlich bin, daß meine Vorsicht, meine Warnungen dir lästig und nur eine Kette am Fuße sind. So gieb mich denn auf — und ich stehe in der Welt ganz allein!

Eduard sah die großen, nun in Thränen schwimmenden Augen an, er sah den zuckenden roten Mund an, den er oft geküßt, und eine Regung des Mitleids gewann die Oberhand über seine Entrüstung. Mit aufwallendem Edelsinn gab er sich selbst die Schuld und glaubte, er sei rauh und hart gewesen zu einer Stunde, wo seine Braut der größten Schonung bedurfte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie nicht zu trösten, und so begann er, obgleich nur mit halbem Herzen, ihr zu versichern, daß seine Worte nicht so ernstlich gemeint seien, wie sie dieselben aufgefaßt habe.

Wir kommen ein andermal auf meinen Vorschlag zurück, fügte er begütigend hinzu, denn so unbedingt und ohne weiteres den Antrag des Fürsten abzulehnen, das scheint mir auch nicht das Richtige zu sein.

Er schritt nach diesen Worten im blauen Zimmer auf und nieder und kämpfte mit sich über seine ferneren Maßregeln. Es war ihm unbehaglich zu Mute. Noch niemals hatte er so deutlich wie heute wahrgenommen,

wie sehr verschieden Sylvias Charakter von dem seinigen war, und wie fest sie bei ihren Meinungen und Ansichten verharren konnte. Nicht ein kleines Wort des Nachgebens war über ihre Lippen geschlüpft, als er ihr soeben von neuem entgegengekommen war. Der italienische Plan war einfach zurückgeschoben worden. Er entsann sich der Winke, welche Frau Rahel ihm früher zu seiner Verwunderung gegeben hatte und welche ihm nach dem Tode der Frau als von doppeltem Gewicht erschienen. Dazu lastete der Auftrag der Frau von Blankendorff auf seinem Gewissen. Er mußte sich desselben entledigen und sah doch ein, daß gar kein unvorteilhafterer Moment gewählt werden konnte als der jetzige.

Hast du noch etwas auf dem Herzen? fragte Sylvia, welche ihn beobachtete und ihm durch sein offenes Gesicht ins Innere sah.

Eduard entschloß sich. Der Mannesstolz gewann bei ihm den Sieg. Er hatte der flehenden Mutter sein Wort gegeben, er war jetzt einmal bei seiner Braut, er wußte nicht, wann er die Reise nach Stettin unter besseren Auspizien würde machen können, er schämte sich schließlich, nicht den Mut zu einer guten That finden zu können aus Furcht vor einem Mädchen.

So nahm er denn Sylvia gegenüber Platz und eröffnete ihr, daß er den Wunsch habe, in einer Angelegenheit, über welche er sich nicht näher auslassen dürfe,

welche aber von großer Wichtigkeit sei und die Ehre zweier Familien betreffe, die hinterlassenen Papiere ihres verstorbenen Vaters durchzusehen. Er begleitete seine Bitte um ihre Vermittelung zu diesem Zwecke mit all den Versicherungen und Erklärungen, welche ihm als am besten geeignet vorkamen, die delikate Sache in einem unschuldiger und zarten Lichte erscheinen zu lassen, mußte jedoch mit Mißfallen bemerken, daß offenbar seine diplomatische Kunst sehr klein oder Sylvias Eigenwille sehr groß sei. Das zeigte ihm Sylvias Miene schon ehe er ausgesprochen hatte. Eine eisige Kälte überzog die feinen Züge, und die glatte Stirn faltete sich.

Sylvias Gedanken richteten sich bei der Bitte ihres Verlobten sofort auf das Buch, in welchem ihr Vater die Liste seiner verschiedenen großen Kapitalien aufgestellt hatte. Sie dachte an das mehr als fünfhunderttausend Thaler betragende Vermögen, welches sie ihr eigen nannte, und das Mißtrauen der Erbinnen schlich in ihr Herz.

Bis jetzt hatte sie Eduard für einen Mann gehalten, der zwar des feineren Schliffs entbehre und gänzlich unpraktisch in den Dingen des Lebens sei, aber dafür das offenste und ehrlichste Herz, sowie eine entzückende Liebenswürdigkeit besitze. Aber nun glaubte sie hinter die Maske zu sehen und einen berechnenden Verstand, einen egoistischen Sinn zu finden. Es war schändlich!

Nun sie nicht mit ihm nach Italien gehen wollte, lag ihm daran, zu wissen, ob sie überhaupt es wert sei, ihretwegen Lieblingspläne aufzugeben! Er wollte in Erfahrung bringen, wie viel sie besitze! Der Geist, welcher sie befähigt hatte, nach dem Tode ihres Vaters mit einer Energie einzugreifen, welche einen Mann hätte beschämen können, wachte zu voller Stärke in ihr auf.

Die Hinterlassenschaft meines seligen Vaters, sagte sie ruhig, ist ein Heiligtum, in welches niemandes Blicke eindringen sollen. Nicht einmal meine Schwäger haben einen solchen Anspruch erhoben. Nicht einmal meine Brüder und meine Schwester habe ich Einsicht in seine Papiere nehmen lassen, weil ich, die stets dem Herzen des Vaters am nächsten stand und allein von seinen Kindern die letzten Jahre bei ihm weilte, überzeugt bin, daß so, wie ich gehandelt habe und handeln werde, es am meisten im Sinne des Entschlafenen geschieht.

Eduard ward blutrot. Ich weiß nicht, von welcher Anschauung du ausgehst, sagte er. Ich begreife dich gar nicht. Ich versichere dir, du begehst ein Unrecht, wenn du nicht mir, oder wenigstens, falls du das nicht willst, einem vertrauenswürdigeren Manne, etwa eurem Rechtsbeistand, die Erlaubnis geben willst. Es liegt nicht in der Natur der Sache, daß ich dir alles, was ich darum weiß, mitteilen könnte. Auch habe ich mein Wort gegeben.

Umsoweniger, entgegnete sie kalt, werde ich die Hand zu einer Profanation der mir werten Papiere bieten.

Sei vernünftig, Sylvia, es handelt sich um eine Angelegenheit, welche in aller Ruhe erledigt werden kann, welche aber auch Anlaß zu einer fatalen Verwickelung geben könnte, wenn du mir kein Vertrauen schenkst.

Alles, was du sagst, bestärkt mich in meinem Entschluß, weder dir noch sonst jemand behilflich zu sein, die Hinterlassenschaft zu durchstöbern, sagte sie mit der größten Entschiedenheit. Sie ward immer mehr überzeugt davon, daß Eduard sich eine Kenntnis und einen Einfluß zu sichern beabsichtige, welche sie ihm niemals einzuräumen gedachte. Auch wenn er wirklich, wie sie für einen Augenblick anzunehmen geneigt war, nicht allein des Geldes wegen, sondern in irgend einer andern geheimen Sache Nachforschungen anstellen wollte — gleichviel, sie gedachte es zu verhindern, so weit es bei ihr stand. Sie hatte Tage und halbe Nächte dazu verwandt, in allen Papieren des Vaters, Privatkorrespondenzen wie geschäftlichen, sich umzusehen, hatte Ordnung geschaffen und reinen Tisch gemacht mit allem, was möglicherweise Ärgernis hätte erregen können. Sie hatte ganze Stöße von Briefen verbrannt. Sie sah im Bewußtsein dieser Thaten jeder Forderung, die an sie herantreten könnte, ruhig entgegen und vertraute darauf, daß nichts Kompromittirendes zurückgeblieben sei. Gegen

ihren Bräutigam aber faßte sie wegen seines hartnäckigen Verlangens ein solches Mißtrauen und einen solchen Zorn, daß sie sehr geneigt ward, völlig mit ihm zu brechen.

Aber auch Eduard ward von Bitterkeit und Zorn erfüllt durch ihre Weigerung und den Ton, in welchem sie sprach.

Ich sehe recht wohl, sagte er, daß du genau weißt, was du willst. Das ist gewiß eine gute Eigenschaft an dir, aber ich will dir ganz offen gestehen, daß ich bei meiner Braut mehr Hingabe, mehr Vertrauen, mehr Weichheit, mit einem Worte mehr echte Weiblichkeit gern sehen würde.

Diese Äußerung trieb sie zum Entschluß. Sie stand auf und sagte mit kaltem und scharfem Tone: Es ist möglich, daß du das nicht in mir findest, was du suchst. Auch ich habe eingesehen, daß du nicht für mich passest. Ich lasse dich frei. Das Beste ist, wir sagen uns Lebewohl und vermeiden es, künftig einander wiederzusehen.

Die geschäftsmäßige Art und Weise, wie seine Braut sprechen konnte, das männliche Wesen einer so schön und fein aussehenden jungen Dame erkälteten Eduard bis in das tiefste Gemüt. Wenn ich mit einem Advokaten verhandelte, sagte er sich, so könnte ich keine andern Worte erwarten. Hatte er vorhin schon ihre Ablehnung seines

von der Liebe diktirten Vorschlags sehr peinlich empfunden, so vollendete diese Absage den Untergang aller der zärtlichen Gefühle, welche er für sie gehegt.

Er streifte den Ring von seinem Finger, legte ihn mit einer Verbeugung gegen das junge Mädchen auf den Tisch, sprach keine Silbe mehr und ging hinaus.

Sie blieb einer Statue gleich im Zimmer stehen und blickte ihm mit einem Gesicht nach, welches aus Alabaster geschnitzt zu sein schien. Dann sank sie mit einem tiefen Seufzer in ihren Stuhl zurück und blickte finstern Auges vor sich hin. Sie hatte sich einer schweren Aufgabe entledigt und war überzeugt, nicht allein ihre Pflicht gethan, sondern auch für ihr künftiges Lebensglück gesorgt zu haben. Aber die Welt erschien ihr wie von einem grauen Nebel verhüllt.

Indessen ging Eduard gradeswegs zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurück. Er war über seine Ruhe selbst erstaunt. Fast war er froh. Es schien ihm eine Bürde von seiner Seele abgewälzt zu sein. Ohne es sich klar zu machen, hatte er unter einem Zwiespalt der Gefühle gelitten, welcher in der letzten Zeit seine Schwingen gelähmt hatte. Denn das unbewußte Empfinden, Sylvias Persönlichkeit laste auf seinem Streben, vermischte sich mit Liebesempfindungen, die er, da sie konventionell begründet, für stärker hielt, als sie in Wirklichkeit waren. Das entdeckte er

jetzt, als ihn das Rollen und Wiegen des Bahnzuges in eine angenehme Stimmung des Fortstrebens einwiegten und die Braut, welche ihn so schnöde zurückgewiesen hatte, immer weiter zurückblieb. Er fing an, nicht mehr mit Bedauern der Vergangenheit nach, sondern mit neuer Spannkraft vorwärts zu blicken. Freilich war er bei alledem doch nicht so ganz ohne Eitelkeit, daß er nicht empfindlich verletzt worden wäre, und wenn seine Gedanken zurückschweiften zu der Szene im blauen Zimmer, entzündete sich in ihm ein gewisser Zorn. Er wiederholte sich unzähligemale Sylvias kalte Worte und stellte sich dabei ihr abweisendes Gesicht vor Augen, er tadelte sich, daß er es so weit habe kommen lassen, während er doch seit Monaten, wie ihm nun klar wurde, das Vorgefühl eines bevorstehenden Bruches gehabt habe.

Aber dieser Stachel ging nicht bis ins Leben. Nicht im tiefsten Innern war er verwundet worden, und gern schweifte sein Sinn ab von der berechnenden, nun für ihn verlornen Braut zu anderen, angenehmeren Lebensbildern.

Nur noch das Bedauern, den Auftrag der Frau von Blankendorff nicht haben ausführen zu können, peinigte ihn. Doch beschloß er, ihr behilflich zu sein, mit dem Anwalt der Familie Irrwisch oder einem männlichen Mitgliede der Familie selbst in diskrete Beziehung zu treten.

Dann aber tauchte jetzt in einem ganz neuen Lichte ein Bild vor ihm auf, das er mehr gewaltsam in den

Hintergrund geschoben als vergessen hatte, das Bild der schönen Waise, die seinem Trinkspruch auf die großen Götter ein Lächeln entgegen gebracht, welches unvertilglich vor seiner Erinnerung stand. Sie würde niemals von ihrem Geliebten verlangen, sagte er sich, daß er gute Gesellschaft aufsuche und Bankiers und vornehmen Leuten zu Gefallen lebe. Sie ist das Mädchen, an dem Goethe lobt, daß es sich nie nach neuer Märe erkundige, sondern sorglich den Wünschen des Mannes nachforsche, dem sie sich zu eigen gegeben. Seine lebendige Phantasie zog ihn in verführerische Träumereien. Er sah ein Stillleben vor sich, welches er mit Betty führen könnte, wenn sie ihn nach Italien begleiten wollte, um ihn durch ihre Liebe zu erfreuen und unbekümmert um das, was die Leute davon sagen könnten, Wald und Feld und das leuchtende Meer mit ihm zu durchstreifen, ohne Sorgen um Weißzeug, silberne Löffel und letzte Moden den Maccaronitopf und die Capriflasche zu besorgen und im Schatten der Weinlaube an seiner Seite die Welt zu verachten.

So in schmeichelnde Träume versunken, kam er in der großen Stadt wieder an, ein frohes Lächeln um die Lippen.

Elftes Kapitel.

Wiedersehen.

Die Schöne hob ihr Angesicht,
Sieht, daß Helier, ihr Lieb, es ist.
In ihre Arme sie ihn schließt,
Da ward gekos't, da ward geküßt,
Da gab es Freude hell und licht.

Nachdem Eduard Frank von Stettin zurückgekehrt war, führte ihn sein erster Weg zu Frau von Blankendorff, um ihr Nachricht vom Scheitern seines Unternehmens zu geben und ihr anzuraten, ein andres Mittel zur Erforschung des ihr wichtigen Geheimnisses zu versuchen.

Sie kam ihm, als er sich hatte anmelden lassen, mit eifriger Miene entgegen und führte ihn mit einer Hand, deren Kälte er durch den Handschuh hindurch fühlte, zu dem Lehnstuhl, worin so oft der unglückliche Irrwisch ihr gegenüber gesessen hatte.

Er erzählte von seiner Reise und von der Starrköpfigkeit des Fräulein Sylvia. Sie hörte mit weit

offenen Augen zu, und ihr Gesicht ward immer blässer. Endlich faltete sie die Hände und bat mit thränendem Blick: O versuchen Sie es doch noch einmal mit Ihrer Braut!

Er zuckte die Achseln. Es thut mir unendlich leid, meine gnädige Frau, aber mein Einfluß ist nunmehr vollständig erschöpft. Fräulein Sylvia Irrwisch ist nicht mehr meine Braut. Wir sind gestern zu der Einsicht gekommen, daß wir nicht zu einander passen.

Es ist doch nicht, fragte sie erschreckt, meine Bitte die Veranlassung zu einem Bruch zwischen Ihnen gewesen?

Die Veranlassung wohl, aber nicht der Grund, darüber können Sie sich beruhigen. Unsre Charaktere sind zu verschieden, als daß wir froh zusammen leben könnten.

Froh zusammen leben! sagte sie seufzend und mit dem Kopfe nickend.

Er blickte auf den Teppich nieder und ließ ihr Zeit, sich zu besinnen, gerührt von dem Ton der Qual, der in ihrer Stimme zitterte.

Was soll ich nun thun? fragte sie nach einer langen Pause.

Er entwickelte ihr seine Ansicht hierüber. Er sagte, daß er der Meinung sei, sie habe ein gutes Anrecht darauf, nach Bestimmungen im Testament des Verstorbenen zu forschen, die sie so nahe berührten, und er

riet ihr, sich zunächst an den Dr. Stahlhardt zu wenden, den Schwager des Verstorbenen, der durch die Festigkeit und Güte seines Charakters am geeignetsten sein möchte, dieser Nachforschung den nötigen Nachdruck zu geben.

Sie seufzte wieder. Und so soll ich noch einmal diesen verzehrenden Schmerz meines Innern aufwühlen und noch einmal vor einem Fremden die Geschichte meiner Schmach und meines Jammers enthüllen! O, Herr Frank, ich glaubte Ihnen gegenüber genug gebüßt zu haben. Ihnen gegenüber hatte ich auch einen Mut, der mir vor kalten Blicken und hochmütiger Ehrbarkeit schwinden wird. Ich werde diese Geschichte nicht noch einmal über meine Lippen bringen können!

Sie rang die Hände und preßte sie vor die weinenden Augen.

Eduard trat ans Fenster und blickte hinaus. Es war ihm peinlich, der Zeuge ihrer Aufregung zu sein, und er vermochte keine tröstenden Worte zu finden. Er dachte, sie würde ihm beistimmen und sich entschließen, seinem Rate zu folgen, sobald sie sich ausgeweint hätte.

Als er sich nach einer Weile wieder umwandte, um nach ihr zu sehen, streifte sein Blick ein Bild, welches auf einem Stuhle in der Nähe von Frau Blankendorffs Chaiselongue stand, und welches sofort seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Das Bild stellte ein Gesicht dar,

welches ihm genau bekannt war, ein Gesicht, welches ihn bei Nacht und bei Tage verfolgte, ein Gesicht von rührender Schönheit und Lieblichkeit, dessen überraschender Anblick ihm plötzlich alles Blut zum Herzen trieb und alle Gedanken an Frau von Blankendorffs wie aller andern Leute Angelegenheiten aus seinem Kopfe vertrieb, gleich einem frischen Seewind, der die Nebel zerstreut und die Sonne durchblicken läßt.

Woher haben Sie das Bild? fragte er in einem ungestümen Tone, der fast einem Jauchzen glich.

Erstaunt drehte sich Frau von Blankendorff um und sah ihn an.

Woher kommt das Bild? fragte er noch einmal. Er hatte es ergriffen und hielt es am Fenster in eine günstige Beleuchtung.

Das Bild scheint Sie zu frappiren, sagte sie, sich ihm nähernd. Auch mir ist es so ergangen, als ich es zuerst sah, und deshalb kaufte ich es. Auch für mich liegt etwas fascinirendes in diesem Mädchenantlitz.

Ich kenne das Original, sagte er mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen. Mein Freund Lehmann hat dies Bild in meiner Gegenwart angefangen. Sehen Sie, sein Name steht hier unten in der Ecke. Er hat ein Meisterstück gemacht, der gute, alte Kerl, aber wenn er meint, ein guter Maler müsse das Porträt verschönern, so hat er in diesem Falle eine Dummheit gesprochen, oder

er ist ein Stümper. Denn das Mädchen ist tausendmal schöner in Wirklichkeit als auf diesem Fetzen Leinwand.

Mit Erstaunen sah Frau von Blankendorff den Enthusiasmus des jungen Mannes, und es erschien ein müdes Lächeln auf ihren Zügen, als sie bedachte, daß offenbar ein zartes Verhältnis zwischen ihm und dem Original des Porträts bestehe.

Eduard sah jetzt von dem Bilde weg die Dame an, welche neben ihm stand, und es schwebte eine Bitte um Entschuldigung auf seinen Lippen. Aber indem er nun den Blick auf ihr Gesicht richtete, stockte die Höflichkeitsphrase ihm im Munde, und er prüfte mit steigender Verwunderung den Schnitt ihrer Augen, ihres Mundes, ihrer Stirn und ihrer ganzen Kopfform.

Ich weiß nicht, sagte er zögernd, habe ich die Krankheit des Ähnlichkeitenfindens, oder sind Sie wirklich, meine gnädige Frau, diesem Bilde ähnlich? Es kommt mir wahrhaftig so vor, als müßten Sie so ausgesehen haben, wie dies junge Mädchen, als Sie noch jung waren — Pardon!

Lilli schüttelte den Kopf. Sie brauchen nicht um Verzeihung zu bitten. Ich weiß, daß ich alt bin. Schon einmal ist mir gesagt worden, daß meine Stirn mit der dieses Bildes Ähnlichkeit habe, aber ich schmeichle mir nicht mit der Idee, jemals so ausgesehen zu haben, wie diese da.

Eduard betrachtete sie gedankenvoll. Wir Künstler, sagte er, haben einen geübten Blick für Formen. Es muß uns schon eine scharfe Beobachtungsgabe angeboren sein, wenn wir überhaupt in der Kunst etwas leisten sollen. Freilich könnte mich auch gerade die Gewohnheit des Beobachtens verführt haben, Ähnlichkeiten da hinein zu tragen, wo doch nur die allgemeine Gleichheit menschlicher Züge geltend ist. Denn ich entsinne mich, beim ersten Anblick dieses Mädchens hier gedacht zu haben, sie sähe meiner Braut Sylvia ähnlich und —

Er schwieg, von einem neuen Gedanken überwältigt, und blickte mit der größten Spannung abwechselnd Lillis Züge und die des Porträts an.

Was meinen Sie? fragte Frau von Blankendorff, deren Herz zu pochen anfing, indem sie sich gleichsam angesteckt fühlte von den Ideen, die ihn bewegten.

Wenn Sie mir nicht gesagt hätten, gnädige Frau, sagte er in feierlichem Tone, daß der Name Ihrer Tochter Franziska Wilborn wäre, so würde ich, bei Gott, darauf schwören, dies Mädchen hier wäre Ihre Tochter.

Sie stieß einen wilden Schrei aus und packte ihn mit beiden Händen am Arm, so daß das Bild, welches er hielt, zu Boden fiel und der Rahmen zerbrach.

Wer ist sie? Wie heißt sie? Wo wohnt sie? Er kann mich mit dem Namen belogen haben, es war seine Natur zu lügen! O, betrügen Sie mich nicht! Sagen

Sie es noch einmal! rief sie mit fliegendem Atem. Die Worte strömten ihr zischend vom Munde. O, Herr des Himmels, wenn es wahr wäre! Wenn es der Instinkt der Mutter gewesen wäre, der mich dies Gesicht lieben ließ! Wenn dies holde, liebe, englische Gesicht das meiner Tochter wäre! Hat es mich doch verfolgt, seitdem ich dies Bild besitze, den Maler aufzusuchen und zu fragen, wer das Modell gewesen sei!

In tiefer Bewegung bat Eduard sie, sich zu fassen und eine geduldige Prüfung anzustellen, anstatt sich einer überstürzenden Hoffnung hinzugeben, die ja doch vielleicht trügerisch sein könnte. Doch er selbst war sehr geneigt, ebenfalls zu denken wie sie. Als er das Bild aufgehoben hatte und wieder die Züge mit einander verglich, als er Lilli vor den Spiegel führte und sie ihr eigenes Gesicht mit dem Porträt vergleichen ließ, als er alle die Umstände erwähnte und aufzählte, welche sich an Bettys Schicksal knüpften, so weit es ihm bekannt war: ihr Alter, ihre Verlassenheit, die Art ihrer Erziehung, da schwanden ihm wie ihr immer mehr die Zweifel an der Wahrheit.

Keinen Augenblick mehr wollte nun Lilli zögern, sich in die Wohnung des Malers zu begeben und sich dort zu erkundigen, dann nach Kürbisdorf zu reisen und das Mädchen selbst aufzusuchen. Sie lachte und weinte, sie war in einer Aufregung, die nahe an Wahnsinn streifte.

Aber Eduard, obwohl selbst in hohem Maße erregt, vermochte doch sie davon abzubringen, indem er ihr vorstellte, daß die Klugheit ein anderes geböte. Zwar wagte er nicht, sie an die Möglichkeit zu erinnern, daß doch schließlich ein Irrtum sie mit freundlichen Bildern erhofften Glücks betrogen haben könnte — waren doch offenbar ihre Nerven zu stark angespannt —, aber er machte sie darauf aufmerksam, daß sie unnötiger Weise ihren Ruf in Gefahr bringen werde und daß sie außerdem nicht imstande sei, den ersehnten Spuren mit der notwendigen Kaltblütigkeit nachzugehen.

So verabredete er denn mit ihr, daß er allein vorläufig Nachforschungen anstellen, ihr aber von allen Ergebnissen sofortige Mitteilung machen sollte.

Von einem Gewirr mit einander streitender Gefühle bestürmt, entfernte er sich, um zunächst die Familie Lehmann aufzusuchen. Die schöne Waise, welche sich ihm bis jetzt unter der ungewissen Beleuchtung eines in weiter Ferne befindlichen Wesens dargestellt hatte, wurde mit Geschickes Gewalt in seine Nähe gerückt und wieder in den Bereich seiner Lebensäußerungen geführt. Diese Empfindung hatte etwas Beglückendes und schien gleichsam mit innerem Feuer sein Wesen zu durchglühen und mit Thatkraft zu beseelen. Dagegen waren ihm die Umstände, welche diese neue Phase seines Lebens begleiteten, durchaus nicht angenehm. Unbehaglich war ihm die Ent-

deckung, welche er gemacht hatte, unerfreulich erschien ihm das Resultat, welches er herbeizuführen im Begriffe stand. Ja wenn er sich selbst recht hätte prüfen wollen, so würde er gefunden haben, daß es hauptsächlich seine Abneigung gegen eine Berührung zwischen Frau von Blankendorff und Betty war, welche ihn getrieben hatte, der Dame von eigener Nachforschung abzuraten. Er hatte sich in seinen Phantasien daran gewöhnt, sich Betty als ein Wesen vorzustellen, das da hinten in weiter Ferne und gleichsam in einem Heiligenschrein abgesperrt von der Welt lebe, und nun schien es ihm eine Entweihung ihres Andenkens zu sein, daß sich solche Leute zu ihrer Anerkennung und als ihre Familie herandrängten.

In solchen Empfindungen und von vielerlei Gedanken erfüllt, machte er einen weiten Umweg, bevor er sich entschließen konnte, die Wohnung des Malers aufzusuchen. Er strich mit träumerischem Blick durch die Straßen hin, fühlte mehrmals mit der Hand nach dem Briefe des Fürsten Pallavicini in seiner Brusttasche und ward mehrfach von einer Idee durchzuckt, die einem Blitze gleich die Zukunft erhellte, um sie dann wieder in Dunkelheit verschwinden zu lassen. Es war die Idee, sich ohne weiteres nach Kürbisdorf zu begeben, Betty im Sturm der Liebe zu erobern und mit ihr zusammen nach Italien abzureisen. Er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß Betty auf einen solchen Plan eingehen

würde. Er hatte in Bezug auf sie eine Art von Eigentumsgefühl, eine ganz andere Art von Gefühl als er je für Sylvia besessen hatte. Es kam ihm, wenn er an Betty dachte, und wenn er sich lebhaft ihrer Blicke erinnerte, ganz natürlich vor, daß sie ihm gehören müsse und daß alle seine Wünsche auch die ihrigen seien. Er sagte sich mit der Gewißheit völliger Überzeugung, daß es ganz allein so und so viel Meilen wären, welche ihn von ihr trennten, und daß im Grunde Betty und er eine und dieselbe Person wären. Der Anblick ihres Bildes hatte diese Gewißheit zum Durchbruch gebracht, und er wunderte sich über sich selbst, wenn er bedachte, daß er doch so lange Zeit sich über sich selbst hätte betrügen und die wahre Stimme seines Herzens zum Schweigen bringen können.

Nach stundenlangem Umherstreifen langte er aber endlich, das heißeste Aufwallen seines Herzens bekämpfend, vor dem Hause an, worin der Maler wohnte und stieg, in der festen Absicht, der Frau von Blankendorff gehorsam zu sein, die Treppen hinan.

Die Familie Lehmann, Vater, Mutter und drei Kinder, saßen beim Mittagsessen, Eduard setzte sich, freundlich eingeladen, dazu, und fragte nach Betty.

Das Mädchen macht mein Glück, entgegnete der Maler. Ich habe sie jetzt schon siebenmal abkonterfeit. Einmal als richtiges Porträt, und dafür habe ich dreihundert

Mark bekommen. Dann steht sie einmal als Tyrolermädchen im Kampfe gegen die Franzosen, dann kniet sie zweimal als Gretchen vor der schmerzensreichen Mutter, dann . . .

Ist sie denn wieder hier gewesen? fragte Eduard.

Nein, alles nach der ersten Skizze.

Sie ist in Kürbisdorf, erzählte Frau Lehmann, und scheint dort gut an ihrem Platze zu sein. Man ist sehr zufrieden mit ihr, und sie hat mir vor kurzem noch sehr dankbar geschrieben — läßt Sie aber nicht grüßen.

Frau Lehmann blickte nach diesen Worten Eduard mit einem schlauen Lächeln an.

Sie wollten sich in Jüterbogk nach ihr erkundigen, sagte Eduard.

Ich bin noch nicht dazu gekommen, erwiederte Frau Lehmann. Es giebt immer soviel zu thun, daß ich nicht leicht zu Briefen komme, besonders wenn ich doch vorher weiß, daß sie nichts nützen. Wann werden Sie denn nun heiraten, Herr Frank?

Eduard zog die Augenbrauen in die Höhe und sah Frau Lehmann mit einem Blick an, der sie zuerst in Verwunderung setzte und dann ins Lachen brachte.

Was? fragte sie. Ich habe Recht gehabt? Es ist aus?

Eduard erzählte.

Der Maler seufzte und dann füllte er die Gläser. Armer, armer Freund! Ein stilles Glas! sagte er. Das

muß schrecklich sein, so unvermählt durchs Leben zu wandeln, nachdem man schon den Altar in der Nähe hat winken sehen. Und ich, der ich schon hoffte, deine Gemächer stilvoll zu dekoriren, wenn du die Millionärstochter geheiratet hättest!

Er ist ein ganz frivoler Schwätzer, achten Sie nicht darauf, Herr Frank, sagte Frau Lehmann.

* * *

Es war an diesem selben Tage, einem schönen, hellen Herbsttage, daß Betty gegen Sonnenuntergang vom Weideplatz nahe bei Kürbisdorf zurückkehrte. Sie hatte einen Auftrag des wackern Pfarrherrn bei den Viehmägden ausgerichtet. Als sie über den Deich schritt, der die kleine Ortschaft und den Pfarrgarten von den Wiesen abgrenzt, um im Frühling ein Schutz gegen die spülenden Wellen des angeschwollenen Flüßchens zu sein, blieb sie stehen und blickte auf das von den roten Sonnenstrahlen freundlich verklärte Haus hinab, welches ihr nun Heimat war.

Es lag friedlich und heimatlich da, mit den weißen Gardinen hinter den kleinen Fenstern, dem welkenden Weinlaub, das in farbigen Ranken sich am Spalier hinaufwand, mit dem blauen Rauch, der sich zwischen hohen Nußbäumen zum Himmel emporkräuselte, inmitten eines großen Gartens, der hier in Gemüsebeete zierlich

eingeteilt, dort von vielen Obstbäumen mit schimmernden Äpfeln und Birnen und dunkeln Pflaumen angefüllt war.

Betty dachte zurück an die freudenarme Jugend, welche sie unter dem Drucke unklarer Verhältnisse verlebt hatte, und erinnerte sich schaudernd der Gefahr, welcher sie mit Not entgangen war. Dankbar empfand sie den Schutz, welcher sie nun in dem ehrbaren Hause des Geistlichen umfing, und den Reiz des ländlichen Lebens, das sie mit den ersten und natürlichsten Sorgen des Daseins beschäftigte. Die Küche, die Milchkammer, der Garten waren besonders ihrer Obhut empfohlen und schufen ihr viele Arbeit und viele Mühe. Das Haus war auf einem bescheidenen Fuße eingerichtet, und doch war es ein großer Haushalt, da der Pfarrer darauf angewiesen war, Landwirtschaft zu treiben, und da es sich hierbei als vorteilhaft erwies, Pensionäre zu halten. Diese Knaben, deren jetzt fünf im Hause waren, und die eine strenge und religiöse Erziehung genossen, kosteten nur wenig in der Unterhaltung, da eigenes Feld und eigener Garten, sowie eigene Viehhaltung die Ernährung erleichterten.

Freilich waren es nicht die artigsten, die man dem Pfarrer geschickt hatte; es waren knorrige Stämme, deren Kultur den Eltern zu schwer fiel, und oft erwies sich der Rohrstock als ein notwendiges Erziehungsmittel neben den ernsten Worten der Bibel und den geheiligten Versen

des Gesangbuches. Der Herr Pfarrer aber war ein tüchtiger Mann, der mit gleicher Unverzagtheit die Waffen des Geistes und die Waffen der nervigen Faust zu schwingen verstand, und der die Erwartungen der Eltern seiner Zöglinge nicht täuschte. So war aber auch der Boden, auf dem nun Bettys Füße wandelten, nicht durchaus ein dornenloser, und der Wind, der um das friedliche Pfarrhaus wehte, war oft von schneidender Schärfe. Sie hatte zuweilen das Gefühl, als sei sie an ein zwar gastliches, aber rauhes Gestade verschlagen, als wandle sie fremd unter Fremden.

Und in der That konnten sich auch der wackere Pfarrer und seine ehrsame Gattin nicht ganz der Empfindung entschlagen, daß sie in Betty ein Wesen aufgenommen hätten, das in seiner Art von der ihnen vertrauten Mädchenart abwiche, ein Gewächs gleichsam, das in andrem Erdboden erwachsen sei und andrer Luft, andrer Sonne bedürfe als die Gewächse, welche in Kürbisdorf gediehen. Wenn sie die Schönheit des Mädchens und ihre anmutigen Bewegungen sahen, konnten sie sich des Eindruckes nicht erwehren, daß sie weder in der Milchkammer, noch in der Küche, noch im Garten vollständig an ihrem Platze sei, obgleich sie wohl einsahen, daß sie ein fleißigeres und geschickteres Wesen weder vorher hatten wirtschaften sehen, noch auch in Zukunft zu sehen erwarten konnten. Oft schwebte der

Frau Pfarrerin ein mahnender Vorwurf auf den Lippen, oft wollte sie Betty warnen, daß sie sich nicht so sehr putzen sollte. Aber stets erstarb ihr das Wort im Munde, da sie sich bei näherem Zusehen überzeugte, daß Betty gar nicht geputzt war. Denn gerecht war die Hausfrau. Nicht ein Band, nicht eine Schleife war an Bettys Anzuge, worüber sie hätte reden können, und wenn das einfache, bis an den Hals geschlossene Kleid, wenn die puritanisch strenge Frisur elegant aussahen, so mußte es in etwas anderm liegen. Worin es lag, das war nicht zu enträtseln, aber mehr und mehr befestigte sich beim Pfarrer selbst und bei dessen Gattin die Überzeugung, daß in diesem Mädchen ein besondrer Geist lebe, welcher seine besondern Bahnen zur Entfaltung verlange, ohne daß sie entdecken konnten, welche Bahnen hier die richtigen wären.

Betty mußte diese Ansicht der Gebieter wohl fühlen, wenn sie auch nicht in Worten sich äußerte, und sie war oft traurig in dem Bewußtsein, daß sie trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht deren wahren Herzensbeifall zu erringen vermochte. Sie führte ein Leben, welches wohl still und friedlich und arbeitsam und nützlich genannt werden konnte, welches aber doch der höhern Weihe entbehrte. Sie lebte in der That das Leben einer Pflanze, die dem heimatlichen Boden entrückt ist und nun im engen Kübel zwar nicht krank, aber auch nicht ganz gesund ist,

ein Leben, dem der kräftige Wuchs, das muntere Blühen, der erquickende Atem des heimischen Himmels fehlt.

So blickte sie jetzt halb froh und halb traurig über den Garten weg nach dem Hause, welches ihr Obdach bot, und es zog eine Welle der Sehnsucht herzerregend durch ihre Nerven hin. Was war es nur, das ihr fehlte? Täuschte sie sich nicht mit Vorstellungen, die zu schön waren, als daß sie sich je verwirklichen konnten? Sie hatte sich gewöhnt, eine jede Hoffnung auf Glück als eine Vermessenheit zu betrachten, der die Strafe auf dem Fuße folgen müsse, und so scheuchte sie auch jetzt beinahe ängstlich eine Erinnerung zurück, eine Erinnerung, welche den einzigen hellen Punkt ihrer Vergangenheit bildete und immer wieder eine Bedeutung für die Zukunft beanspruchen wollte.

O, er ist viel zu gut für mich, sagte sie zu sich selber mit einem Seufzer und mit einer Thräne. Wie kann ich es nur wagen, an ihn zu denken! Und doch, und doch — ich konnte ja vielleicht seine Magd sein! Ich konnte ihm dienen, konnte sein Zimmer kehren, seine Kleider reinigen, ihm sein Essen besorgen — o, unfaßbares Glück, nur als Magd in seiner Nähe zu sein! Er ist der einzige Mensch in der ganzen Welt, der mir nahe steht, er ist der einzige Mensch von allen, die ich gesehen habe, dem ich gehorchen möchte. Und ich soll ihn nie wieder sehen! Ich bin ein armes, verachtetes und unbrauchbares Wesen,

niemand fragt nach mir, und was ich thue, das kann jede andre auch verrichten. Es ist kein Nutzen in mir, für niemand. Warum konnte ich ihm nur nicht dienen? Er bedarf doch gewiß einer Magd so gut wie andere Menschen, und ich wäre so selig gewesen, wenn er mich behalten hätte!

Während Betty so in tiefem Verlangen nach einem Glück, welches sie doch für unmöglich hielt, unpraktischen Gedanken nachhing und sich selbst dabei doch tadelte, daß sie den Mann nicht vergessen konnte, der sie aus gefährlichen Händen befreit hatte, schrak sie plötzlich zusammen und fühlte all ihr Blut zum Herzen strömen. Denn es war ihr, als sähe sie das Bild ihrer Phantasie, die Gestalt Eduard Franks, soeben zwischen den Obstbäumen nahe dem Pfarrhause auftauchen. Sie drückte beide Hände an ihr Herz, wie um sein Pochen zu unterdrücken, und starrte mit vorgebeugtem Oberleibe nach der rätselhaften Erscheinung. Ihr ganzes Sein lag in ihren Augen, und sie schien mit ihrem Blick das dichte Gebüsch durchdringen zu wollen, hinter welchem soeben die Gestalt verschwunden war.

Nun tauchte sie wieder auf. Er mußte es sein — es war kein Zweifel mehr — er war es. Sie kannte nur zu gut seinen hohen Wuchs, seine Art des Ganges, diesen breitkrämpigen Hut. Er schien zu suchen, indem er vom Hause her durch den Garten daherkam und den

Kopf nach beiden Seiten drehte. Vielleicht war er im Hause gewesen und hatte nach ihr gefragt, und man hatte ihm gesagt, daß sie nach der Weide zu gegangen sei. Sie wollte ihm entgegen rufen, ihm entgegen gehen, aber sie konnte nicht von der Stelle, ihre Füße hafteten am Boden, und alle ihre Glieder zitterten.

Da — jetzt hat er sie erschaut. Er blieb plötzlich stehen, und dann zog er den Hut, schwenkte ihn zur Begrüßung und kam nun im Sturmschritt daher.

Das arme Mädchen sah ihn nicht nur, es fühlte ihn herankommen, und es war ihr so wunderbar zu Mute, so bange und doch so selig, daß sie zu vergehen glaubte. Es war ihr wie dem Veilchen im Frühling, das im Schatten und Nebel seine Blüte noch nicht hat entfalten können und nun plötzlich einen hellen Tag erlebt und die heißen Sonnenstrahlen brennen fühlt. Instinktmäßig wußte sie, was er wollte, denn sie verstand nun mit einemmale den unwiderstehlichen Zug ihres Empfindens, der sie so traurig gemacht hatte, und eine ahnungsvolle Stimme im tiefen Innern rief ihr zu, daß auch er nicht uneingedenk geblieben war jener sympathischen Bewegung ihrer Seelen bei ihrem ersten Zusammentreffen. So stand sie wie ein Opferlamm geduldig da, die Augen auf ihn geheftet, wie er näher kam, und die Hände vor der Brust gefaltet, regungslos, und eben so bereit, den Tod wie das Leben von ihm zu empfangen.

Jetzt stand er vor ihr, sie sah ihm ins Auge, sie sah leibhaftig vor sich sein männlich schönes Gesicht, das sie oft im Geiste mit anbetender Verehrung geschaut, und ihre Seele schmolz vor seinen Blicken.

Sie sprach kein Wort, und auch er sprach nichts. Aber seine Arme umschlossen sie fest und innig, seine Lippen fanden die ihrigen, und der ganze Himmel that sich den Liebenden in der Umarmung auf. Sie hielten sich eine Zeit lang umschlungen, welche für sie nicht nach dem Gange der Sonne oder dem Fortlauf des Zeigers zu bemessen war, sondern in welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einer Unendlichkeit des Glückes zusammenflossen. Sie hätten nicht begriffen, daß es jemals anders gewesen wäre, noch daß es jemals anders hätte werden können. Sie waren immer eins gewesen und hatten nun erreicht, was ihr Recht war und was ihre Natur verlangte. Sie hatten im Laufe der langen Tage und Wochen, wo sie sich nicht gesehen, unbewußt den ganzen Weg zurückgelegt, der sonst bei Liebenden von der ersten schüchternen Werbung bis zum offenen Entdecken ihrer Herzen liegt, und fanden einander als alte Freunde, zwischen denen kein Zweifel, kein Mißverstehen, keine Unklarheit mehr war.

Du liebst mich, Betty? fragte er endlich.

Ich liebe dich, antwortete sie mit seligem Lächeln.

Er schlang seinen Arm um ihren Leib und führte sie, die ihren Kopf an seine Schulter lehnte, langsam wandelnd durch die gewundenen Wege des Gartens hin.

Du willst mein sein? fragte er.

Ja, ich will.

Und du willst mir überall hin folgen?

Ich verlange nichts Schöneres.

Nun, so wollen wir denn vernünftig sprechen, sagte er.

Aber es war mit dem vernünftigen Gespräch eine schwierige Sache. Er konnte nicht gut diese liebevollen Augen, dieses schöne weiche Haar und den roten Mund sehen, ohne seine Lippen darauf zu drücken, und es dauerte eine lange Weile, ehe er ihr in der Ordnung erzählen konnte, was er sich vorgesetzt hatte, ihr mitzuteilen nämlich, daß es jetzt Leute gäbe, welche darauf Anspruch machten, elterliche Rechte über sie zu haben, und daß er mit ihrer Hilfe Nachforschungen nach ihrer Herkunft, dort wo sie bis jetzt gelebt, anstellen wolle.

Sie senkte die Augen und errötete, als er so sprach, und sie hörte stumm seine Erzählung an. Der Gedanke des Wiederfindens einer Mutter bewegte ihr Herz, und sie sah endlich mit einer Thräne im Auge dankbar zu Eduard auf.

Was er in diesem Blicke las, erfüllte ihn mit einem tiefen Interesse und sprach ergreifend zu seinem innersten Herzen. Er sprach sich nicht näher über die von ihm

in Erfahrung gebrachten Umstände aus, um nicht in diesem vom Geschick so hart erzogenen Gemüt bestimmte Aussichten zu erwecken, die sich doch vielleicht als trügerisch erweisen mußten, und er beschränkte sich darauf, von ihr solche Punkte zu erkunden, welche ihm auf seiner beabsichtigten Reise nach Jüterbogk von Nutzen sein könnten.

Indem er sie hierbei nun nachdenklich anblickte, empfand er stärker als je vorher die Überzeugung, daß sie Lillis Tochter sein müsse. Es war nicht nur die Form der Züge, welche mit solcher Ähnlichkeit hervortrat, es war vor allem die Art des Sprechens, der Ausdruck, der Blick der Augen; und zwar verriet sich hierin eine Natur, die alle ihre Kräfte in einer einzigen großen Passion zu vereinigen angelegt war, eine jener seltenen Naturen, die einer Feuerflamme zu gleichen scheinen, indem sie mit einer verzehrenden Gewalt ergreifen, wo ihre ganze Seele ins Spiel kommt. Es ging ein großer Zug durch ihr Wesen, jener selbe Zug, der Lillis stärksten Reiz bildete, nur daß Lillis Art ihm etwas Unheimliches hatte, während ihn Bettys Art entzückte. Sie war der unberührte Engel, dessen feuriges Herz in seinem Herzen die rechte Nahrung finden sollte, während Lilli ihre Leidenschaften, wie sein Gefühl ihm sagte, durch die Ungunst des Geschicks den dunkeln Mächten zugeführt hatten.

Warum siehst du mich so an? fragte sie.

Meine süße Betty, entgegnete er, ich sehe soeben durch deine Augen hindurch deine Seele, und ich freue mich dessen, daß sie mir gehört. Es ist eine Seele, die keine Halbheit kennt, sie trägt dein Geschick und meines — überlege dir das wohl!

Es zuckte aus ihren dunkelblauen Augen ein Blitz hervor, der ihm, wie einst ihr Lächeln, auf einen Schlag ihr volles Verständnis seiner Empfindungen und der Situation verriet.

Ich gehöre ganz dir, sagte sie einfach.

Während dessen war man im Pfarrhause auf Bettys langes Ausbleiben aufmerksam geworden. Einer der Knaben, welcher Eduard nach dem Garten gewiesen hatte, als dieser ihn nach Betty gefragt, erzählte nun von dem Herrn, der sie gesucht habe, und die Frau Pfarrerin ließ unzufrieden ihre helle Stimme vom Fenster her erschallen. Sie war sehr erstaunt, als Eduard Arm in Arm mit Betty auf sie zugeschritten kam, und als er dann in ihrer und ihres würdigen Gatten Gegenwart erzählte, er habe sich mit Betty verlobt und gedenke sie in einer nicht allzufernen Zeit heimzuholen. Ein Brief von Lehmanns, den er aus der Tasche zog, diente ihm dabei als Akkreditive, und die Pfarrersleute, von gastfreier Gesinnung und dem schönen fleißigen Mädchen zugethan, obwohl nicht erfreut bei dem Gedanken, daß die anspruchslose und tüchtige Stütze ihrer Haushaltung

sie verlassen werde, luden Eduard ein, den Abend bei ihnen zuzubringen.

Es war der schönste Abend, den Eduard je verbracht hatte, und für Betty war er der Vorhof des Himmels. Die Liebenden saßen zusammen an der Tafel, welche durch Bettys Sorge gefüllt war, und Eduard genoß das ländlich derbe Mahl, welches Bettys Hände bereitet hatten, mit einer stillen Wonne, die nur von demjenigen begriffen werden kann, der selbst einmal, wie er jetzt, in der reizenden Braut die künftige Hausfrau vorhersah. Die Knaben am untern Ende des Tisches, in bescheidenem Stillschweigen gewaltige Bissen vertilgend, warfen über ihre Teller hinweg staunende Blicke auf die schöne Gestalt, deren Gesicht ihnen anmutiger als je erschien, und einer oder der andre dachte wohl, so müsse das Antlitz der Göttinnen geleuchtet haben, die einst glücklichen Helden erschienen. Sie waren alle heimlich verliebt in die gütige und sanfte Fee, in jener anbetenden, ganz ritterlichen Ergebenheit, welche einst in den Turnieren die Schleifen, Ärmel und Handschuhe der Schönen zu Feld- und Kampfeszeichen machte.

Nach dem Abendessen versammelte sich das ganze Haus, Vater und Mutter, die drei ältesten Kinder, die Pensionäre, die Mägde und der Knecht, eine zahlreiche Versammlung, im Schulzimmer, und es ward eine Abendandacht gehalten. Der Herr Pfarrer spielte einen Choral

auf dem Harmonium und sang ihn mit energischer, wohlgeübter Stimme vor; der ganze Kreis, Betty und Eduard mit eingeschlossen, stimmte ein. Es that Eduard unbeschreiblich wohl, dieser von aufrichtiger und ernster Frömmigkeit durchwehten Andacht beizuwohnen, und sie schien ihm in glücklicher Weise die Erklärung seiner Liebe einzuweihen. Es schien ihm jeder Ton des Chorals eine Verherrlichung der ihr von Gott geschenkten Lieblichkeit, jedes fromme Wort eine Heiligung seines Glückes zu sein. Und von Zeit zu Zeit hob Betty die gesenkten Lider und blickte von den gefalteten Händen in ihrem Schoße zu seinem Gesichte auf, mit einem Lächeln ihm zuwinkend, das ihm süß erschien wie die Grüße himmlischer Heerschaaren.

Endlich aber hatte die Andacht ihren feierlichen Schluß, und es rückte die Zeit heran, wo der letzte Zug nach Berlin den kleinen Ort passirte. Eduard verließ das Haus nach einem letzten Kuß im dunkeln Garten und fuhr dann durch Berlin hindurch geradeswegs nach Jüterbogk.

Zwölftes Kapitel.

Treu und gehorsam.

> Immer verkläret der herrlichste Sieg
> Kypris, die reizende.

Zur Erforschung der ihm notwendigen Thatsachen brauchte Eduard mehr Zeit, als er vorausgesetzt hatte, aber er war doch erfolgreich in seinen Bemühungen.

Die Frau, deren Adresse Betty ihm gegeben, war kurz nach ihrer Pflegetochter Abreise ebenfalls von Jüterbogk fortgezogen, und es verursachte einige Mühe, ihren neuen Wohnort zu finden. Aber es glückte ihm doch, und er spürte sie endlich in Leipzig auf, wo sie in Gemeinschaft mit einem wohlhabend gewordenen Hausknecht aus Berlin eine Bierwirtschaft und eine Garküche eingerichtet hatte.

Der Tod des Dr. Irrwisch war ihr bekannt, und so zögerte sie nicht, in Aussicht auf eine gute Belohnung und zugleich aus Furcht vor gerichtlicher Untersuchung,

das ihr anvertraute Geheimnis mitzuteilen. Sie gestand ein, daß Betty ihr vom Dr. Irrwisch schon als kleines Kind übergeben worden sei. Sie hatte von ihm eine regelmäßige Pension bis zu der Zeit bezogen, wo jene Leute, deren Händen Eduard das Mädchen schließlich zu entreißen gelungen war, sie im Auftrage Irrwischs besucht und Betty von ihr abgeholt hatten. Sie lieferte Eduard Briefe aus, welche, von Irrwisch geschrieben, den klaren Beweis des Thatbestandes enthielten.

Völlig aufgeklärt über diese Angelegenheit, deren Lösung er vorher schon instinktiv durchschaut hatte, machte er sich wieder auf den Weg nach Berlin, um Lilli Nachricht zu bringen, wie verabredet war, aber — er trat diesen Weg jetzt mit großem Widerwillen an.

Während der Tage, die er auf der Reise zubrachte, kam ihm immer klarer zum Bewußtsein, daß es für Betty kein Gewinn sein könne, in nahe Beziehung zu einer solchen Mutter zu treten. Was er über die Blankendorffs gehört und was er selbst von Lilli gesehen hatte, erfüllte ihn nun, wo er im Begriff stand, Betty mit diesen Leuten in Verbindung zu setzen, mit wahrem Abscheu. Die Atmosphäre parfümirter Verderbnis, welche Blankendorffs Wohnung durchwehte, erschien ihm jetzt, wo er Bettys Reinheit so deutlich vor Augen hatte, unheilbringend und vergiftend. Er stellte sich vor, wie eifrig, wie maßlos Lilli nach dem Kinde drängte, er sagte sich,

daß es unmöglich sein werde, sie davon abzuhalten, Betty zu sich zu nehmen. Dazu überlegte er, welche Gesellschaft in jenem Hause verkehrte, welche Sitten dort herrschten, welcher Abgrund der Frivolität unter jener äußerlichen Glätte gähnte, und er dachte mit Schaudern daran, daß Betty die Bekanntschaft mit dem schlechtesten Teile der Gesellschaft machen sollte. Er glaubte zwar, daß Lilli für jetzt die besten Absichten mit ihrer Tochter hätte, aber er fürchtete auch, daß sie nicht die Macht besäße, mit der eigenen Vergangenheit und Gewohnheit zu brechen, daß es mit der Zeit ganz von selbst dahin kommen würde, daß der große Kreis von Bekannten, zumeist Herren der ersten Gesellschaftskreise, reiche und vergnügungssüchtige Leute, die bei Blankendorffs verkehrten, das junge schöne Mädchen umdrängen und als Beute betrachten würde. Er stellte sich vor, daß es im Blankendorffschen Charakter liege, diese schöne Erscheinung als neue Anziehungskraft für ihren dem Spiel und den leichtsinnigen Vergnügungen gewidmeten Salon zu benutzen.

Zu alledem noch trieb ihn eine heiße Ungeduld, Betty an sich zu ziehen und sein Lebensschicksal mit diesem geliebten Wesen zu vereinigen. Er wollte — das war sein Lieblingsgedanke — mit Betty zusammen eine neue Heimat in seinem geliebten Italien unter der Ägide des Fürsten Pallavicini gründen. Was sollte aus diesem

Plane werden, wenn jetzt Frau von Blankendorff sich zwischen ihn und Betty drängte? Welche Verzögerung, welche Hindernisse, welche widrigen Einflüsse, welche drohenden Möglichkeiten thürmten sich vor seinem vorschauenden Blicke auf!

In dieser peinlichen Stimmung trieb es ihn, jetzt nicht in Berlin anzuhalten und noch nicht zu Frau von Blankendorff zu gehen, sondern zuerst nach Kürbisdorf weiter zu fahren und aus Bettys Mund und Augen neue Weisheit zur Entscheidung dieser schwierigen Lebenslage zu schöpfen. Im Pfarrhause zu Kürbisdorf, so hoffte er, sollte ihm die rechte Erleuchtung kommen, und es wirkte bei ihm zu seinem Entschlusse noch die wohlthuende Empfindung der dort bei den Pfarrersleuten herrschenden Klarheit und Entschiedenheit mit. Dort schien niemals ein Zweifel über das, was richtig sei, zu herrschen, sondern die völlige Gewißheit des Guten entschied alle Maßregeln.

Er wurde von dem Pfarrer und dessen Gattin mit Freundlichkeit, von Betty mit glückstrahlenden Augen empfangen, und nach dem ersten Austausch üblicher Höflichkeiten erwog er auf einem Gange durch Garten und Feld mit Betty unter vier Augen die augenblickliche Lage, nachdem er ihr die Ergebnisse seiner Reise mitgeteilt hatte.

Hand in Hand blieben sie endlich auf derselben Stelle stehen, wo Betty seine Ankunft erspäht und wo sie sich

wieder gefunden hatten. Hier auf dem Deich, der den Blick auf die friedliche Heimat der Verlassenen eröffnete, blickten sie einander Auge in Auge und tauschten aufs neue das wonnige Gelübde ewiger Liebe aus.

Meine Einzige, meine Geliebte, sagte er zärtlich, mir ist so bange um dich, wie dem armen Odoardo Galotti um seine Tochter Emilia. Ich fürchte, daß das Haus, in welches man dich führen möchte, nicht besser ist als das des Kanzlers Grimaldi. Ich sehe dich im Geiste schon in einem reizend modernen Kostüm, dies schöne Haar zu einer üppigen Frisur aufgethürmt, in der Mitte eines Kreises eleganter Herren, die dir Schmeicheleien sagen, an die du dich mit der Zeit gewöhnst.

Das wirst du niemals sehen! sagte sie heftig.

Wie willst du dem ausweichen? fragte er. Die Gewohnheit ist mächtig. Bist du erst einmal dort, so kannst du dich dem nicht entziehen. O bleibe hier im Pfarrhause, hier, wo eine stille Frömmigkeit atmet und den Segen des fleißig gepflegten Gartens verklärt, hier bleibe bis zu der frohen Stunde, wo ich dich hole, um dich an den Altar zu geleiten — um dich nie wieder zu verlassen — um dein Schutz und Schirm zu sein, wie du mein Glück, meine Seligkeit, mein Himmel!

Sie sah ihn mit einem Blick innigsten Vertrauens an, und der Druck ihrer Hand galt ihm als heiliges Versprechen.

Sie standen Schulter an Schulter gelehnt und blickten in glücklichem Träumen über die im Sonnengolde des Abends strahlende Landschaft hin, wo schwer tragende Fruchtbäume, in regelmäßigen Reihen, aus weitgestreckten, hellen Stoppelfeldern und grünen Flächen hervorragten, und weit aus der Ferne die hellen Kirchthürme der Dörfer freundlich herüber schienen. Ein weißes Wölkchen kräuselte sich am Hange des entlegenen Hügels hin und näherte sich in weitgeschwungener Biegung, das Wölkchen eines schnell herankommenden Zuges, der inmitten der ländlichen Unbeweglichkeit das erdenumspannende Weltgetriebe in Erinnerung brachte.

Der Zug, mit dem du vor vier Tagen kamst, sagte Betty. Jeden Abend um diese Zeit stand ich auf dieser Stelle und rief mir das unbeschreibliche Glück in die Erinnerung zurück, das ich empfand, als ich dich dort zwischen den Beeten erscheinen sah.

Der Zug lief in den Bahnhof ein, und Eduard und Betty gingen langsam durch den Garten hin zum Pfarrhause, hier und da an den Gemüsebeeten stehen bleibend, welche Bettys Pflege anbefohlen waren.

Sieh doch, sagte Betty, als sie sich der Ecke des Hauses näherten und sich ihnen der Blick nach der Gartenpforte und dem von Buchsbaum eingefaßten Mittelwege eröffnete, sieh doch, wir bekommen Besuch.

Eduard sah auf von den zierlichen Köpfen des Rosenkohls, denen er soeben seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, und erblickte eine Dame, welche raschen Schrittes durch die Pforte kam.

Er konnte einen leisen Ruf der Überraschung nicht unterdrücken, und als Betty ihm ins Gesicht sah, bemerkte sie, daß er die Farbe veränderte.

Was ist? fragte sie.

Es ist deine Mutter! sagte Eduard mit dumpfer Stimme.

Ah! rief Betty mit bleichen Wangen, eilte zwei Schritte vor, blieb dann wie angewurzelt stehen und sah dem Kommen der eleganten Dame von stolzer Haltung und schnellen Bewegungen, blassem Gesicht und fieberhaft glühenden Augen in seltsamer Spannung, halb freudig, halb fürchtend entgegen.

Frau von Blankendorff hatte die Tage nach dem Besuch Eduard Franks in immer steigender Unruhe verbracht. Stundenlang ging sie wohl im Zimmer hin und her, bald still stehend, um zu lauschen, ob draußen jemand komme, bald an das Fenster tretend, um auf die Straße hinab zu sehen, bald vor dem Bilde in eifrigen Blicken gefesselt und dann im Spiegel die eigenen Züge mit denen des Porträts vergleichend. Jetzt gab sie sich einer maßlosen Freude hin, indem sie eine große Ähnlichkeit entdeckte, dann wieder zog sich ihr Gesicht

in schmerzliche Falten, wenn sie bedachte, wie unwahrscheinlich und wie wenig verdient das Glück sei, welches sie erhoffte, und oft warf sie sich verzweifelnd auf die Chaiselongue in dem Gedanken, daß alle ihre Wünsche und Meinungen auf Selbstbetrug begründet sein könnten. Sie vermochte nicht zu schlafen, Speise und Trank schmeckten ihr nicht, und der Anblick ihres Mannes war ihr so widerwärtig, daß sie sich eingeschlossen hielt und nur die vertraute Zofe einließ.

In diesen peinlichen Tagen, in welchen sie zwischen Furcht und Hoffnung schwebte und oft bereute, nicht selbst gesucht, sondern sich einem Fremden anvertraut zu haben, in diesen Tagen erwartungsvoller Qual dachte sie auch mit nagender Reue an die vielen Gelegenheiten zum Glück zurück, die sie gleich Stationen auf ihrer Lebensreise hinter sich sah. Mit bitterm Neide dachte sie an Freundinnen früherer Tage, die in häuslichem Frieden leben konnten, während sie selbst nun, von dem geliebten Kinde getrennt, vielleicht doch auf ewig, die natürlichsten Freuden des Weibes im glücklichsten Falle nur als verbotene Früchte betrachten mußte. Wurde selbst ihre Tochter gefunden, so gebot doch die Sitte der Welt die Verheimlichung ihres Glückes und eine Lüge, die sich zwischen Mutter und Kind stellen mußte. In lebhaften Farben erschien ihr das elterliche Haus, wo sie, als die schönste von drei schönen Schwestern, die

Tyrannei ihrer Selbstsucht, ihres Übermutes und ihrer zügellosen Launen geübt hatte, verzogen von einem Vater, dessen Leichtsinn und Stolz die Familie tiefer und tiefer in Armut und Schande brachten. Sie sah ihn deutlich vor sich stehn, diesen Vater mit den scharfen, verlebten aristokratischen Zügen und den weißen, unruhig zuckenden Händen, die so geübt waren im Kartenspiel. Er hatte seine Lilli immer als den besten Trumpf im Spiel des Lebens betrachtet, für sie war keine Ausgabe an Kleidern, Putz und Vergnügungen zu groß gewesen. Sie hatte immer thun dürfen, was ihr gefiel, und wie hatte sie ihre Freiheit benutzt! Am peinlichsten aber verfolgte sie die Erinnerung ihres Benehmens gegen den unglücklichen Mann, welcher ihretwegen Hand an sich gelegt hatte, das Bewußtsein ihrer Schuld an diesem grauenvollen Ereignis und das Bild jener Szene im gläsernen Thürmchen. Wenn sie sich vorstellte, daß der Mann, der dort sterbend lag, von allen Männern, die sie jemals gekannt hatte, am meisten ihr in Liebe ergeben gewesen war, so sehr in Liebe für sie glühte, daß er sich ihretwegen den Tod gegeben, dann packten heftige, brennende Reue und wütender Zorn gegen sich selbst ihr Herz mit fast unerträglicher Gewalt an, so daß sie ihren Kopf in die Kissen ihres Sophas vergrub und nur mit Mühe ein lautes angstvolles Schreien unterdrückte. Das Triumphgefühl, womit sie einst ihre Macht über sein Herz

empfunden hatte, war erloschen, nun der Mann tot war, und es wuchs in ihrer Seele die Erinnerung an seine Liebe, an seinen Reichtum und an das Glück, das sie mit ihm vereinigt hätte genießen können, zu einem zauberischen Gebilde hervor. Sie schalt sich eine Thörin, eine herzlose Närrin, eine Wahnsinnige, darum, daß sie in blinder Leidenschaft ein so großes Glück von sich gestoßen habe, wie es ihr dieser reiche Liebhaber angeboten und zu Füßen gelegt hatte. Sie griff mit zuckenden Händen in ihr Haar und stierte mit verzweifelndem Blick vor sich hin, wenn sie sich ausmalte, welches wundervolle Leben sie an der Seite des Millionärs hätte führen können, vereinigt mit ihrer Tochter und von allen Genüssen des Lebens umgeben, wenn sie nur in jener einen verhängnisvollen Minute, wo Irrwisch ihr seine Hand anbot, nicht der Eingebung launischer Grausamkeit, sondern der einfachsten Klugheit hätte folgen wollen. Dazu durchrieselte wieder ein Schauer abergläubischer Furcht ihr Gebein, wenn sie an die festgeschlossene Hand des Sterbenden und ihr eigenes Haar in dem Griffe der Leiche zurückdachte.

Vor allen solchen Gedanken, die den Erinnyen gleich sie verfolgten, suchte sie sich dann immer wieder gleichsam in ein sicheres Heiligtum zu retten, indem sie zu dem Bilde ihrer Tochter flüchtete und sich an die Hoffnung, diese wiederzufinden, mit einer krampfhaften Begierde

anklammerte. Sie glaubte diesen ersehnten Besitz durch die Kraft ihres Sehnens dem Schicksal abtrotzen zu müssen, und in der Erinnerung an die Vergangenheit, die so voll von Thorheit und Schuld war, gelobte sie sich heilig, wenn ihre Tochter gefunden würde, alles zu sühnen durch die vortreffliche Zukunft.

In solchen Erinnerungen, Betrachtungen und Plänen waren ihr drei qualvolle Tage vergangen, und am vierten stieg ihre Aufregung zu einer solchen Höhe an, daß es sie nicht mehr im Hause duldete und daß sie das thatlose Warten nicht mehr ertragen konnte.

Sie zog sich nachmittags reisefertig an, eilte nach dem Bahnhofe und nahm ein Billet nach Kürbisdorf. Nun stand sie dem Mädchen von Angesicht gegenüber, welches ihre ganze Zukunft und die Sühne ihrer Vergangenheit in sich schloß — die Anwesenheit Eduards und das Benehmen der beiden ließen ihr keinen Zweifel, daß es diese sei —, und der Anblick dieses Gesichts siegte über jede Befürchtung eines Irrtums und erfüllte ihr bebendes und verdüstertes Herz zunächst mit einer überschwänglichen Freude.

Aber diese Frau, welche ihr Lebenlang den bösen Geistern in ihrem Innern die Herrschaft über die guten eingeräumt und in einem fieberhaften Bedürfnis nach Erregungen vom Kapital ihrer Lebenskraft gezehrt hatte, sollte jetzt erfahren, daß die Natur sich nicht ungestraft

mißachten läßt und die Gesetze unseres Daseins ihre Erfüllung in sich selber tragen.

Die brennenden Wünsche, denen sie sich maßlos hingegeben, hatten im voraus die Kraft des Genießens verzehrt, so daß sie sich jetzt beim Anblick des ersehnten Zieles machtlos fühlte, dasselbe zu ergreifen, und daß sie schon im nächsten Augenblick nach dem ersten Freudengefühl durch die Wirklichkeit im Gegensatz zu ihren Phantasien enttäuscht wurde. Ihre überreizten Nerven waren nicht imstande, das Glück in seiner Wirklichkeit aufzunehmen, und indem ihre an trügerische Freuden gewöhnte Natur nicht mehr die Fähigkeit besaß, die echte Freude der Mutter zu empfinden, fing ihre gepeinigte Seele an, sich mit neuen Befürchtungen zu beschäftigen. Es kam ihr vor, als sei das Entgegenkommen Bettys zögernd, und als liege auf dem Gesicht der Tochter ein Widerwille ausgeprägt, welcher ein Vorwurf für die Mutter sei.

So blieb sie mit ausgestreckten Armen lange Zeit vor Betty stehen, gleich als hätte sie nicht den Mut, die Tochter zu umarmen, gleich als wäre die Mutterfreude ein königliches Gewand, mit dem sie nicht wagte ihre ärmlichen Schultern zu umhüllen; und als sie dann einen Schritt vorwärts trat und das bestürzt ihr entgegensehende junge Mädchen umfing, da war ihr Gesicht bleich, und große Thränen rannen aus ihren Augen.

Eduard sah der Szene mit Rührung zu, aber doch konnte er sich einer unbehaglichen Empfindung nicht erwehren, welche bald stärker ward als seine Rührung. Es war ihm, als sähe er den Falken eine Taube in seinen Fängen halten. Hier unter freiem Himmel und inmitten eines früchteschweren Gartens fiel es ihm recht auf, wie verlebt, wie graufarbig, wie naturwidrig Frau von Blankendorff aussah. Sie trug auf ihrem Gesicht den Stempel Babylons. Ihr Blick, ihre Bewegungen, ihr Anzug, alles das stand gleichsam herausfordernd dem Frieden, der Stille gegenüber. Wohl waren beide schönen Geschöpfe einander ähnlich, und er konnte jetzt eine genaue Vergleichung anstellen, die ihm zeigte, daß sie dieselbe äußere Bildung der Gestalt hatten, ja daß auch in beiden ein verwandtes Seelenleben sich regte, jenes innere Feuer, das ihn an Betty entzückt, an Lilli erschreckt hatte; aber es war doch bei alledem ein solcher Unterschied zwischen beiden, daß Eduard lebhafter noch als vorher schon wünschte, eine innige Vereinigung beider zu verhindern.

Er überließ für den Augenblick Mutter und Tochter sich selber, ging in das Haus und benachrichtigte den Pfarrer von der Ankunft der Frau von Blankendorff. Der Pfarrer lud alsdann, nachdem er den Wiedervereinigten Zeit gelassen hatte, ihre ersten Gedanken auszusprechen, den Besuch in sein Haus ein.

Es war ein eigentümlicher Besuch für das stille Pfarrhaus. Frau von Blankendorff brachte in die puritanische Stube mit den einfachen Möbeln und den ernsten Holzschnitten gleichsam den Hauch der Weltlust mit, und die Frau Pfarrerin betrachtete mit stummem Entsetzen diese funkelnden Augen, diese blasse Hautfarbe und exzentrische Frisur, wie diesen höchst modernen Anzug aus knisternder schwarzer Seide, aus dessen Falten ein feiner Wohlgeruch sich verbreitete.

Frau von Blankendorff führte beim Eintreten Betty an der Hand und wandte sich zunächst mit Dank an Eduard, der der Vermittler ihres Glücks gewesen sei, obwohl sie ihm zürnen müsse, daß er sie habe auf Nachricht warten lassen. Dann wandte sie sich an die Pfarrersleute, denen sie die Hände schüttelte, und dankte ihnen für die freundliche Aufnahme, welche sie ihrer Tochter bereitet hätten. Sie bat alsdann, man möge Bettys Koffer sogleich an die Bahn bringen lassen, da sie Betty mit dem nächsten Zuge mit sich nach Berlin nehmen wollte.

Eduards Blick richtete sich bei diesen Worten fragend auf seine Braut.

Sie errötete leicht, sagte aber ohne Zögern, das offene Gesicht der Frau von Blankendorff zuwendend: Verzeih mir, liebe Mama, daß ich dich bitte, das nicht zu verlangen. Ich habe den Wunsch, vorläufig hier zu bleiben.

Frau von Blankendorff zuckte zusammen.

So schnell schon? So schnell? sagte sie, mehr mit sich als mit den Anwesenden sprechend. Was heißt das: vorläufig? fragte sie dann laut.

Betty trat auf Eduard zu, und sagte, ihn an der Hand fassend: Mein Herz gehört meinem Retter, und er will mich in kurzer Frist zu seinem Weibe machen, mich mit sich nach Italien führen.

Frau von Blankendorff faßte mit der Hand nach der Brust, als empfinde sie dort einen körperlichen Schmerz, und preßte die Lippen zusammen. Doch, als wollte sie einen thörichten Gedanken verscheuchen, schüttelte sie gleich darauf den Kopf und sagte lächelnd: Du wirst mir die Freude machen, mein Kind, von nun an in allen wichtigen Angelegenheiten deines Lebens dem Rate deiner Mutter zu folgen.

Meine verehrte gnädige Frau, sagte Eduard, ich kann die Worte meiner Braut nur bestätigen. Wir sind eins, Betty und ich. Wir haben uns unsre Liebe gestanden, und uns geschworen, in demselben Sinne zu handeln. Es ist mein Wunsch, daß meine Braut noch einige Wochen hier bleibe, bis die Hochzeit sein kann, und dann werden wir, wenn es Gottes Wille ist, zusammen nach Italien reisen, wo ich einflußreiche Verbindungen und die Anerbietung eines großen Baues habe.

Frau von Blankendorff atmete schwer.

Und was sagst du dazu, mein Kind? fragte sie mit heiser tönender Stimme.

Mein Wille ist ganz der meines Verlobten, und ich gehorche ihm unbedingt, sagte Betty bleich, aber entschlossenen Tones.

Frau von Blankendorff fuhr mit beiden Händen über die Stirn hin und murmelte für sich: Es ist nicht möglich, aber es ist ja nicht möglich! Es war ihr in diesem Augenblicke, als sähe sie den Mann, den sie in den Tod getrieben hatte, wieder vor sich stehen, in derselben Weise, wie er vor ihr stand, als er sie zum letztenmale um ihre Liebe bat. Sie erinnerte sich des Triumphs, der damals ihre Brust schwellte, als sie sich sagen konnte, daß sie stärker sei als er, und daß sie unverwundbar sei für die Waffe, die ihn fällte. Sie erinnerte sich des verächtlichen Gefühls gegen ihn, der so schwach war, und nun sah sie mit tiefer Angst eine Rache heraufziehen, der sie nicht hoffen durfte zu entrinnen, weil sie genötigt war, mit eigenen Händen und in tötlicher Sehnsucht den Dolch in das eigene Herz zu drücken. Sie sah den toten Geliebten nun mit mitleidvollem Blicke sich gegenüber und glaubte von seinen Lippen die Worte zu vernehmen: Wir gehen beide zu Grunde durch das, was an uns gut ist.

Sie suchte sich voll Trotz gegen das eigene Herz aufzulehnen, sie rief ihren ganzen Egoismus zu Hilfe

auf, sie wünschte sich zu Gleichgiltigkeit und Haß aufzustacheln, um die gefährliche Anziehungskraft des Mutterherzens zu überwinden, aber es war ihr nicht möglich, ihre Kraft sank in sich selber zusammen, und sie sagte mit flehender Geberde zu Betty: Es wäre mir so süß, wenn du mir gehorchen wolltest, mein Kind! Habe ich mich doch so lange darnach gesehnt, ein Kind zu haben, das meine Stimme gern hörte, mir ins Auge sähe mit einem ehrlichen unschuldigen Blick, und mir folgsam wäre in Liebe! Willst du es sein, die mich entgelten läßt, daß ich erst jetzt deine Mutter werde? Und bin ich nicht deine Mutter? Habe ich auch die Rechte der Natur in dem Mißgeschick eingebüßt, das uns so lange trennte? Ist die Stimme der Natur bei dir ohne Kraft? Haben jene Mütter, denen die bequeme Gewöhnlichkeit zu Gute kommt, auch nur den hundertsten Teil der brennenden Sehnsucht zu ihren Kindern empfunden und die heiße Liebe, die mein Herz verzehrte und mich zu Schritten trieb, die mir selbst jetzt grausam und entsetzlich erscheinen? Soll ich alles büßen und nichts genießen? O komm in meine Arme, du geliebtes Kind, und folge mir!

Betty stand in schmerzlicher Erschütterung da, blickte auf ihre unglückliche Mutter und dann wieder auf Eduard, erinnerte sich ihres Versprechens und empfand zugleich Mitleid mit der klagenden und bittenden Frau.

Eduard kam ihr wiederum zu Hilfe. Er sah ein, daß das ganze zukünftige Lebensglück Bettys und sein eigenes auf dem Spiele stand, daß Frau von Blankendorff niemals der Ausführung des Planes der Liebenden zustimmen würde, und er glaubte, hier über das eigene Mitleid Herr werden zu müssen, da es ihn zu einer verhängnisvollen Nachgiebigkeit hinzureißen drohte.

Was kann es nützen, gnädige Frau, sagte er, das Mädchen jetzt auf so kurze Zeit aus der gewohnten Lebensweise herauszureißen? Ich rechne bestimmt darauf, in wenigen Wochen Hochzeit halten zu können, und wozu —

Frau von Blankendorff fiel ihm gereizt ins Wort.

Drängen Sie sich nicht zwischen Mutter und Tochter! rief sie mit großer Heftigkeit. Fügen Sie mir nicht ein Leid zu, das größer ist als der Dienst, den Sie mir erwiesen haben! — Ja, das thun Sie, wenn Sie mich auch noch so vorwurfsvoll ansehen! Sie haben mir die Tochter wiedergegeben, das ist wahr, aber besser, ich fand sie niemals wieder, als daß ich sie wiederfinden soll, um sie für immer zu verlieren!

Ja, das ist es, erwiederte Eduard ebenfalls in heftigem Tone. Ich wußte wohl, wie Sie handeln würden. Sie werden es nie zugeben, daß Betty meine Gattin wird, und deshalb wollen Sie sie von hier wegführen in Ihre Wohnung!

Frau von Blankendorff stieß ein lautes Lachen aus, das unheimlich klang, weil es einer überreizten und fassungslosen Seele gleichsam als Hohn zu entquellen schien.

So seid ihr alle, rief sie. Nennt das Wort Mann, und ihr sprecht von einem Egoisten! Sie wollen der Mutter ihr Kind entreißen und wollen es heiraten. Heiraten! Ihr ewige Treue und Liebe versprechen, mit heiligen Schwüren Gott geloben, sie glücklich zu machen, um unter dem heuchlerischen Deckmantel kirchlicher Zeremonien eine Sklavin zu haben, die Sie nach Gefallen mißhandeln, betrügen und endlich verlassen können!

Betty hatte schweigend und in bangem Zwiespalt der Gefühle dagestanden, jetzt aber, bei diesem Angriff auf Eduard, erhob sie den gesenkten Kopf und trat mit flammendem Blick der Mutter entgegen.

Das ist Verleumdung! rief sie. Wer so von meinem Verlobten spricht, der kennt ihn nicht. Er hat das reinste, edelste Herz, und selbst meine Mutter darf seine Liebe zu mir nicht verdächtigen und schmähen!

Frau von Blankendorff lachte noch einmal gellend auf, aber ein wilder Zornesblitz zuckte von ihrem verzerrten Gesicht auf das Mädchen.

Da sehe ich dein wahres Gesicht! rief sie mit zischendem Tone, indem sie mit dem Finger auf Bettys Gesicht zeigte. Da — da ist es, das ist das Gesicht deines Vaters, dieser heuchlerische Mund, dieses harte Auge,

die ein falsches Herz verraten! Närrin, kennst du die Welt, wie ich sie kenne? Dem ersten besten Mann, der dir in den Weg läuft und dem die Larve gefällt, dem giebst du dich mit Leib und Seele zu eigen? Weißt du, was die Ehe ist? Kennst du diese Zwangsanstalt, die vom Teufel ersonnen ist, um gefühlvolle Herzen zu martern und die Hölle mit wahnsinnigen Verbrechern zu füllen? Weißt du —

Halten Sie ein! rief der Pfarrer mit ernstem Tone und entschlossenen Schrittes vortretend. Bedenken Sie, gnädige Frau, was Sie sprechen und überlegen Sie Ihre Worte, um Lästerung zu vermeiden! Sie sind übermäßig erregt, und es scheint mir, als risse ein fieberhafter Zustand Sie zu Worten hin, die Sie später bereuen würden. Lassen Sie uns hinüber gehen in mein Studirzimmer und unter vier Augen in Ruhe und in christlichem Sinne über diese Angelegenheit reden!

O, mein Heer! rief sie aus, es giebt eine Grenze menschlicher Kraft, und die Größe meines Leidens zerreißt mir alle Fibern des Herzens! Was habe ich gelitten! Wie hat sich Jahre lang meine Seele an diesen einzigen Halt geklammert, und wie hat die Hoffnung allein auf dieses Kind mich mit seligen Bildern hingehalten und mich immer wieder zurückgehalten, meinem unseligen Dasein ein Ende zu machen! Und nun schließlich betrogen zu werden, nun im entsetzlich herbeigeflehten und dem

Himmel mit Gewalt abgerungenen Augenblick der Erfüllung betrogen zu werden durch ein Nichts, durch einen Zufall, eine alberne Laune eines unreifen Mädchens zu einem hübsch aussehenden Burschen, wie deren zehntausend alltäglich das Pflaster treten — das ist nicht zu ertragen, das zersprengt das Hirn, das zerfleischt die Brust, das zerrt mir die sehenden Augen aus dem Kopfe!

Sie rang die Hände, während sie so mit durchdringendem Tone schrie, warf sich dann vor Betty auf den Boden, umklammerte ihre Knie und rief in heißem Flehen: Erhöre mich, wenn du mir den Verstand und das Leben retten willst! Folge mir, o komm zu mir und vertraue mir! Du solltest mir der Ersatz sein für alles, was ich verloren habe, meine Ehre, mein äußeres Glück und meinen innern Frieden. Wie ein Engel standest du vor mir, wie eine heilige Sühne, wie meine letzte Rettung! Nie ist ein Kind so von seiner Mutter geliebt worden, wie du von mir. Sieh, wenn dich wilde Tiere von mir reißen wollten, so würde ich Fetzen nach Fetzen meines Fleisches hingeben, um dich zu beschützen, aber was soll ich thun, wenn du selbst dich von mir reißest? Willst du grausamer sein als ein wildes Tier? O bleib mir treu, du mein eigen Fleisch und Blut, opfere mich nicht dem fremden Manne auf!

Betty beugte sich zu der Mutter nieder, die sich vor ihr im Staube wand, und heiße Thränen fielen aus ihren

Augen auf die Gebeugte herab. Es gelang ihr, doch mit Mühe, die knieende aufzuheben. Erschüttert auf sie blickend, sagte sie: Seitdem ich denken kann, habe ich mich darnach gesehnt, eine Mutter zu haben, und meine ganze traurige Jugend hindurch habe ich mir als das höchste Glück die Freude einer Tochter vorgestellt, die sich mit ihren Sorgen, Freuden und Plänen an das Mutterherz anlehnen könnte, um dort einen Halt und Trost zu finden. So ist es mir eine große Freude gewesen, dich die du mir das Leben gabst, endlich umarmen zu können, aber ich kann doch nicht anders, du mußt es fühlen, mein Herz gehört ihm, er ist der, den ich liebe, und ihm bin ich zu eigen. Das ist stärker als ich, und ich kann nicht anders. Wenn ich jetzt wählen soll, wenn mir kein Weg bleibt, als entweder dich unglücklich zu machen oder ihn — Mutter, verzeih mir! Ich kann ja mein Herz nicht zerteilen, ich folge dem Manne, den ich liebe!

Damit wandte sie sich von der Mutter ab, warf sich an Eduards Brust und umklammerte ihn leidenschaftlich.

Frau von Blankendorff stieß einen wilden Schrei aus, der so verzweiflungsvoll klang, daß er den Anwesenden ins Herz schnitt. Es war erschütternd für sie, diesen Kampf zu beobachten, der ihnen zeigte, welcher Jammer das gequälte und enttäuschte Mutterherz zerriß. Sie fühlten mitleidsvoll, wie öde, wie trostlos, wie ver-

zagend jetzt das Innere dieser Frau war, die von Gottes Größe und Güte so wenig Bewußtsein hatte, und die nun nach einem zerscheiterten und frevelhaften Leben alle ihre Hoffnung auf die Zuneigung eines Kindes gesetzt hatte, mit dem sie doch weder die Bande der erinnerungsvollen Erziehung, noch auch Sympathie der Empfindungen und Neigungen verbanden.

Betty schmiegte sich zitternd an Eduard an und rief mit thränenerfüllten Augen den zustimmenden Blick des Geliebten zu Hilfe. Es bedurfte der ganzen Gewalt ihrer Liebe zu ihm, um sie davon zurückzuhalten, dem Mitleid nachzugeben. Aber ihre Liebe war zu mächtig und ihre Natur von zu einfacher Größe, als daß sie diese Probe nicht siegreich hätte bestehen sollen.

Der würdige Pfarrer und seine Gattin bemühten sich um die regungslos und mit weit offenen Augen dastehende, von übermächtiger Erschütterung gelähmte Frau und versuchten durch freundliches Zureden ihre Besinnung zurückzurufen. Sie ermahnten sie, sich nicht einem fassungslosen Schmerz hinzugeben, sondern unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen das für sie beste zu wählen. Sie erboten sich, zwischen ihr und dem liebenden Paare zu vermitteln, um die Schroffheit einer baldigen und völligen Trennung zu vermeiden, sie wiesen sie darauf hin, daß die wahre Liebe zu ihrer Tochter sich darin zeigen müsse, daß sie deren Glück förderlich und nicht

ihrer Liebe hinderlich sei, sie wandten alles auf, was Religion und Vernunft ihnen zu thun geboten, um die Starrheit eines verzweifelnden menschlichen Wesens zu lösen. Aber es war alles vergeblich. Ein finsterer Geist schien sich dieses Gemütes bemächtigt zu haben.

Mit ausdruckslosem Blick stand sie dem Paar der Liebenden gegenüber und wies mit mechanischem Kopfschütteln und abwehrender Handbewegung allen Zuspruch zurück. Nur als Eduard sich ihr nähern wollte, stieß sie heftig ein abweisendes Wort hervor.

Auf einen Wink des Pfarrers entfernten sich Eduard und Betty, und als sich die Thür hinter ihnen schloß und ihr Anblick nicht mehr den Schmerz in der Erschütterten neu erregte, schien ein Bann gebrochen zu sein, welcher sie gefesselt und aufrecht erhielt. Mit einem tiefen Seufzer sank Frau von Blankendorff ohnmächtig dem Pfarrer und dessen Gattin in die Arme.

* * *

In der kleinen Kirche zu Kürbisdorf waren festliche Vorbereitungen beendigt worden, und die goldige Herbstsonne schien durch die hohen Fenster auf Kränze, Blumenschmuck und bunte Teppiche vor dem Altar.

Durch den schmalen Laubengang hin, der von des Pfarrers Wohnung zur Kirchenthür führte, bewegte sich ein kleiner festlicher Zug, und die Füße der Wandelnden

traten auf welke, gelbe und rote Blätter, die der Herbstwind herabwehte, und traten auf bunte Blumen, die von den Händen fröhlicher Kinder vor ihnen ausgestreut wurden.

Mit stillen, großen Augen blickte die Braut unter dem Schleier und Myrtenkranze vor sich hin. Mit stolzem Schritt ging Eduard an ihrer Seite.

Der Ton der Glocke verschwebte in der Luft und trug die Kunde des irdischen Glücks zum Himmel empor, Orgelton und heiliger Gesang erfüllte die Kirche, und das bindende Wort des Pfarrers schloß den auf die Liebe begründeten Bund.

Dann entführte der Zug noch an demselben Tage das glückliche junge Paar gen Süden, an den ersehnten schönen Erdenfleck am blauen tyrrhenischen Meere.

Wohl lag ein Schatten auf Bettys Zügen, wenn sie ihrer Mutter gedachte und sich jenes Abends erinnerte, wo die Mitleidswerte allein und gebrochen das Pfarrhaus verlassen hatte, um ohne die wiedergefundene Tochter nach Berlin zurückzukehren.

Aber je weiter der schnelle Wagen sie trug, desto mehr erblich die Vergangenheit und desto heller schimmerte die Gegenwart.

Dreizehntes Kapitel.

Monaco.

> Geh', Philostrat, berufe
> Die junge Welt Athens zu Lustbarkeiten,
> Erweck den raschen, leichten Geist der Lust!

Alfons hatte sich in Paris mit einer hübschen Summe Geldes und ferneren Wechseln versehen, sich eine elegante Reiseausstattung angeschafft und einige Tage damit zugebracht, über die Erlebnisse und Absichten des Prinzen und der Prinzessin von Parolignac Nachrichten einzuziehen. Letzteres wurde ihm nicht schwer, da so glänzende Erscheinungen wie dieses vornehme und reiche Paar den Kometen gleich ein Strahlenbündel nach sich ziehen. Er erfuhr, sie seien nach Monaco abgereist, um dort die Wintermonate zuzubringeu.

Alfons beschloß, ihnen dahin zu folgen. Wenn er auch keinen bestimmten Plan dabei verfolgte, so erschien es ihm doch als erste Notwendigkeit, in unmittelbarer

Nähe der treulosen Geliebten und Cousine zu sein. Das Weitere würde sich finden, dachte er, voll Zutrauen in seine Klugheit und Energie, die ihn schon so weit gefördert hatte, daß er, mit Geld reichlich versehen und für alle Zukunft geborgen, derjenigen auf der Spur war, die alle seine Interessen in sich schloß.

Er hatte sich auf der Reise nach Paris vorgenommen, diese berühmte Stadt, die er nur von weitem und gleichsam aus der Vogelschau während des Krieges gesehen hatte, mit Genuß zu durchstöbern, aber nun er dort war, trieb ihn eine innere Unruhe weiter, und er konnte nicht dazu kommen, sein Geld, wie er gedacht hatte, zu genießen. Die Erinnerung an seine Eltern und an die letzten Vorgänge in Berlin peinigten ihn und raubten dem Treiben der großen Stadt in seinen Augen den Reiz. Das Gewühl der Boulevards, die immensen Perspektiven der mit Palästen besetzten Straßen, das Gewimmel des Kleinlebens in der innern Stadt, alles dies, was er sich so interessant vorgestellt hatte, kam ihm nüchtern und unerquicklich vor. Er faßte beständig mit der Hand in die Brusttasche, um zu fühlen, ob seine Papiere noch daseien, und blickte oft argwöhnisch um sich, ob nicht jemand ihn beobachte. Er hatte sich den Zustand eines Menschen, der sich durch seine Klugheit eine völlige Freiheit und dazu einen gefüllten Beutel verschafft hätte, anders und angenehmer vorgestellt. Die Welt wollte

nicht, wie er doch erwartet hatte, die Natur eines großen, blauen Meeres annehmen, in welchem er fröhlich umherplätschern, oder die Natur der unendlichen, lichten Atmosphäre, worin er dem Adler gleich die Schwingen entfalten könnte. Sie blieb immer noch, was sie vorher gewesen war, eine Welt voll Berg und Thal, die hinauf und hinab gestiegen, eine Welt voll Ecken, Kanten und Engpässe, zwischen denen hindurch lavirt werden mußte. Sie blieb eine Welt, auf welcher gegangen werden mußte, so daß die Füße müde wurden, eine Welt der Prosa, deren Anblick den Sinn beschwerte. Selbst seine Hoffnung, Chepa wiederzufinden, trug jetzt, wo die Wahrscheinlichkeit des Gelingens näher gerückt war, eine blassere Farbe, und er kam sich vor wie ein Mann, der voll Enthusiasmus dem in der Ferne romantisch leuchtenden Gebirge zugereist ist, nun im Nebel über Felsen klettert und ärgerlich wahrnimmt, daß der rosafarbene Gipfel in Wirklichkeit ein großer Haufe schwarzer Erde und grauen Gesteins und Eises ist.

Der Anblick der Franzosen ärgerte ihn und machte ihn schwermütig. Es ist wahrhaftig wahr, sagte er sich, diese Romanen sind einem Deutschen stets um eine Flasche Sekt vor. Das amüsirt sich, schwatzt in den Tag hinein, blitzt mit den Augen und bewegt sich wie Quecksilber. Unsereiner ist dagegen wie von nassem Stroh! Ich besonders bin zu gutmütig für die Welt. Nun denke

ich nach Hause, gräme mich um die Eltern und den alten Fettsack, der mir noch nicht den tausendsten Teil seines Geldes gegeben hat, während ein andrer an meiner Stelle das Glück mit vollen Zügen genießen würde!

In dieser Stimmung war er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bewegung, lief durch die Kirchen und Museen, fuhr nach den berühmten Punkten der Umgebung und durchstreifte Paris im Innern und Äußern, als reiste er im Auftrage Bädekers. Ein rechter Genuß an all dem Schönen und Interessanten wollte sich nicht erjagen lassen. Nur die vorzüglichen Weine und feinen Speisen Véfours halfen ihm zeitweise über diese Unruhe hinweg und befestigten seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang seines fein angelegten Unternehmens.

Nach einem dieser ausgezeichneten Diners hatte er jedoch in der darauf folgenden Nacht einen Traum, der ihm einen höchst unangenehmen Eindruck hinterließ. Es träumte ihm, er sei im Allianzklub zu Berlin und sitze zwischen Chepa und Frau von Blankendorff zu Tisch, sehr vergnügt und gesprächig, nur etwas verwundert darüber, daß ihnen gegenüber der Prinz von Parolignac. Amadeus und der Araber in bester Freundschaft saßen und nichts davon zu wissen schienen, daß letzterer die schöne Sängerin hatte ermorden wollen. Man unterhielt

sich darüber, wie ehrenvoll es für Berlin sei, daß Véfour die Wirtschaft des Allianzklubs übernommen habe, und wie freundlich es von der Stadtverwaltung sei, daß sie ihm die untern Säle des Rathauses zur Anlage einer großen Champignonplantage zur Verfügung gestellt habe. So weit war der Abend noch ganz erfreulich, obwohl es immerhin hübscher gewesen wäre, hätte Chepa nicht so offen davon gesprochen, sie wollte den Prinzen heiraten. Unheimlich wurde es jedoch, als Amadeus anfing mit dem Kopfe zu wackeln und sich deshalb zu entschuldigen, da er das Genick gebrochen habe. Denn dieser Umstand schien Alfons darauf hinzudeuten, es sei irgend etwas nicht in Ordnung. Als er besorgten Blickes die übrige Tischgesellschaft musterte, fiel ihm auf, daß der Araber ein langes, blankes Messer aus seinem rotseidenen Gürtel zog. Er wunderte sich, daß der Herr über dem Frack und der Weste einen solchen Gürtel trüge, bis er bemerkte, daß er selber halb in Zivil und halb in Uniform sei. Er hatte vergessen, daß er nicht mehr in Dienst war, und hatte über seinen schwarzen Gesellschaftsanzug den Waffenrock gezogen und diesen nicht zugeknöpft. Er erhob sich, in der Absicht, schnell nach Hause zu fahren und den Anzug zu wechseln, als er, nach der Uhr sehend, bemerkte, der Zug nach Monaco gehe in einer halben Stunde ab, und er müsse sich im höchsten Grade beeilen. Die Lage war äußerst peinlich für ihn. Wenigstens

hundert neugierige Augen richteten sich auf ihn, als er sich erhob, und er sah, daß man über ihn spottete, weil er so auffällig gekleidet war. Nur Chepa sah ihn mit mitleidigen Augen an, stand auf, hing sich an seinen Arm und flüsterte ihm zu, daß sie immer bei ihm bleiben wolle, wenn er nur den Zug nicht versäume. Er wollte mit ihr davongehen, aber — er kam nicht von der Stelle. Die Füße schienen am Parket festzuhängen wie in einem Morast von Gummi Arabicum, und Chepas Arme schienen ihn wie Schlinggewächse zu umgarnen. Er arbeitete sich mit steigender Beängstigung ab, als er zu seinem Entsetzen den Araber mit seinem Messer drohend vor sich sah. Jeder Versuch sich zu wehren war nutzlos, die scharfe Klinge glänzte mit tötlichem Funkeln vor seinen Augen, seine Hände, mit denen er die Stöße des wütenden Mannes abzuwehren trachtete, wurden zerschnitten, jede Bemühung, Chepa zu schützen, war vergeblich, und er fühlte mit unbeschreiblicher Angst, daß er mit der Geliebten zusammen sterbend in eine unendliche Tiefe versank.

Endlich fuhr Alfons aus diesem Traume mit einem Angstschrei empor.

Um des Himmels willen! sagte er laut vor sich hin.

Es war dunkel. Er zündete Licht an. Schweiß tropfte von seiner kalten Stirn. Er vermochte längere Zeit hindurch nicht sich zu beruhigen oder auch nur

Wirklichkeit von Einbildung zu unterscheiden. Die Uhr zeigte die zweite Stunde an. Gleichwohl stand er auf, da ihm das Lager furchtbar geworden war, und versuchte durch Lesen seiner trüben Stimmung Herr zu werden.

Aber wenn er auch den ersten Schrecken überwand, so blieb ihm doch ein drückendes Bewußtsein nach.

Die Alten meinten, es gäbe zwei Thore, durch welche der Traum seinen Einzug halte, dachte er. Das eine sei von Elfenbein und undurchsichtig; durch dieses zögen die wirren, trügerischen und unsicheren Träume. Das andre aber sei von Horn, klar und durchsichtig; durch dieses hielten die wahren, untrüglichen, prophetischen Träume ihren Einzug — durch welches mag wohl dieser Traum gekommen sein?

Erst an dem Abend, wo er im Kupee erster Klasse auf der Bahn nach dem Süden war, in der Tasche zehntausend Franks in Gold und Billets der Bank von Frankreich, als das Rollen der Räder, das Stöhnen der Lokomotive ihn umgab, da streckte er in voller Gemütsruhe die Beine auf der Samtbank aus und ließ sich vom Schicksal, das sich ihm jetzt in Gestalt eines Expreßzuges der Compagnie du chemin de fer de Paris à Lyon et à la Méditerranée vorstellte, behaglich treiben in die ungewisse Zukunft hinaus.

Außer ihm befanden sich im Kupee noch zwei Herren, deren Gespräch bald seine Aufmerksamkeit erregte, da

dessen Gegenstand eben der Ort war, der das Ziel seiner Reise bildete, nämlich Monaco. Der eine dieser Herren, von gedrungener Gestalt, schwarzen, lebhaften Augen und grauem Schnurr- und Kinnbart, schien ein Militär zu sein. Der andre war zweifellos ein höherer Geistlicher und hatte ein feines, blasses Gesicht mit großen, graublauen Augen. Es ging aus dem Gespräch hervor, daß er in Monaco Geschäfte hatte, während der andere nach Marseille reisen wollte.

Es wird dem Fürsten nichts übrig bleiben, als seine Zustimmung auch seinerseits zu geben, sagte der schwarzäugige Franzose. Hat doch der heilige Vater die Ehescheidung ausgesprochen.

Der Geistliche heftete zuerst einen forschenden Blick auf Alfons, der anscheinend teilnahmslos in seiner Ecke lag, und sagte dann: Ich bitte um Verzeihung, Herr Senator, der heilige Vater konnte keine Ehescheidung aussprechen, da die Kirche eine solche nicht kennt. Die Kardinäle haben sich, da faktisch zwischen dem Erbprinzen und der Prinzessin Hamilton keine Ehe bestand, dafür erklärt, diese Ehe zu annulliren, sie als nicht existirend im Sinne des kanonischen Rechts anzusehen. Der heilige Vater hat nach reiflicher Erwägung diesem Beschluß seine Zustimmung gegeben.

Wie konnte die Ehe als nicht bestehend angesehen werden, während ein Sohn aus dieser Ehe lebt?

Der Begriff Ehe setzt die freie Zustimmung beider Teile voraus, in diesem Falle aber ward bewiesen, daß die Prinzessin gegen ihren Willen vermählt wurde.

In Frankreich wäre das nicht möglich gewesen, sagte der Senator. Der Code civil ist durchaus klar in diesem Punkt, und der Pariser Gerichtshof hat dies unter anderm in seiner Entscheidung vom 1. August 1874 im Prozeß Bauffremont bewiesen.

Der Geistliche zuckte die Achseln. Die Kirche wird immer und auch über dem Code civil, sagte er, sich im Interesse ihrer Herde selbst die Freiheit bewahren, je nach den Umständen eine Ehe zu annulliren oder aufrecht zu erhalten. Das, was eine gewisse Partei unter dem Namen der Scheidung versteht und anstrebt, wird sie niemals zugeben, da es gegen das göttliche Gesetz ist.

Diese Partei, entgegnete der Graf, erhebt jetzt ein großes Geschrei über die Spielbank in Monaco, und wie mir vorkommt, ganz mit Recht. Was denken Euer Hochwürden davon?

Ich denke, daß es nichts ist als Heuchelei, versetzte der Geistliche mit feinem Lächeln, dieselbe Heuchelei, welche in Deutschland getrieben ward, als das Spiel in den rheinischen Bädern verboten wurde.

Wie? fragte der andere erstaunt.

Verstehen Sie mich nicht falsch, sagte der Geistliche, seine Hand auf das Knie des Senators legend, denn

wie ich über die Unsittlichkeit des Spielens an sich denke, brauche ich Ihnen wohl nicht erst darzulegen. Ich meine nur, daß, so lange es in jeder Stadt von einiger Bedeutung eine Börse giebt, das Zetern über die Spielbanken an einzelnen Vergnügungsorten Heuchelei sei. In Monaco spielt doch nur derjenige, welcher will, an der Börse aber verlieren gerade die Leute, welche sie gar nicht besuchen. Hier verliert das ganze Volk, während in Monaco nur die leichtsinnigen Leute verlieren können, welche ihr Geld hintragen. In Monaco werden Spielregeln beobachtet, an der Börse aber giebt nur die größere Schlauheit den Ausschlag. Hier werden durch die Presse die produktiven Stände mit ihrem sauer erworbenen Sparpfennig ins Netz gelockt, während in Monaco reiche Fremde spielen und dem Einheimischen das Spiel verboten ist. Aber gegen Monaco wird deklamirt, und die Börse, welche in den Geldbeutel des Bauern wie in die vermeintlich diebessichern Eisenschränke des Industriellen und Kapitalisten greift, ist sacrosanct, wie weiland die Bundeslade. Wehe dem, der die Börse angreift, rufen die Finanzminister, es könnte unserm Kredit schaden! Ihre ganze Weisheit besteht darin, daß sie Anleihen machen, bei denen sich die großen Börsen-Croupiers bereichern, während die Völker zu Grunde gehen.

Der Senator stieß einen Fluch aus und drehte den Schnurrbart. Wissen Sie, mein verehrungswürdiger

Vater, sagte er, all dies Geschwätz und Geschrei gewisser Leute würde nicht sein, wenn der Fürst von Monaco die Freundlichkeit haben wollte, gewissen Leuten in Paris einen Teil seiner schönen Einnahmen zu gönnen, anstatt im Gegenteil den heiligen Kongregationen ein Asyl in seinem kleinen reizenden Fürstentum anzubieten. Warum spricht man niemals vom Cercle Masséna und Cercle de la Méditerranée in Nizza, wo der Präfekt, der Divisionskommandeur und der Geschwaderadmiral von Villefranche am Spieltisch sitzen?

Der Priester nickte zustimmend.

Im übrigen, fuhr der Senator fort, bin ich erstaunt, hochwürdigster Vater, Sie in Übereinstimmung mit Henri Rochefort zu finden. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß er schrieb: Bei den deutschen Spielen bin ich wenigstens sicher, daß man mich nicht betrügt. Wenn ich mir aber heute dreitausend Franks Rente an der Börse kaufe, so sage ich mir im Bewußtsein völliger Sicherheit: Bah, das schlimmste, was mir begegnen kann, ist, daß die Rente um zwanzig Sous heruntergeht, dann werde ich tausend Franks verlieren. Am andern Morgen höre ich, Bismarck hat sich von seiner Neuralgie erholt und unsern Botschafter angeblasen, und ehe ich Zeit gehabt habe den Mund zu öffnen, sind meine dreitausend um fünfzehn Franks herunter, und ich notire mir einen Verlust von fünfzehntausend. Diese Fatalität

habe ich beim Roulette nicht. Ganz Europa mag brennen: wenn ich einen Frank auf Rot setze, kann ich nicht zwei darauf verlieren. Außerdem ist hier das Maximum begrenzt, und ich kann nicht achtzigtausend Franks auf eine Nummer setzen, wie es täglich an der Börse geschieht. Das Spiel, wenn man es in Frankreich treibt, hat seine große Gefahr, nämlich es hat kein Ende. Meine Freunde setzen sich abends um acht Uhr an einen Spieltisch. Ich komme nach drei Tagen in dasselbe Haus und finde sie noch bei ihrer kleinen Partie, gerade als wäre die Sonne nicht einigemale erschienen, den Mond abzulösen. Erlaube ich mir ihnen zu bemerken, daß ihre Familien anfangen müssen, sich Besorgnissen hinzugeben, so antwortet jeder im ungeheuchelten Erstaunen: Wie? Ich sitze hier noch keine halbe Stunde. Dagegen ist beim deutschen Spiel der Vorteil, daß es um Mitternacht schließt, und daß selbst die Tollsten gezwungen sind, sich etwas auszuruhen, was ihnen zwar nicht ihr Geld wieder in die Tasche, aber doch ein klein wenig Helligkeit wieder in den Hirnkasten bringt.

Der Senator hielt sich, wie es Alfons vorkam, für einen beau causeur. Er erging sich in einer pikanten Schilderung, wie Herr Blanc 1860 nach Monaco gekommen sei und dem Direktor des Kasinos drei Bons auf die Bank von Frankreich, einen Wert von siebzehnhunderttausend Franks repräsentirend, auf den Tisch

gelegt habe, mit dem Bemerken, er müsse nach dem Frühstück wissen, ob er dafür die Konzession bekäme oder nicht. Er sei nach dem Frühstück wieder abgereist ohne seine siebzehnhunderttausend Franks, aber als Pächter des Kasinos.

An diese Erzählung schloß er wieder andere Geschichten und mochte vielleicht seinen Freund, den ihm gegenüber sitzenden Geistlichen, dadurch erheitern und munter halten, bewirkte aber bei Alfons, daß dieser sanft entschlief und erst am hellen Morgen wieder erwachte. Am Abend dieses Tages traf er in Monaco ein und stieg im Hôtel de Paris in unmittelbarer Nähe des Kasinos von Monte Carlo ab.

In diesem glänzenden Gasthause erhielt er ein Zimmer, welches ihm den Blick über die prachtvollen Gärten des Kasinos und den Felsenabhang hinweg nach dem leuchtenden Meere bot, er erkundigte sich sofort nach dem Prinzen Parolignac und erfuhr, daß derselbe eine Villa auf der andern Seite der Avenue du casino bewohne, nahm ein Bad und machte dann einen Spaziergang, um sich nach alter militärischer Gewohnheit zu orientiren.

Eine kokett gekleidete und frivole Gesellschaft bewegte sich an diesem schönen Abend in den Veranden und Gärten des Hôtel de Paris und auf dem großen, freien Platze davor, welcher im Lichte vieler Gasflammen und eines Mondscheins, wie Alfons ihn so hell noch nie

gesehen hatte, zauberisch erglänzte. Das Licht ward zurückgeworfen von der Façade des Kasinos, eines wahren Schlosses aus Marmor und Gold, und dem hellen Kies des Bodens; es schien zu gleicher Zeit von dem reinen, tiefblauen Himmel herabzufluten und von der Erde wie von einem Spiegel zurückgestrahlt zu werden, während die Düfte der blühenden Orangenbäume sich mit der vom nahen Meere herströmenden Luft vermischten. Die Palmen, Eucalyptus, Feigenbäume, Tamarinden, Lorbeerbäume und andere prächtige tropische Bäume und Pflanzen der Parkanlagen erhielten in dieser wundersamen Beleuchtung einen Reiz und Schimmer, der das Anziehende ihrer südlichen und für ein norddeutsches Auge fremdartigen Erscheinung noch um vieles erhöhte und die Dinge der Wirklichkeit mit einem dem Lande der Feen entliehenen Duftschleier zu umhüllen schien. Die verschiedenartigsten Sprachen Europas ließen sich aus den von feinen Wölkchen türkischen Tabaks umflossenen Gruppen von Herren und Damen in eleganten und teilweise modisch übertriebenen Kleidungen vernehmen, und viele scharf geschnittene, von Leidenschaften durchpflügte Gesichter abenteuerlichen Charakters, manche kecken Augen und Näschen junger und älterer Schönen, die einen Teil ihrer Anziehungskraft der Mutter Natur, einen andern Teil dem Pariser Coiffeur und Schneider verdankten, diese Repräsentanten der

raffinirten, thörichten Spezies der Trottoir- und Boudoirkinder großer luxuriöser Städte, diese leicht zerflatternden und immer wieder neu gebornen Schaumgebilde trügerisch moussirender Zivilisation erschienen hier, vom Monde und vom Gas mit kontrastirendem Licht übergossen, als Wesen einer besonders interessanten Gattung, als echte Dienerschaft der Hexenküche, in welcher der Kessel mit dem Zaubertrank des Lebensgenusses brodelt.

Alfons ging langsam hindurch, durchschnitt die breite Straße, welche auf die Mitte des Kasinos zuführt und tauchte in die Bosquets auf der andern Seite ein, zwischen denen er bald das helle Licht aus dem Vestibül und den Fenstern einer Villa aufblitzen sah, welche nach der ihm gemachten Beschreibung nur die des Prinzen von Parolignac sein konnte. Da war zur rechten Hand die kleine Schlucht, durch welche sich ein klares, murmelndes Wässerchen, im Mondschein silberhell glänzend, den Weg zum felsigen Gestade hinabschlängelte, da war die mit Glas überdeckte Einfahrt zur Villa, vor welcher augenblicklich ein Wagen hielt, der Gäste brachte, und dort war auf der Ostfront des eleganten Hauses die von bunten Glaskuppeln erhellte Loggia mit den zierlichen weißen Marmorsäulen, von einer Gesellschaft in hellen Gewändern und blitzenden Uniformen angefüllt.

Alfons trat nahe heran und lehnte sich im Schatten eines hohen Aloë-Agave-Strauches an das Eisengitter,

welches den Garten von dem umliegenden Park abgrenzte. Die mit Mosaik ausgelegte gewölbte Flur war mit bunten Gewächsen dekorirt, strahlend hell erleuchtet und gewährte den Durchblick auf den hinter dem Hause liegenden Teil des Gartens, wo sich gerade dem Eingange gegenüber ein Springbrunnen erhob. Alle Gemächer waren hell, es schien eine große Soiree zu sein. In tiefes Träumen versunken, voll bitterer Gefühle und die Stirn von fieberhaften Gedanken und Plänen durchzuckt, beobachtete Alfons das Treiben. Da plötzlich vernahm er eine glockenreine Stimme zum Klange eines Flügels ertönen, und er konnte mit stockendem Atem der Casta diva folgen, dieser Arie, die Chepas Bravourstück war, seitdem er, Alfons, ihr die Feinheit des Vortrags derselben beigebracht hatte.

Mit geballten Händen und fest zusammengepreßten Lippen lehnte er an dem Gitter, seine ganze Seele drängte sich nach diesem Gesange der wohlbekannten Stimme hin, und so gewahrte er nicht eine geschmeidige Gestalt, welche plötzlich in seiner Nähe auftauchte und ihn mit glühenden Augen aus dunklem Gesicht betrachtete, dann noch einen prüfenden Blick nach der Villa sandte und leise, wie sie gekommen war, wieder im Schatten des Gebüschs verschwand. Er kehrte, in träumerisches Sinnen verloren, nach seinem Hotel zurück und zog fernere Erkundigungen über die Lebensweise der vornehmen

Welt in Monaco und speziell des Prinzen von Parolignac ein.

Am andern Nachmittag begab er sich auf den Taubenschießplatz, wo der Prinz mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu finden sein sollte. Wenig beschäftigt durch den Anblick der übereinander geschobenen, vielfach auf Gewölben ruhenden, mit dem Aufwande vieler Millionen hergestellten Gärten von Monte Carlo mit ihren Terrassen und Balustraden, obwohl dieselben die Bewunderung aller Fremden bilden, durchschritt er dieses paradiesische Stückchen Erde, welches den Abhang der Küste umsäumt, und stieg die Treppe hinab, welche zu der in das blaue Meer vorspringenden letzten Terrasse mit dem Taubenhaus führen.

Der schwache Knall von Schüssen leitete seine Schritte, und er fand eine Gesellschaft von etwa dreißig Herren versammelt, in den Händen elegante Lefaucheux-Doppelgewehre von dem vorschriftsmäßigen 10 Millimeter-Kaliber und zum Teil mit kostbar eingelegten Schäften. Man konnte auf den ersten Blick erkennen, daß hier ein ausgesuchter Kreis vereinigt war. Inmitten der Terrasse stand mit seiner vornehmen Haltung, seinem spöttischen Lächeln und seinen melancholischen blauen Augen der Prinz von Parolignac.

Alfons ging gerade auf ihn zu und begrüßte ihn mit einem offenen, liebenswürdigen Lachen, indem er

zugleich seine Überraschung aussprach, ihn hier zu treffen. Ein Blitz des Ärgers und Mißtrauens zuckte aus des Prinzen Gesicht hervor, doch bezwang er sich rasch und erwiederte den Gruß in höflicher Weise.

Der Herr Herzog von Castries, der Herr Herzog von Vallombrosa, der Herr Herzog von Rivoli, sagte er dann, Alfons mit den drei zunächst stehenden Herren bekannt machend. Ich bin eigentlich verwundert, sprach er dann in seiner alten nachlässigen Manier weiter, daß der biedere Monegaske noch keinen Anstoß an unserm Sport genommen hat. Wir schießen hier täglich unsre dreihundert bis dreihundertfünfzig Tauben, und dort hinten steht die Kirche der Sainte Dévote, der zu Ehren alljährlich das größte Fest gefeiert wird. Sollte der Monegaske die Legende vergessen haben, worin die Seele dieser so inhuman behandelten Dame als Taube erscheint? Sie wissen, meine Herren:

A l'heure, où la mer se colore
Des pâles lueurs de l'aurore,
Apparut soudain à leurs yeux
Une colombe, au vol joyeux.
Suivons-la, cria le pilote,
C'est l'âme de la Sainte-Dévote!
Nous n'allons plus voguer en vain,
Voilà mon conducteur divin!

Wer bürgt dem Monegasken dafür, daß diese Seele sich nicht auch einmal in Gestalt einer der Tauben

zeigt, die wir dort im Käfig haben? Aber mich dünkt, ich bin an der Reihe.

Der Prinz trat vor an den Rand der Terrasse. Eine wundervolle Aussicht auf das Mittelländische Meer und die Küste mit ihren Buchten und Bergen breitete sich hier vor dem Beschauer aus. Auf der klaren Flut wiegten sich Schiffe mit dem dreieckigen lateinischen Segel, seitwärts geneigt und das Wasser mit scharfem Kiele pflügend. Ein strahlender Himmel ergoß sein Licht in herrlicher Klarheit über Meer und Land und malte die Ferne in zauberisch sehnsuchterregenden Tinten. Aber für den Schützen existirte dieser Anblick nicht. Der Prinz machte sein Gewehr schußbereit. Eine weiße Taube ward aus dem Käfig entlassen und schwang sich in den blauen Äther empor. Der Prinz hatte es verschmäht, die Mündung seines Lefaucheux vor die Thür des Käfigs selbst zu richten und das arme Tier in dem Moment zu treffen, wo es seine Flügel zum ersten Schwunge ausbreitet. So machen es wohl die interessirten shooters, welche lediglich die Zahl ihrer Points möglichst hoch bringen wollen, aber der Prinz vertraute auf seine große Geschicklichkeit, und er pflegte in freier Luft, bei voller Schnelligkeit des Vogels auf eine Entfernung von etwa hundert bis hundertundfünfzig Fuß das tötende Blei zu entsenden. So wollte er es auch diesmal machen, aber irgend etwas mußte wohl sein

Auge oder seine Hand beunruhigen. Der Vogel strebte in leichtem, freiem Flügelschlage empor, der Prinz drückte ab, und das Tier vermehrte nur seine Schnelligkeit. Da schoß er mit dem zweiten Lauf. Er mußte getroffen haben. Der Vogel senkte sich, ein Flügel war ihm verletzt, noch zappelte er in schiefer Lage mit der gesunden Schwinge, dann stürzte er hinab in die Tiefe. Man blickte ihm nach, der Vogel lag in der See, außerhalb des Gitters, welches den Rayon begrenzt, und galt für mauvais; nur der auf den Felsenabhang fallende Vogel ist bon in der Sportsprache von Monaco.

Der Prinz trat mit verdrießlicher Miene zurück.

Die Sainte Dévote hat Ihnen Schaden gethan, Prinz, sagte ihm ein langer Engländer, sein gefährlichster Mitbewerber um den grand-prix.

Wahrhaftig, sagte der Herzog von Vallombrosa, ich glaube, der Prinz will einen Tierschutzverein gründen, eine société colombophile.

Die Herren meinen das im Scherz, entgegnete dieser, aber in der That, wenn ich bedenke, was mein Freund Roger de Beauvoir reizendes über diese Tierchen dichtete:

Vénus n'a mis que deux colombes
Au char qu'enlèvent les Amours,

so finde ich es abscheulich, jährlich zehntausend von ihnen hinzuopfern. Es müßte denn sein, fügte er in tief ernstem Tone hinzu, daß man eine Erfindung machte, sie nach

dem Tode mit Cayennepfeffer in einer Marsalasauce als Fricassee schmoren zu können.

Ein höchst üppiges, mit allen Verfeinerungen der Pariser Küche aus den köstlichen Nahrungsmitteln der Riviera bereitetes Diner vereinigte gegen Abend die Gesellschaft der Taubenschützen im Hôtel de Paris, und Alfons war darunter. Er empfand mit Vergnügen, daß dieser aus allen Ländern zusammengekommene Kreis nicht die trockene Steifigkeit der Berliner Gesellschaft besitze und daß ihm hier in französischer Luft sein Witz eine Geltung verschaffe, die ihm zu Hause nur der Adel oder ein Titel geben könne. Zugleich that es ihm wohl, sich unter Leuten zu befinden, die das Vergnügen als Lebenszweck auf ihr Panier geschrieben hatten und nur nach Genuß haschten. Diese Atmosphäre wirkte einschläfernd auf sein Bewußtsein, das von väterlicher Seite her genug ernste Gedanken in sich aufgenommen hatte, um immer wieder emporzuschnellen und ihn auf dem abschüssigen Pfade aufzuhalten. Es war ihm eine troſtreiche Empfindung, sich einbilden zu können, er sei unter Leuten, die nicht besser wären als er selbst, und die dabei doch den höchsten und reichsten Ständen der zivilisirten Völker angehörten.

Das Diner war um acht Uhr beendet, und die Herren brachen auf, um sich in das Kasino zu begeben. Man vereinigte sich hier mit den Damen, und Alfons blickte

gespannt umher, ob er Chepa entdecken werde. Aber sie war nicht da, und der Prinz reichte seinen Arm einer reizenden Engländerin mit rotem Haar, hohem Spann und einer ungemein unternehmenden Miene. Mit dieser vertiefte er sich in langsamem Wandel in die Anlagen, der größere Teil der Gesellschaft aber ging in die Säle, wo Roulette und Trente-et-Quarante gespielt wurde.

Spähenden Blickes durchschritt Alfons diese Säle, deren polirte Marmorwände und Parketböden das Licht der Flammen in ihren Krystallschalen wiederspiegelten, und in denen leises Surren und Flüstern sich mit dem Klingen des Goldes und dem Rauschen der Seide vermischten, während vom Park her Wohlgerüche durch die hohen Fensterbögen hereinfluteten. Er hatte gehofft, die Teure hier zu finden, da er sich ihrer Liebe zum Golde erinnerte, aber sie war nicht da.

In der Mitte der einen Langseite des Roulettetisches thronte auf erhöhtem Stuhl ein Greis mit kahlem, leuchtendem, mächtigem Schädel, weißem, faltigem, bartlosem Gesicht, glänzenden, schwarzen Augen und wohlwollendem Lächeln. Er überwachte das Spiel, sowohl die Croupiers als auch die spielende Gesellschaft, und als er Alfons bemerkte, wie dieser suchend umherschritt, lud er ihn endlich mit freundlichem Winken ein, den an seiner Seite eben leer gewordenen Stuhl einzunehmen.

Aber Alfons dachte, es sei nicht klug, zu spielen, und lehnte mit höflichem Kopfschütteln ab.

Sie spielen nicht, mein Herr? fragte ihn ein Amerikaner, mit dem er beim Diner Bekanntschaft gemacht und der nun zwei hübsche junge Damen zum Spiel begleitet hatte.

Ich spiele niemals gegen die Bank, erwiederte Alfons, es müßte denn sein, daß der Bankier die Zéros und die Doubles opfern wollte oder im Faro die beiden letzten Karten.

Ah, da wären Sie im Vorteil, sagte der Amerikaner lachend.

Der Bankier wäre immer noch im Vorteil.

Wie wollen Sie das beweisen? Ich wette hundert Dollars, daß Sie das nicht können.

Ich will es Ihnen ohne Wette beweisen: Der eine Vorteil des Bankiers ist der, daß er nur darauf zu achten hat, keine falsche Taille zu machen, und dadurch wird die Ruhe, welche ein Spieler besitzen muß, um Genuß zu haben, nicht im mindesten gestört, während der Pointeur sich den Kopf zerbricht, um Chancen für sein glückliches Setzen auszuklügeln. Der zweite Vorteil ist der, daß er seine eigne Karte wenigstens eine Sekunde früher zieht als die des Pointeurs und so sein Glück früher als sein Gegner genießt.

Very acute, sagte der Amerikaner, Sie hatten Un-

recht nicht zu wetten. Sie hätten jetzt hundert Dollars mehr in der Tasche.

Alfons trat an das Fenster und blickte nach der See hinaus, die jetzt wie ein dunkler polirter Metallschild zu seinen Füßen lag, und von der aus das leise dumpfe Brausen der am Gestade spülenden Wellen emporbrang und einen wunderlichen Grundton zu dem Klingen des Goldes, dem Flüstern und Rauschen der leichtsinnigen Gesellschaft bildete. Alfons konnte den Anblick der stillen See und des leuchtenden Nachthimmels nicht gut ertragen; es stimmte ihn ängstlich. Er war doch nicht oberflächlich genug, um sich wohl zu fühlen in der Lage, in die er sich gebracht hatte. Er bedurfte neuer Aufregung. Er griff in die Tasche, nahm zehn Napoleonsd'or aus dem Portemonnaie und trat an den Tisch, um aller seiner Klugheit zum Trotz doch zu pointiren. Da sah er den Prinzen mit der Engländerin eintreten, sich mit der Miene von Habitués an das Roulette setzen und einen Haufen Gold und blauer Scheine vor sich hinlegen. Es durchzuckte ihn ein Gedanke. Er steckte sein Geld wieder ein und entfernte sich eiligen Schrittes, indem er mit pochenden Schläfen den nächsten Weg nach der Villa des Prinzen einschlug.

Ein Licht, welches durch die Gebüsche des Parks seinen Schein in die Ferne entsandte, ließ ihn bald wahrnehmen, daß die Villa nicht leer stehe und daß er

Hoffnung habe, Chepa zu Hause zu finden. Er ging bis an das Gitter heran, wo er am Abend vorher gelehnt und ihre Stimme wahrgenommen hatte. Heute war es still, aber die Loggia war erleuchtet. Zwei Kuppeln von mattrotem Glase auf vergoldeten Armen strahlten ein warmes Licht aus, und er erblickte in der einen Ecke, an eine der schlanken Säulen gelehnt, das blauschwarze Haar der Geliebten.

Sie war allein. Er überlegte einen kurzen Augenblick, schwang sich über das Gitter, eilte die Stufen hinan, die zur Loggia führten und stand vor ihr.

Sie stieß einen leisen Schrei aus und fuhr empor.

Ich bin es, Chepa, sagte er.

Was wollen Sie? stieß sie hervor.

Er sah erstaunt und mit einer Art von Befriedigung die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war. In den wenigen Monaten, welche verflossen waren, seitdem er sie zuletzt gesehen hatte, mußte eine traurige Umwandlung in ihrer Seelenstimmung stattgefunden haben. Davon gab der Ausdruck ihrer Züge ein deutliches Zeugnis.

Meine Freundin, sagte er mit weicher Stimme, sind Sie denn erschreckt durch meinen Anblick? Habe ich mir durch lange, treue, uneigennützige Freundschaft denn nicht den Vorzug erworben, mit Freude begrüßt zu werden, wenn ich nach so langer, schmerzlicher Trennung wieder vor der Freundin Augen trete?

Es ist wahr, entgegnete sie, sich wieder auf ihren Sitz niederlassend. Sie waren immer ehrlich und gut. Seien Sie willkommen! Aber warum in der Nacht und so heimlich?

In ihrer Stimme war ein unruhiger Ton, der gleich ihren heißen Augen von dem fieberhaften Zustande ihres Innern redete.

Er schwieg eine Weile und überlegte seine Worte. Jetzt, wo er sah, daß sie unglücklich war, baute sich der bisher unbestimmte Plan seiner Zukunft in klaren Umrissen vor ihm auf.

Ist das so schwer zu erraten? fragte er. Wußte ich denn nicht von dem Tage an, als Sie mir vom Prinzen sprachen, daß Sie im Begriffe standen, sich ins Verderben zu stürzen? O, ich habe das alles vorausgesehen. Deshalb bin ich Ihnen nachgefolgt, deshalb habe ich alles aufgegeben, um bei Ihnen sein zu können und um Ihnen ein Schutz zu sein, falls Sie eines solchen bedürfen sollten.

Das ist nun alles zu spät, entgegnete sie. Wenn man vor dem Altar ja gesagt hat, ist man verloren.

Aus ihrer Miene und dem Klang ihrer Worte, ebenso sehr wie aus dem Sinne dessen, was sie sagte, entnahm Alfons ihre ganze Herzensgeschichte und begriff, daß sie vollständig enttäuscht war, wenn sie überhaupt Hoffnungen an ihre Vermählung mit dem Prinzen ge-

knüpft hatte. Dies letztere war ihm nicht so ganz klar. Wenigstens sagte er sich jetzt in ihrer Gegenwart, als die peinigenden Bilder verflogen, welche er sich zu seiner eignen Qual von dem Glücke des ungleichen Paares ausgemalt hatte, daß es nicht die zarten Illusionen gewesen sein konnten, die sonst wohl junger weiblicher Wesen romantische Herzen umgaukeln. Sie stand wieder vor ihm als das abgehärtete Weltkind, die abenteuernde Südländerin mit den brennenden Augen und dem kalten Verstande, deren prachtvoller Stimme einen seelenvollen Ton zu geben er sich so unendliche Mühe gegeben hatte.

Aber sie war ganz die Erscheinung, die seinen Wünschen entsprach, und er sagte sich auch in diesem Augenblick wieder, daß sie allein ihm zu ersetzen vermöge, was er eingebüßt habe, daß ihr Besitz allein die Rechnung ausgleichen könne, die er mit dem Schicksal führe. Denn so sehr trog ihn sein blindes Wünschen, daß er glaubte, diese Abenteurerin hege gegen ihn allein zärtliche Gefühle, und es sei von diesem weichen Punkte aus ihr ganzes Herz schmelzbar. So sehr trug ihn sein Wahn über die Natur der Glücksgöttin, daß er noch immer dachte, ein Gewinn von außen her könne den Verlust der Zufriedenheit mit sich selbst ausgleichen.

So bot er denn in hartnäckiger Verfolgung eines Planes, der unerwartet günstige Chancen zu bieten schien, dem Jäger gleich, der das lange gehetzte Wild dicht vor

sich sieht und dem Rosse die Sporen einsetzt, seine ganze Überredungskunst auf, um die Spanierin zu überzeugen, daß sie das Opfer einer Intrigue geworden sei, daß sie vom Prinzen ausersehen worden sei, mit ihrem Lebensglück für den Ruin seines Vermögens einzutreten. Er zeigte ihr, daß man listiger Weise ihr vorenthalten habe, welches Interesse ihr Oheim, der alte Freiherr von Lovendal, an ihr nehme, ein Interesse, welches so weit gehe, daß er sie nach dem Tode seines einzigen Sohnes zu seiner Erbin bestimmt habe. Der Prinz habe dies gewußt und er habe lediglich der großen Erbschaft wegen um ihre Hand angehalten, wohlweislich aber erst nach der Vermählung die Millionen des Oheims zu ihrer Kenntnis kommen lassen.

Denn er wußte wohl, meine arme Freundin, schloß er mit bitterem Tone, daß Sie eine Auswahl zwischen hundert Prinzen und Fürsten hatten, wenn es erst bekannt geworden wäre, welche Erbin Sie sind. Dann würden Sie mit dem ausgebrannten Krater, der sich Prinz von Parolignac nennt, mit diesem suffisanten Egoisten schwerlich fürlieb genommen haben.

Chepa hatte nicht die Zartheit der Empfindung, solche Auslassungen übel zu nehmen, und Alfons hatte mit seinem Hinweis auf die ihr verheimlichte Erbschaft den rechten Fleck getroffen. Noch nie war es ihr so klar gewesen wie in diesem Augenblick, daß sie betrogen worden

sei, indem man ihr erst nach der Vermählung von dem Reichtum und den Verfügungen ihres Oheims Kunde gegeben hatte. Ihre Augen funkelten in unheimlichem Glanz, und ihrem Munde entströmten Verwünschungen. Sie ließ sich wieder wie ehedem dem Freunde Alfons gegenüber rückhaltslos gehen, und er bemerkte mit Genugthuung, daß es noch ein intimes Band zwischen ihm und ihr gab, ein Band fester als Blutsverwandtschaft und gemeinsames Interesse, den Zug sympathetischer Seelenstimmung.

Es war spät geworden, und die Rückkehr des Prinzen stand zu erwarten.

Als Alfons sich auf demselben Wege entfernte, den er gekommen war, starrte Chepa mit einem scheuen Blick in die Dunkelheit hinaus.

Mir war es heute, ehe Sie kamen,. ganz gespenstig, sagte sie. Mir war, als blicke das unheimliche Gesicht des entsetzlichen Wilden, der mich in Berlin angriff, durch das Fenster des Musikzimmers. Ich fürchte mich seitdem.

Bah! rief Alfons, einen Augenblick erschreckend, vertrieb aber, von Liebeswärme durchglüht, rasch und verächtlich die Anwandlung der Furcht.

Phantasien! sagte er. Bin ich nicht jetzt in Ihrer Nähe?

Gegen das Schicksal ist nicht zu streiten, erwiederte sie. Gute Nacht.

Gegen das Schicksal ist nicht zu streiten, wiederholte sich Alfons, leichten Schrittes durch die duftenden, glühenden Gebüsche nach seinem Hotel zurückwandelnd. Und dein Schicksal, du cubanische Cousine, ist jetzt in der Hand eines geschickten Mannes. Beim Jupiter, wie die alten Römer sagten, ich habe eine gewandte Hand. Das Geld dieses verräterischen alten Ohms soll in meiner Hand schneller und besser Zinsen tragen als in seiner eigenen. Ich angle mir mit dem Bruchteil, den ich ihm ausquetschte, den ganzen großen Rest heran und die schöne Sängerin dazu. Und kommt mir der Prinz dazwischen, beim Jupiter, so kostet es ihm das Leben. Hier ist der Ort, wo hoch gespielt wird, und für mich gilt es: Va banque.

Vierzehntes Kapitel.

Die Entführung.

> Mit deiner dunkeln Binde, Nacht, verschließe
> Des mitleidvollen Tages zartes Auge;
> Durchstreich mit unsichtbarer, blut'ger Hand
> Und reiß in Stücke jenen großen Schuldbrief!

Alfons' im Dunkeln schleichende Pläne, deren Ausführung ihm selbst noch nicht deutlich vorschwebte, fanden eine unerwartete Unterstützung im Benehmen des Prinzen selbst. Nachdem derselbe die erste Anwandlung des Unbehagens über den Anblick des Rivalen aus dem Berliner lockern Kreise überwunden hatte, schien es ihm Vergnügen zu machen, daß Alfons ihm und seiner Frau einen höflichen Besuch machte, und er lud ihn ein, recht häufig seine unbeschäftigte Zeit in der Villa zuzubringen, um von frühern Zeiten zu plaudern und Musik zu machen.

Wir sind ja auf derselben Galeere angeschmiedet, wenn ich diese triviale europäische Existenz so nennen darf, sagte

er eines Tages zu Alfons in seiner gewohnten blasirten Weise. Da wollen wir uns einander die kleinen Haschisch-Bonbons höflich zureichen, die der Kapitän gestattet hat. Ich habe die Bekanntschaft einer jungen Engländerin gemacht, die sich ungemein für Naturwissenschaften interessirt und stundenlang am Meere nach Muscheln und allerhand kleinem Wasserungeziefer sucht, das am Abend leuchtet. Wenn ich darüber ein und das andremal spät nach Hause komme, wird es mir eine Beruhigung sein, zu wissen, daß meine Frau sich nicht langweilt, sondern sich in der Musik fortbildet, wobei Sie ihr ja früher schon sehr mit Erfolg an die Hand gegangen sind. Dazu sind Sie ja ihr Vetter.

Es bedurfte kaum eines solchen Winkes, um zwischen Alfons und Chepa eines jener Verhältnisse entstehen zu lassen, wie sie in der guten Gesellschaft mehr beredet als beklagt zu werden pflegen und nicht selten dazu dienen, den Beteiligten eine Art von Nimbus zu verleihen. In dem Strudel von Vergnügungen, welcher den vornehmsten und reichsten Teil der Besucher Monacos dahin führte, fanden sich Alfons und Chepa mit derselben Regelmäßigkeit zusammen wie der Prinz und seine rothaarige Schöne. Die berauschende Luft des Spiels und aller der sinnlichen Genüsse, welche der schöne Erdenfleck dem Frivolen zu bieten vermag, hüllte den am Abgrunde tanzenden Kreis der lustigen Gäste in

eine Betäubung, aus welcher niemand zu erwachen geneigt war und in welcher jeder dem andern gern verzieh, was ihm selber amüsant zu sein däuchte.

Chepa hatte bis zu Alfons' Ankunft einsam gelebt. Ihre Enttäuschung war so groß nach den Hoffnungen, die sie auf ihre Ehe mit einem Prinzen gesetzt hatte, daß sie in Bitterkeit sich in sich selbst zurückzog und an der Geselligkeit nur soviel Anteil nahm, wie es unbedingt nötig war. Die Stellung des Prinzen und seine Bekanntschaft im Kreise von Monaco führte zu einigem Verkehr, zu Einladungen, die angenommen und erlassen wurden, aber es fehlte der Antrieb zu lebhafter Teilnahme an den Thorheiten der herrschenden Mode. Sie hatte den Prinzen dazu noch im Verdacht, daß er sich ihrer vor seinen Standesgenossen schäme. Der Aufenthalt in Frankreich, die Vorstellung bei den Verwandten war sehr kurz gewesen, und die Sängerin glaubte zu bemerken, daß ihrem Gemahl ein neutrales Terrain in ihrer Gesellschaft lieber sei. Jetzt aber rief das Wiedersehen mit Alfons bei ihr eine andre Stimmung hervor. Sie hatte in seiner Gesellschaft das angenehme Gefühl des Beisammenseins mit einer verwandten Seele, verstärkt durch die Erinnerung an einfachere, aber fröhlichere Tage. Alfons' Erzählungen von Familienverhältnissen, die ihr nur zum Teil bekannt waren, und die ihr in einem Lichte dargestellt wurden, welches allen Vorteil der Be-

leuchtung auf ihre eigene Person fallen ließ, fesselten sie noch mehr an ihn und befestigten in ihr die Überzeugung, daß sie als eine unermeßlich reiche Erbin vorschnell und thörichter Weise ihre Chancen aus der Hand gegeben habe. So vereinigte sich mit der Freundschaft und dem Interesse für ihren Vetter das Gefühl des Hasses gegen den Prinzen. Sie sah immer mehr in ihm einen Mann, der auf eine intrigante Weise im Einverständnis mit ihrem altersschwachen Oheim sie um ein unermeßliches Vermögen betrogen habe, und die Freude, welche sie anfänglich darüber empfunden hatte, das Loos einer auf die Erhaltung ihrer Stimmbänder angewiesenen Heimatlosen mit dem Besitz eines fürstlichen Titels, Namens und Vermögens vertauscht zu haben, verwandelte sich in Ärger und Reue darüber, daß dies Vermögen nicht zu ihrer uneingeschränkten Verfügung stehe, um es zur Befriedigung aller ihrer Launen im vollen Genuß der Freiheit zu gebrauchen. Alfons wußte ihr zu Ohr zu bringen und ihr Nachdenken damit zu vergiften, daß ihr Oheim sie nicht habe anerkennen mögen, um nicht den Glanz seines Namens durch die Sängerin beflecken zu lassen. Wenn er sie in Berlin in sein Haus aufgenommen hätte, würde er ihr eine Stellung gegeben haben, von der aus sie alles Glück der Welt zur Auswahl vor ihren Füßen gesehen hätte — so stellte er ihr vor.

Es bedurfte solcher Schilderungen und Einflüsterungen, um sie auf den Punkt zu bringen, wo sie Alfons' Plänen entsprach. Denn um mit ihm ein Verhältnis einzugehen, welches nur der Neigung ihres Herzens entsprach, dazu hätte es dessen nicht bedurft. Chepa hatte so häufig auf der Bühne Kostüme und Charaktere gewechselt, war so häufig in bedenklichen Rollen aufgetreten, deren Durchführung ihrer eigenen Natur entsprach, daß sie sich ungemein leicht in eine Rolle der Wirklichkeit des Lebens hineinfand, welche nichts erforderte als dreiste Lüge und Nachgiebigkeit gegen die eigenen zügellosen Triebe.

Aber Alfons hatte mehr im Sinne.

So sehr es seiner Eitelkeit schmeichelte, in der glänzenden Gesellschaft, die sich hier im Tempel des Genusses zusammengefunden, als der Begleiter einer der ersten Damen gesehen zu werden, und obwohl er es sich als einen Triumph anrechnete, den vornehmen Nebenbuhler, der ihm die Geliebte entführt hatte, doch im Herzen der Geliebten überwunden zu haben, er war nicht aus dem Stoffe gemacht, der die befriedigten Lüstlinge liefert. Es belastete vor allem sein Gewissen das große Unrecht, welches er seinem gütigen Verwandten, dem alten Baron Lovendal, gegenüber begangen hatte, denn als er in der Gesellschaft Chepas und des Prinzen von dem Nervenleiden hörte, welches den alten Herrn

überfallen habe, konnte er keinen Zweifel daran hegen, daß er selbst daran die Schuld trage. Dies Bewußtsein drückte ihn nahezu völlig nieder, sobald er einmal zu ruhiger Besinnung kam. Nur das Ringen nach einem noch größeren Preise, nur die Aussicht auf ein Ziel, und wenn es auch ein verkehrtes war, nur die Arbeit, und wenn sie auch im Schlechten geschah, konnte ihn auf der Bahn des Bösen erhalten. Es tobte in seinem Innern ein beständiger Kampf zwischen den guten Lehren des Vaters, die von früher Jugend an Wurzel in seinem Geiste geschlagen hatten, und zwischen der Schwachheit seines natürlichen Menschen, die stets von der Mutter gehegt worden war. Er bedurfte der beständigen Aufregung, immer neuer Zerstreuung und eines vorgesteckten Zieles seiner Handlungen, um von einem tiefen ernsten Blick in die eigene Brust abgelenkt zu werden. Immer wieder aber überkam ihn die Verachtung dessen, was er selber that, und er durchschaute die Hohlheit des Vergnügens mit einem Bedauern über die Nichtigkeit der Beschäftigungen, die er als vornehm und aristokratisch verehrte. Er sah zu klar und zu tief, um die Dinge für wichtig zu halten, die das Leben seiner jetzigen Genossen ausfüllten, und er fragte sich selbst zuweilen ingrimmig: Spiele ich nicht Komödie, um mich selbst zu betrügen?

In solchem Kampfe verwandelten sich bei ihm auch die edeln Säfte in Gift, als der Wille zum Guten

unterlag, denn in der Not der Verteidigung vor dem eigenen Gewissen rief er seine guten Eigenschaften zu Gehilfen einer schlechten Sache auf.

Er gedachte eines Wortes seines Vaters: Es sind ja wohl nicht die mittelmäßigen Menschen, die das große Unrecht thun, sondern es sind gerade die edelsten, sobald ihre Seele durch eine falsche Nahrung verdorben ist. Denn eine kleine Seele ist zu Großem immer unfähig und vermag weder das Gute noch das Böse mit Kraft zu vollführen. Und indem er dies Wort, welches ihm unvergeßlich geblieben war, sich zurückrief, zählte er sich selbst zu den Edeln und wollte sein Unrecht wenigstens in großem Maßstabe und mit Kraft vollbringen. So wollte er denn jetzt nicht stehen bleiben, noch viel weniger umkehren, sondern das Angefangene zu siegreichem Ende durchführen.

Den entscheidenden Anstoß gab ihm eine Unterhaltung mit dem Prinzen unter vier Augen, nachdem etwa drei Wochen seit seiner Ankunft in Monaco verflossen waren. Ein recht netter Aufenthalt, sagte der Prinz, unter einer Palme an der Balustrade am Meere stehen bleibend, ein allerliebster Blick auf das blaue Wasser, aber ich denke, es wird nun Zeit abzureisen.

Ah! sagte Alfons erstaunt, denn er hatte bis jetzt noch kein Wort von einer solchen Absicht vernommen und dachte, der Prinz wollte den Winter in Monaco zubringen.

Sie sind ein glücklicher Mensch, fuhr der Prinz fort, Sie können gehen, wohin Sie wollen. Sie haben den Dienst quittirt, leben von ihren Renten, haben überflüssiges Geld, was wenig Leute von sich sagen können, Sie sind wahrhaftig zu beneiden.

Ich sollte meinen, das wären lauter Vorteile, die Sie, mein Prinz, in weit höherem Maße als ich besäßen.

Meinen Sie? Es ist wirklich sehr gütig. Aber Sie müssen wissen: Ich bin verheiratet.

Ich habe die Ehre, es zu wissen, erwiederte Alfons lächelnd.

Wer sagt verheiratet, der sagt viel. Sie können, wenn es Ihnen einfällt, heute, jetzt, die nächste Minute, nach Hause gehen, Ihre Bagage auf die Kamele laden lassen und weiter ziehen durch die Sandwüste des Daseins. Aber ein verheirateter Mann hat nicht an sich zu denken, sondern stellt die Wünsche seines zweiten Ich als höchste Gesetze für sein Thun und Lassen auf. Meine Frau will nach Paris.

So? Ich habe noch gar nichts von diesem Plane vernommen.

Sie haben Recht, darüber zu erstaunen, sagte der Prinz. Aber Sie werden bemerken, mein teurer Freund, daß, je näher Sie ein Frauenzimmer kennen, es Ihnen desto rätselhafter werden wird. Da haben Sie gedacht,

jede Falte im Herzen der Prinzessin sei Ihnen klar und offenbar, und wissen nicht einmal, daß ihr lebhaftester Wunsch der ist, nach Paris zu gehen.

Wenn ich auch nicht ganz so gedacht habe, entgegnete Alfons, so wundere ich mich doch über Ihre nahe bevorstehende Abreise.

Ja, wir sind lange genug hier, sagte der Prinz, und ich vergesse es Ihnen nicht, daß wir es Ihnen verdanken, wenn diese letzten Wochen in verhältnißmäßiger Annehmlichkeit verstrichen sind. Es ist das ein großer Vorzug dieser Badeorte, daß man gesellschaftlich im Négligé geht. Wenn ich in Paris das Vergnügen hätte, Sie in so liebenswürdiger Weise um die Prinzessin bemüht zu sehen wie hier, so würde ich mich ja leider genötigt sehen, Sie niederzuschießen, obwohl Sie ihr Vetter sind, während ich hier nur meinen Dank für Ihre Aufopferung Ausdruck zu geben habe.

Der Prinz sagte dies in seinem gewöhnlichen affektirten Tone, den man im Scherz oder im Ernst nehmen konnte, wie es beliebte, aber er ließ dabei einen Blitz unter seinen halb geschlossenen Augenlidern hervorzucken, der seine Meinung deutlich genug merken ließ und Alfons zu denken gab.

Ist es wahr? fragte er Chepa am Abend, als der Prinz wie gewöhnlich mit der Engländerin am Spieltisch saß, ist es wahr, daß du verlangt hast, nach Paris

zu reisen und diesen Ort zu verlassen, der uns durch so schöne Stunden geweiht ist?

So hat er dir auch davon gesprochen? fragte sie erschreckt. Er sagte mir erst heute, daß er glaube, es sei mir hier zu langweilig und er denke an die Abreise. Aber es ist durchaus gegen meinen Wunsch.

Dann ist es gewiß, er will uns trennen. Er hat mir heute klar genug zu verstehen gegeben, daß er die Absicht hat, eine Rolle wieder aufzunehmen, die er niemals ernstlich gespielt hat, niemals hätte beginnen sollen. Um dich und mich zu kränken, thut er das. Aber wir wollen klüger und mutiger sein als er. Es ist endlich Zeit, den entscheidenden Schritt zu thun. Dir steht, wie er jetzt gesonnen ist, die elendeste Sklaverei vor Augen.

Ach, seufzte Chepa, ihr schwarzlockiges Haupt an ihn schmiegend und ihn mit ihren tiefen, glühenden Augensternen zärtlich anblickend, wie sollten wir das machen?

Er entwickelte ihr nun seinen Plan, dem sie mit gespanntem Interesse zuhörte und der ihrem abenteuerlustigen, nach neuem sich sehnenden Sinne ungemein gefiel. Er schlug ihr vor, mit ihm zusammen davonzugehen und dann zu versuchen, eine Scheidung durchzusetzen. Er erzählte ihr den Prozeß Bauffremont, dessen Hergang er selbst im Kupee auf der Herreise

erfahren hatte, und setzte ihr auseinander, daß ihre eignen Chancen günstiger ständen als die der Prinzessin von Chimay, da sie keine in Frankreich oder Belgien liegenden Besitzungen habe, sondern hinsichtlich ihres Vermögens allein vom Baron Lovendal abhängig sei. Wenn wir eine Scheidung auf deutschem Gebiete erreichen, sagte er, so wird kein französisches Gericht imstande sein, Hand auf dein Vermögen zu legen. Die Scheidung aber müssen wir erreichen, da die Behandlung, welche der Prinz dir hat zu Teil werden lassen, hinreichenden Grund giebt. Dein Vermögen aber wird das des Oheims Lovendal sein. Du bist die nächste Erbin, und er kann nicht lange mehr leben. Hoffentlich aber, fügte er mit einem Seufzer hinzu, gelingt es uns, ihn für uns zu gewinnen, und es sollte mir eine große Freude sein, wenn ich dazu beitragen könnte, ihm seine alten Tage zu verschönen, indem ich ihm seine Nichte zurückführe, um Tochterstelle bei ihm zu vertreten. O ja, es muß gelingen. Er hat dein Glück gewollt, und wenn wir ihm sagen, daß du mit dem Prinzen unglücklich warst, so wird er wieder gut machen wollen, was er unwissentlich an dir verbrochen hat. Schlägt aber alles fehl, verfolgt uns ein unberechenbares Unglück, nun, dann sind wir uns selbst genug. Wer weiß, wir amüsiren uns dann vielleicht um so besser! Du singst schöner als alle Nachtigallen der Welt, und wenn ich

dein Impresario würde, wollten wir schon Geschäfte machen.

Chepa lachte laut auf und küßte ihn auf den Mund, der so leichtfertige Gedanken vorbrachte. Neuer Lebensmut und eine wilde Freude bei dem Gedanken an bevorstehende Abenteuer und wechselnde Schicksale schwellte ihre Brust.

Du hast Recht, sagte sie. Was sitze ich länger im vergoldeten Käfig! Weißt du, Alfons, es wäre ein reizendes Ding, wenn wir nach Amerika gingen. Wir geben Konzerte, und die Yankees zahlen uns scheffelweise goldene Dollars. Das wäre noch ein Leben, so mit dir von Stadt zu Stadt, jeden Monat ein andres Völkchen, das uns mit Gold und Blumen überschüttet. Ich gehe mit dir, hier meine Hand! Auf alle Fälle bin ich dein!

Es ward verabredet, in der folgenden Nacht mit dem nötigsten Gepäck aufzubrechen, und zwar nicht mit der Bahn, um nicht einer leichten Verfolgung ausgesetzt zu sein, sondern über das Meer. Alfons hatte ausfindig gemacht, daß ein genuesischer Dampfer auf der Rhede liege, der die Punkte Neapel und Palermo berühren und in der Frühe des übernächsten Tages die Anker lichten müsse. Er hatte sich eines monegaskischen Bootes versichert, das unterhalb der Terrassen am Ausgang eines Fußsteiges anlegen und die Flüchtigen zum Dampfschiff bringen sollte.

Die Nacht, welche zur Ausführung der Flucht bestimmt worden war, näherte sich mit erdrückender Langsamkeit für die Harrenden. Alfons bemühte sich, mit gleichgiltiger Miene dem Spiel im Kasino zuzusehen und wartete auf den Augenblick, wo, wie gewöhnlich, der Prinz und die Engländerin sich völlig in die Wechselfälle des Hazard vertieft haben würden. Schon in der Dämmerung hatte er sein Gepäck in das Boot schaffen lassen, und es war dies in unauffälliger Weise geschehen, da der Schiffer, welcher es besorgte, ihn mehrfach gefahren hatte und mit dem Zweck der heimlichen Entfernung, soweit es ihn anging, bekannt war.

Die Mitternacht zog heran, und noch immer war der Prinz nicht ernstlich engagirt. Er schlürfte geeisten Kaffee, scherzte mit den Damen, philosophirte in seiner leichten Manier über die Bestimmungen des Schicksals und erzählte Geschichten, welche die rothaarige Engländerin zum Lachen brachten, daß ihre perlenweißen Zähne glänzten. Einmal kam es Alfons so vor, als habe der Prinz Verdacht geschöpft und beobachte ihn. Sein Blick, so schien es Alfons, verfolgte unabläßig seine Bewegungen. Um ihn daher ganz sicher zu machen, näherte er sich der Fensternische, wo sich der Prinz in einem kleinen Kreise von Damen behaglich dem Laufe seiner Zunge überließ, setzte sich ihm gerade gegenüber und ließ sich schäumenden Astiwein bringen.

Im Augenblick, als er das erste Glas an die Lippen setzte, schien es ihm, als blicke ein Gesicht von außen her in den Saal, und dieser Anblick verursachte ihm einen solchen Schrecken, daß er das Glas wieder hinsetzen mußte. Er fühlte, daß er erbleichte. Das Gesicht, welches er gesehen zu haben glaubte, denn die Erscheinung war so schnell wieder verschwunden, daß er sich selbst nicht klar war, ob es Wirklichkeit oder Einbildung war, trug seiner Meinung nach die Züge des türkischen Dolmetschers fatalen Angedenkens.

Er sprang unwillkürlich auf und spähte aus dem Fenster. Es war aber nichts auffälliges, keine Spur von dem Araber zu sehen.

Was haben Sie? fragte ihn die Engländerin. Sie sehen wie ein Geist aus.

Alfons nahm, unzufrieden mit sich selbst und beschämt, seinen Platz wieder ein. Das Gewissen spielt mir einen Streich, sagte er sich, die Unterlippe beißend; ich bin so ängstlich wie ein Mädchen. Weil Chepa mir von diesem Gesicht erzählt hat und weil ich jenen albernen Traum hatte, bilde ich mir in der Aufregung einfältige Visionen.

Ich glaubte, es blicke ein Neugieriger herein, sagte er in der ersten Verwirrung zu der jungen Dame.

War es ein neugieriger Löwe? fragte sie lächelnd. Sie sind erschrocken.

Jedenfalls war es kein liebliches Antlitz, versetzte er. Es war dunkelfarbig, und in den glühenden Augen schimmerte ein weißes Fleckchen.

Ein Negergesicht also.

Beinahe, sagte er nachdenklich. Ist einer von den Damen oder Ihnen, mein Prinz, hier am Ort vielleicht ein Kurgast aus Afrika bemerklich geworden? Mir schien es, als sähe ich einen Herrn aus Zanzibar, der im letzten Frühjahr sich in Berlin unliebsam bemerklich machte.

Wenn dieser dunkle Ehrenmann hier wäre, sagte der Prinz, so hätte man ihn gewiß schon bemerkt.

Das sollte ich auch meinen, versetzte Alfons. Er trank seinen Asti, beruhigte sich bald hinsichtlich der Vision und dachte wieder ausschließlich an die Ausführung seines Planes.

Es ist sonderbar, sagte der Prinz, wie sehr wir Menschenkinder in jeder Hinsicht von der Gewohnheit abhängig sind. Warum erscheint uns ein schwarzes Gesicht, wenn wir noch keine braunen und schwarzen Ebenbilder Gottes gesehen haben, fürchterlich? Eigentlich ist doch das Schwarz die natürliche Farbe des Menschen, und das Weiß ist erst dadurch entstanden, daß wir uns aus der für uns bestimmten heißen Zone nach Norden verirrten, Kleider anzogen, Fleisch aßen und krank und blaß wurden. Das behauptet wenigstens der deutsche Mode-Philosoph Schopenhauer, den ich vor

einiger Zeit in einer Bearbeitung für Damen auf dem Nachttischchen einer Kousine von mir in Paris fand.

O, rief die junge Engländerin, jetzt erkläre ich mir, was Stanley schreibt. Als er Mister Livingstone gefunden hatte und nach Hause reiste, wobei er quer durch ganz Afrika kam, ist er viele Monate lang nur unter Schwarzen gewesen. Dann kam er in die portugiesischen Kolonien an der Westküste, und er erzählt, daß er ganz entsetzt war, als er zuerst wieder Portugiesen sah. Denn obwohl diese gewiß recht braun gebrannt waren, erschienen sie ihm jetzt doch geisterhaft blaß, und er schreibt, daß er sich nun denken könnte, welche Furcht bei den Schwarzen der Anblick der ersten Europäer mit ihren gespenstig weißen Gesichtern erregt haben müßte.

Sehen Sie, mein Fräulein, sagte der Prinz, da haben Sie den Nutzen der Gelehrsamkeit. Der Gelehrte kann sich alles erklären. So kann ich Ihnen auch mitteilen, daß Mister Schopenhauer hinsichtlich des Kleidertragens das richtige getroffen hat. Die Kleider sind etwas ganz unnatürliches und deshalb der Grund fast aller unsrer Krankheiten und Häßlichkeiten. Ziehen Sie dem stärksten Büffel der Prairie wollenes Unterzeug und einen Rock an, er wird mager und schwach werden. Schon Montaigne schreibt, daß es ein bloßes Vorurteil sei, wenn wir dächten, Kleidung sei notwendig. So wenig das Gesicht, der Hals und die Hände erfrören, die doch gemeiniglich

unbekleidet sind, so wenig würde der ganze Körper erfrieren, wenn wir nackt gingen.

Und wodurch sollten sich die Menschen von einander unterscheiden? fragte die Engländerin.

Da haben Sie den Kernpunkt getroffen, sagte der Prinz. Wodurch sollten sich die Menschen von einander unterscheiden? Aber ich will Ihrer Erwägung noch etwas andres unterbreiten. Weshalb sollte wohl die Natur die Gesichter so verschieden gemacht haben?

Weil es sehr langweilig wäre, wenn alle Gesichter gleich wären.

Vortrefflich, sagte der Prinz. Offenbar hat die Natur dieser Gefahr abhelfen wollen. Aber sie ist dabei in einen andern Fehler verfallen. Sie ist gleichsam in die Scylla hineingeraten, als sie die Charybdis vermeiden wollte, wie die Gelehrten sagen. Denn nun hat sie den Grund zur Treulosigkeit gelegt. Ich kann darüber um so unbefangener urteilen, weil ich für meine Person sehr wenig, fast gar nicht zur Treulosigkeit neige. Mich hält ein Gesicht, das mir teuer geworden ist, fast für ewig fest. Der Prinz blickte die junge Dame bei diesen Worten so bezeichnend an, daß sie errötete. Aber wie unendlich viele Menschen giebt es doch, fuhr er fort, die flatterhaft von einer Schönen zur andern eilen! Es ist klar, daß die Schuld daran lediglich die Verschiedenheit der Gesichter trägt. Denn das Gesicht ist

eigentlich der Sitz der Schönheit und des Reizes, in den belebten Zügen einer Frau liegt ihr Prestige. Das Gesicht hat eine solche Gewalt, daß man sich zum Beispiel in die Sphinxe zu Rom und zu Versailles beinahe verlieben könnte, obwohl sie ja im wahren Sinne des Wortes Ungeheuer sind. Wenn man die wunderschönen Formen des Gesichts betrachtet, vergißt man die Mißgestalt des Leibes. Hätten nun alle Frauen dasselbe Gesicht, so würde, meiner Überzeugung nach, kein Mann treulos sein. Er würde sich in das erste Frauenzimmer, welchem er begegnete, sogleich verlieben und würde ihr zeitlebens treu bleiben. Sie sehen also, wie fehlerhaft die Natur gearbeitet hat, indem sie durch ihren Reichtum an Physiognomien so recht eigentlich zur Verführerin geworden ist und den Gottlosen einen Vorwand leiht, wenn sie behaupten wollen, daß wir über unser Herz nicht gebieten könnten und daß der Mensch nicht dazu bestimmt sei, sich zeitlebens an ein und dasselbe Wesen zu ketten. Überhaupt schafft die Natur nachlässiger, als der Laie denkt. Ein gelehrter Anatom, der mich mit seiner Freundschaft beehrt, versicherte mir einst, wenn er einem Optiker Auftrag gegeben hätte, einen Sehapparat für den Menschen herzustellen, und derselbe brächte ihm die Augen, wie die Natur sie gebildet hat, so würde er ihm auf Grund schlechter Arbeit die Zahlung verweigern.

Alfons ward während dieses Geschwätzes von der peinlichsten Unruhe gefoltert. Er sah den Zeiger der großen Uhr im Spielsaal vorrücken, er dachte an sein Schiffchen, das ihn erwartete, er dachte an Chepa, deren Herz ihm entgegenpochte. Doch wagte er es nicht, davon zu gehen, immer noch hielt er es für möglich, der Prinz könne ihm folgen.

Endlich aber nahm das Geplauder zwischen der Engländerin und dem Prinzen ein Ende, die Dame setzte sich an den Spieltisch und breitete ihr havanafarbenes Taschenbuch mit Banknoten vor sich aus, während sich der Prinz hinter ihrem Stuhle aufstellte. Nun verschwand Alfons im Gedränge.

Die Nacht war vom Monde erhellt, doch trieb der Wind eine Schar Wolken vor sich her, die sein Licht zeitweise verhüllten. Wie an dem Abend seiner Ankunft in Monaco, aber mit ganz andern Gedanken, strich Alfons eiligen Schrittes durch die Gebüsche des Parks hin, nachdem er im Hotel sich in den Reisemantel gehüllt hatte. Mit einem angenehmen Gefühl der Sicherheit betastete er den Griff seines Revolvers und vertrieb in der Zuversicht auf diesen treuen Freund die letzte Spur von Besorgnis wegen der Erscheinung am Fenster des Kasinos. Damals, bei seiner Ankunft, hatte eine unbestimmte Sehnsucht, ein wilder Trieb nach einem Erfolge, den er nun als erlangt betrachten konnte, seine Brust

erfüllt, heute sah er sich siegreich, und in der Freude des Gelingens beglückwünschte er sich zu seiner Klugheit und seiner Energie. Nur noch eine kurze Weile, nur noch einen Gang durch die Schlucht nach der Küste hinab, und er schwamm mit der Geliebten vereinigt einer glücklichen Zukunft entgegen.

Die Villa war dunkel, nur in der Veranda schimmerte eine einzige mattrote Ampel, um ihm den Weg zu Chepas Schlafgemach zu zeigen. Er schwang sich über die Brüstung, durchschritt die Veranda und öffnete die Thür, welche ihm die Geliebte offen gelassen hatte. Er fand sie mit einem kleinen Koffer beschäftigt, einem Meisterstück englischer Arbeit, welcher alles enthielt, was einer Dame zu ihrer Toilette nützlich und angenehm sein kann. Aus einem zwischen den goldenen Parfümeriefläschchen verborgenen Schubfach, das voll Diamanten und Rubinen war, zog sie das alte geheimnisvolle Halsband von Korallen und Gold hervor und sagte zu Alfons: Ich weiß nicht, ob es ein thörichter Aberglaube ist, aber es kommt mir so vor, als hinge mein Schicksal von diesem Talismann ab. Ich habe die Kette seit Berlin nicht mehr getragen, aber heute will ich sie wieder anlegen.

Sie schlang den merkwürdigen Schmuck um ihren Hals, und es sah prachtvoll aus, als die wunderlichen kleinen Figuren sich von der dunkeln schimmernden Haut

abhoben und eine Flut blauschwarzen Haares darüber hinwegfiel. Alfons betrachtete sie bewundernd.

Du bist nun ganz mein, du Prinzessin Zigeunerin, sagte er mit einer Liebkosung. Das Boot liegt bereit, komm!

Die Dienerschaft war zur Ruhe geschickt worden, und nichts trat dem Paare in den Weg, als es eiligen Schrittes die Villa verließ und sich durch die zum Strande führende Schlucht nach dem Meere hin begab. Sie hing an seinem Arm und drückte ihn zärtlich. Der Mond sandte sein mildes Licht durch die Blätter der Palmen herab und erleuchtete den Pfad. Als sie heraustraten aus dem engen Wege, lag das weite Meer in silbernen Glanze vor ihnen, und die dunkle Silhouette des Bootes mit dem schlanken Mast wiegte sich am felsigen Gestade.

Ein stolzes Gefühl der Lust schwellte Alfons' Brust. Welch entzückendes Licht für eine Entführung, sagte er lächelnd, einen Kuß auf Chepas Lippen drückend. Dort hinten, wo du den dunklen Fleck siehst, liegt unser Dampfer. Komm, laß uns in das Boot steigen, ehe die Wolken von neuem unsre himmlische Laterne verhüllen.

Der Schiffer kam dem Paare entgegen und war zuerst der Dame behilflich, einzusteigen, indem er sie einige Schritte weit durch die spielenden Wellen trug,

die den Strand hinauf leckten. Während dessen verschwand das Licht des Mondes wieder hinter einem flockigen Schleier, und die Gegenstände auf der Erde erschienen in ungewisser, trügerischer Beleuchtung.

Als Alfons das Boot betrachtete, in welchem eine zusammengekauerte Gestalt am Steuer saß, und indem er zusah, wie Chepa auf der vordern Bank Platz nahm, kam es ihm auf einmal so vor, als ob die Gestalt am Steuer größer sei und andre Umrisse habe als der Bursche, den er sonst in Begleitung des Schiffers gesehen.

Wer ist das? fragte er den Schiffer, mit dem Finger auf die Gestalt deutend.

Das ist mein Gehilfe, Eurer Exzellenz zu dienen, sagte der Mann, indem er sich anschickte, Alfons gleichfalls durch das Wasser zu tragen.

Warten Sie einen Augenblick, sagte Alfons.

Ein mißtrauischer Gedanke, eine böse Ahnung durchzog ihn von neuem beim Anblick der ihm unheimlich erscheinenden Person. Er zögerte, weiterzugehen.

Wir können das Boot allein regieren, sagte er. Lassen Sie den Gehilfen zurück, Pietro!

Allein, Exzellenz? Ganz unmöglich! rief der Schiffer. Bedenken Eure Exzellenz, daß eine Dame im Boote ist! Er ergoß sich in einer Flut von Beteuerungen, denen Alfons nur mit halbem Ohr zuhörte.

Die Küste war einsam, das Meer still und tief, der Schiffer ein gewinnsüchtiger Italiener, der um die Heimlichkeit und den Zweck der Fahrt wußte. Das kleine, aber kostbare Gepäck, die große Geldsumme in Alfons' Portefeuille, das schwankende Schiffchen und die Nachtzeit waren keine beruhigenden Umstände.

Warum kommst du nicht, Alfons? rief Chepa mit leiser, ängstlicher Stimme.

Alfons fühlte von neuem nach dem Kolben seines Revolvers, besann sich auf die sechs Schüsse, die ihm im Falle der Not zu Gebote stünden, und erinnerte sich des französischen Feldzuges, in welchem sich bei mehreren Gelegenheiten diese Schußwaffe als zuverlässiger Freund bewährt hatte. Er überlegte, wie bedenklich es sei, jetzt umzukehren oder sich mit dem Schiffer in einen Streit einzulassen.

Wiederum vertrieb er gewaltsam die warnende Stimme in seinem Innern und ließ jenen Übermut zur Herrschaft kommen, von dem die Alten meinten, daß er die Götter beleidige.

Vorwärts denn! rief er und ließ sich in das Boot tragen. Der Mann am Steuer stieß mit der Ruderstange das Schiffchen ab, sobald Alfons darin war, der Schiffer spannte das Segel aus, da ein günstiges Lüftchen vom Lande her wehte, und Alfons setzte sich neben Chepa nieder, die Geliebte mit dem Arm umschlingend.

Es war immer noch nicht hell genug, um den Gehilfen erkennen zu können, und dieser machte sich auch in einer Weise zu schaffen, daß sein Gesicht abgewandt blieb. Doch war Alfons jetzt geneigt, seine Besorgnis für eine neue Träumerei und Vision zu halten, die in der Erregtheit seines Gemüts begründet sei.

Die Küste wich zurück, leise rauschend schnitt der Kiel durch die plätschernden Wellen.

Chepa stimmte in leisen Tönen ein spanisches Fischerlied an, Alfons lauschte der silberhellen Stimme und war mehr darauf bedacht, die schönen Züge des treulosen Weibes als den verdächtigen Gehilfen Pietros zu beobachten.

So fuhren Sie ins Meer hinaus.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Hochzeitsreise.

Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
Gastlich umfängt die leichte, milde Luft
Die heitern Sinne.

Der Rittmeister Graf von Falkenfels begegnete auf seiner Reise zum Hauptquartier des Generals Skobeleff größeren Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. Er machte in Orenburg mehrere vergebliche Wege zu hochstehenden militärischen Persönlichkeiten und erhielt den Eindruck, daß man gegenwärtig nicht wünsche, fremde Offiziere bei der Expedition zu sehen.

Die Nachrichten, welche er über das russische Korps südlich vom Aralsee erhielt, waren einander widersprechend. Bald hieß es, die Vorbereitungen zum Vormarsch seien noch nicht weit genug gediehen, bald hieß es, die Expedition sei bereits beendigt und die russischen Truppen befänden sich auf dem Rückmarsch.

Unter diesen Umständen ward seine Neigung, den anfänglich gefaßten Plan, seine weite Reise nach dem Süden bis fast zur Grenze Persiens hin, fortzusetzen, bedeutend schwächer. Er glaubte wahrzunehmen, daß General Skobeleff bei einem ersten Angriffe gegen die Tekke Mißerfolge gehabt habe und daß nun neue Vorbereitungen zu einem stärkern Angriffe im Werke seien, welche viel Zeit kosten mußten und ihm, der nach interessanten Ereignissen begierig war, eine langweilige Periode in Aussicht stellten.

Die Briefchen der Comtesse Hyazinth, welche ihm nach Orenburg folgten und ihn in freundschaftlicher Form über die Ereignisse in Berlin auf dem Laufenden erhielten, bekamen während dieser Zeit der Erwartung ein immer erhöhtes Interesse und immer steigendes Gewicht; sie schienen gleichsam eine Schale zu belasten, deren Gegengewicht, die Turkmenen-Expedition, immer leichter wurde, und als endlich von seiten des russischen Gouverneurs eine Zeitdauer von acht Monaten für den erneuten Vormarsch gegen Gök-Tepe berechnet wurde, während gleichzeitig Comtesse Hyazinth in einem sehr schwermütigen Tone schrieb, da packte der Rittmeister seine Koffer und begab sich auf den Heimweg nach Berlin.

Hyazinthens Vergißmeinnicht-Augen leuchteten zu neuem Leben auf, und ihre Wangen erröteten in lieblicher Scham, als die ritterliche Erscheinung des Grafen

wieder leibhaftig vor ihr stand. Auch der Graf Hüningen zeigte ein weniger strenges Gesicht als vor Monaten. Der trübe Eindruck jenes Ereignisses, welches bei all seiner Schmerzlichkeit doch die Familie Hüningen von einer Gewissenslast befreit hatte, war verwischt, und man sah der Zukunft mit neuer Hoffnung entgegen.

Graf Viktor von Falkenfels hatte ein ernstes Gespräch mit dem Vater seiner Angebeteten, und die Folge desselben war, daß er mit einem freudigen Lächeln in das Boudoir der Comtesse trat, wo er sie allein und mit einer Stickerei beschäftigt fand.

Die beiden Liebenden waren ihrer Gefühle für einander so gewiß und hatten in dem beseligenden Bewußtsein völliger Übereinstimmung ein solches Vertrauen zu einander, daß dieser Augenblick, welcher sie zu einem feierlichen Verlöbnis führen sollte, ihnen beiden nur wie der freundliche Beschluß eines längst erwarteten Schicksals erschien. Sie hatten beide so viel hundert und tausendmal ihre Seelen mit einander verschlungen und ausgetauscht, daß jetzt der äußere Bund, welcher sie zusammenfügen sollte, nur als ein Hinnehmen längst besessenen Eigentums sich vorstellte. Eins kannte vom andern alle Gedanken und Neigungen, eins kannte des andern Gesichtszüge und Bewegungen so genau oder noch genauer als die eignen, und es schien das Zusammenschmelzen einer einzigen Person, nicht die Ver-

einigung zweier Menschen zu sein, als sie jetzt endlich ein Paar wurden. Kein Harren und Bangen, keine Spannung, kein Hoffen und Fürchten bewegte ihre Herzen, als der Graf der Geliebten nun den Antrag machte, sondern nur der lebhaftere Schlag der Freude.

Aber welcher Freude! Eine sanfte Glut durchströmte ihr ganzes Wesen und ließ kein Fleckchen des Zweifels, des Bedenkens, der Kälte übrig. Eine völlige Sicherheit des Glücks, ein unbegrenztes Vertrauen in die himmlischen Fügungen beseelten sie.

Auf Hyazinthens Gesicht lag der ruhige Glanz eines befriedigten und hoffnungsfrohen Gemütes, als Graf Viktor ihr auseinandersetzte, auf welcher Grundlage ihr künftiger Hausstand erbaut werden müsse.

Ein armer Ritter und ein armes Fräulein thun sich zusammen, sagte er scherzend, und er malte mit einem glücklichen Lächeln des gebräunten kriegerischen Gesichts die Bescheidenheit aus, welche künftig werde herrschen müssen. Ich sehe im Geiste meine stolze Hyazinth im Wirtschaftsbuche rechnen und sehe sie durch Küche und Keller wandern, um die Verrichtungen einer Köchin und einer einzigen Magd zu überwachen. Und doch kann ich mir kein lieberes Bild ausmalen als dies. Ich sehe dich strahlend wie den jungen Morgen in einem einfachen Gewande, das dich reizender macht als aller Schmuck, mir den Frühstückstisch bereiten, ehe ich zu Pferde steige,

und ich sehe dich mir entgegen kommen, wenn ich müde vom Dienst nach Hause zurückkehre. O, welch ein himmlisches Glück, mein geliebtes Weibchen! Diners mit indischen Vogelnestern werden wir nicht geben, aber wir werden uns darum nur desto besser befinden.

Mit solchen Reden, halb Scherz und halb Ernst, brachten Graf Falkenfels und seine Braut in Überlegung ihrer künftigen Häuslichkeit manche frohe Stunde hin, und sie beschleunigten den Tag ihrer Hochzeit so viel es nur irgend anging.

Es war eine ausgesuchte Gesellschaft, welche sich zur Feier dieses Ehren- und Freudentages im Hause des Grafen von Hüningen zusammenfand, und Comtesse Hyazinth sah im Brautschleier mit dem Myrthenkranz wunderbar schön aus. Graf Falkenfels wußte sein Glück kaum zu fassen. Am Abend nach der Hochzeit reiste das Paar, einer dringenden Einladung des Prinzen Meriadec von Parolignac folgend, nach Monaco ab, um dort einige Wochen des schönen Spätherbstes am Seegestade in südlicher Natur zu schwelgen.

Sie reisten langsam, über Frankfurt und Paris, und besahen sich mit der lässigen Zufriedenheit innerlich Glücklicher die Sehenswürdigkeiten am Wege. In Paris gelangte zu ihnen eine Nachricht aus der Heimat, welche eine große Überraschung in sich schloß. Der alte Freiherr von Lovendal war gestorben, und in seinem Testament

fand sich die Verfügung, daß der gräflichen Familie von Hüningen die Summe von einer halben Million Mark zufallen solle, unter der einzigen Bedingung, daß ein würdiges Marmordenkmal seines Sohnes Amadeus in deren altem Stammschloß errichtet werde. Durch diese Erbschaft wurden die Hüningen aus allen ihren finanziellen Schwierigkeiten erlöst und kamen in eine günstige Lage, welche auch dem neuvermählten Paar in höchst angenehmer Weise zu gute kommen mußte.

Mit dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit gegen den alten Herrn, der so schweres erduldet und sich so gütig gegen die Familie gezeigt hatte, reisten sie weiter und wurden in Monaco schon am Bahnhofe vom Prinzen Parolignac empfangen, der ihnen auf der Fahrt nach seiner Villa mitteilte, daß Chepa und er im Testamente des alten Freiherrn zu Universalerben eingesetzt worden seien, wie er vor achtundvierzig Stunden telegraphisch erfahren habe, und daß sie nun ein Vermögen besäßen, so groß, daß er gar nicht imstande sei, es zu berechnen.

Das Paar sprach ihm seine Glückwünsche gleichzeitig mit seiner Teilnahme an der Trauer um den Oheim seiner Frau aus und freute sich am Ende der Fahrt über die reizende und romantisch gelegene Villa, wo ein üppiges Diner ihrer harrte.

Und wo ist deine Frau, lieber Meriadec? fragte der Graf.

Meine Frau ist verreist, lieber Viktor, antwortete der Prinz.

Allein? fragten Graf und Gräfin verwundert.

Schwerlich, entgegnete der Prinz von Parolignac. Sie scheint mit ihrem Vetter, dem ehemaligen Leutnant Stahlhardt, dessen Bekanntschaft sie hier erneuerte, abgereist zu sein, und zwar zu Wasser.

Was sagst du? rief der Graf, während seine Frau in starrem Staunen das ruhige Gesicht des Prinzen mit weit offnen blauen Augen betrachtete.

Ich sage, daß meine Frau vor drei Tagen eines Abends spät abgereist ist, ohne so höflich zu sein, mich zu benachrichtigen, und daß ich stark vermute, sie ist von ihrem Vetter, mit dem sie eine Liaison hatte, begleitet worden.

Und dabei bist du so ruhig?

Was könnte es mir denn nützen, wenn ich unruhig wäre?

Du kannst sie doch verfolgen, du kannst alle Telegraphen in Bewegung setzen, kannst sie wiederfinden, den frechen Verführer niederschießen und die treulose Frau zu ihrer Pflicht zurückführen. Ich begreife dich nicht.

Mein lieber Viktor, sagte der Prinz, ich habe auch daran gedacht, aber ich habe mich eines Bessern besonnen. Man ist niemals objektiv genug, sagte ich mir. Du darfst mich darin nicht falsch verstehen. Niemand kann

strengere Begriffe von der Heiligkeit der Ehe haben als ich. Die christliche Ehe ist das Fundament unsrer sozialen Ordnung. Aber man soll doch stets die ruhige Vernunft zu Rate ziehen. Wenn meine Frau mich verläßt, so geht daraus doch hervor, daß es ihr anderswo besser gefällt als bei mir, und wenn sie mit ihrem Vetter reist, so ist das doch ein klarer Beweis, daß sie sich in seiner Gesellschaft besser amüsirt als in der meinigen. Was soll ich also thun? Ich kann es beklagen, daß sie keinen bessern Geschmack hat, kann es bedauern, daß sie nicht mich für den liebenswürdigsten Mann auf Erden hält, aber ich kann ihren Geschmack schwerlich dadurch verbessern, daß ich sie gewaltsam festhalte. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß ich keine Erdbeeren essen mochte, während Erdbeeren doch an und für sich gewiß ein gutes und wohlschmeckendes Essen sind. Meine gute selige Mutter hielt sie für sehr gesund und wollte sie mir einige Male mit Gewalt aufnötigen, und das hat mir einen solchen Widerwillen gegen die Frucht eingeflößt, daß ich sie heutigen Tages noch nicht einmal sehen kann ohne ein drückendes Gefühl im Magen. Mit der Liebe ist es gerade so. Sie läßt sich nicht erzwingen. Ich halte mich selbst für einen Mann, nicht besser, aber auch nicht schlechter, als der Durchschnitt der Männer ist. Wenn aber Chepa nun einmal keinen Geschmack an mir findet, soll ich mich ihr

durch Zwang völlig widerwärtig machen? Da ist ein Freund von mir in Paris, ein liebenswürdiger, charmanter Mann, der Chevalier Lestocq, dem auch die unangenehme Sache passirte, daß seine Frau mit einem andern Hern, einem jungen Engländer, Attaché bei der Botschaft in Paris, durchging. Er machte es so, wie du meinst, daß ich es machen sollte, reiste hinter ihr her, duellirte sich mit dem Engländer, schoß ihm ein Ohr entzwei und holte sich die Frau zurück. Ja, nun hatte er sie wieder, aber er hat mir nachher im Vertrauen mitgeteilt, daß er wünschte, er hätte sie reisen lassen. Er sagte mir mit dürren Worten: Ich bin ein Narr. Meine Frau denkt stets an den Engländer mit dem zerschossenen Ohr, und in meiner Gegenwart weint sie. Nein, mein lieber Viktor. Ich habe mir bei meiner Hochzeit fest vorgenommen, alles zu thun, um meine Frau glücklich zu machen. Denn das ist meiner Überzeugung nach der eigentliche Inhalt des Schwures am Altar. Dies Gelübde will ich halten. Findet Chepa ihr Glück in Gesellschaft dieses Herrn Stahlhardt, der ja wirklich gar kein übler Bursche ist, so will ich sie darin nicht stören.

Ich fürchte nur, mein lieber Meriadec, sagte der Graf, daß so ungewöhnliche Ansichten von der Gesellschaft nicht begriffen werden, und daß man denken wird, deine Ehre erfordere ein energisches Einschreiten.

Mein lieber Viktor, sagte der Prinz, niemand kann mehr als ich auf die öffentliche Meinung Wert legen. Ich bin der Ansicht, daß die Gesellschaft, in welcher wir leben, gewissermaßen der Spiegel ist, worin wir beständig unser eigenes Betragen abgebildet sehen, indem das, was die Leute von uns sagen, unsere Schwächen und Fehler uns in Erinnerung bringt; und so wie wir vor dem Toilettenspiegel unsern Anzug kontroliren und ordnen, sollen wir vor dem Urteil unsrer Mitmenschen unsre moralische Toilette machen. Aber man soll doch auch nichts übertreiben. Ich erinnere mich da meines lieben alten Freundes, des Deputirten Balnicourt, eines der liebenswürdigsten und besten Herzen, die ich je kennen lernte, und dazu von großer Erfahrung. Er sagte mir einmal, es sei etwas Großes und Schönes um die öffentliche Meinung, nur sei es ihm aufgefallen, daß diejenigen Politiker, welche den Beifall der Kammer und des Landes fänden, in der Regel nach einigen Jahren durch die Ereignisse dementirt würden, während diejenigen, welche mit ihrer Ansicht allein stünden und von der allgemeinen Verachtung oder Entrüstung getroffen würden, in der Regel, wie die Zeit später lehre, Recht hätten. Dies sei ihm ganz besonders durch die Abstimmung im gesetzgebenden Körper am 15. Juli 1870 anschaulich geworden, wo sämmtliche Deputirte mit Ausnahme von Thiers, Favre und einigen andern für den Krieg gewesen

seien und die wenigen Vernünftigen niedergeschrien hätten. Ebenso ginge es in der Wissenschaft und Kunst, meinte der alte, erfahrene Herr. Diejenigen wissenschaftlichen Theorien, welche allgemeinen Anklang fänden, stellten sich gar bald als falsch heraus, die Opern, welche zu Lebzeiten ihrer Komponisten schon überall gegeben würden, taugten nicht viel, und die Dramen und Romane, Gemälde und Statuen, welche allgemein gefielen, seien nichts wert. Alles, was schnell aufblühe, pflege schnell zu verwelken. Ich fragte ihn, wie das zuginge. Da meinte der gute alte Herr, es käme daher, daß die Menschen im allgemeinen nicht allzu gescheidt, und die Einsichtigen gar dünn gesät seien. Ich fragte ihn ganz erschrocken, ob es denn wirklich nur so wenig Verständige gäbe. Da lachte er und sagte: Gott der Herr wollte Sodom verschonen, falls er zehn Gerechte darin fände, aber er fand sie nicht Seit jener Zeit hat die Welt gewaltige Fortschritte gemacht, und ich möchte annehmen, daß man jetzt in Paris nicht nur die erforderlichen zehn, sondern wohl an die hundert Leute fände, welche so geartet wären, daß man auf ihr Urteil Wert legen könnte. Diese Bemerkungen des guten alten Balnicourt rufe ich mir oft ins Gedächtnis zurück, wenn ich Gefahr laufe, der Meinung andrer Leute zu Gefallen meinen eigenen Vorteil aus den Augen zu setzen.

Übrigens habe ich mich auch nach dieser Seite hin gedeckt. Ich habe zweien meiner Freunde den Auftrag erteilt, den Herrn Stahlhardt zu fordern, falls sie ihn finden. Und ich selbst werde ihn ebenfalls zur Rede stellen, wenn er so ungeschickt sein sollte, mir zu begegnen.

Aber ist dir nur der Aufenthalt hier nicht peinlich geworden? Willst du nicht lieber verreisen? Ich hoffe nicht, daß unser Besuch etwa . . .

Ich bitte dich, bester Viktor, euer liebenswürdiger Besuch ist mir nach jeder Richtung hin höchst erfreulich. Ich denke nicht an eine Abreise, so lange hier so schönes Wetter ist. Dem Geschwätz der Leute kann man in der guten Gesellschaft doch nicht entrinnen, es ist überall derselbe Kreis, in Rom, Venedig und Paris, Wien oder Berlin oder London. Nur bei der Canaille ist es dunkel. Je weniger ich selbst aus der Geschichte mache, desto schneller wird sie vergessen. Deshalb bin ich ruhig hier geblieben.

Aber willst du denn inzwischen nicht eine Klage gegen deine treulose Frau anstrengen? Wenn es gegen deine Grundsätze ist, sie mit Gewalt zurückzubringen, so wäre es doch wohl das Richtige und auch deinen Wünschen entsprechende, wenn ihr geschieden würdet.

Ich müßte mich also an die Gerichte wenden, lieber Viktor, sagte der Prinz. Dazu aber habe ich keine große Lust. Ich erinnere mich, wenn ich von Klagen höre,

stets eines mir gut befreundeten berühmten Advokaten in Paris und des Rates, den er mir gab. Er erzählte mir, daß eine lange und einträgliche Praxis an den Gerichtshöfen ihn vollständig davon überzeugt habe, daß die Prozesse zwar für die Richter und die Anwälte, sowie alle an den Höfen angestellten und beschäftigten Personen sehr nützliche, vorteilhafte und durchaus unentbehrliche Dinge wären, für die streitenden Parteien jedoch ausnahmslos nachteilig, kostspielig und von zweifelhaftem Erfolg. Er meinte, daß es eine große Vereinfachung und Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens sein würde, wenn man die Parteien vor dem Richter würfeln ließe und wenn dann derjenige Recht erhielte, der die meisten Augen geworfen hätte. Das Recht würde bei dieser Manier eben so sicher an den Tag kommen, wie bei der bisher befolgten der Klageschriften, Verteidigungen, Informationen, Vorverhandlungen, Vorladungen, Beweisstücke, Zeugenaussagen, Repliken, Dupliken und so weiter. Darum riet er mir, niemals, wenn ich es irgend vermeiden könnte, mir etwas mit einem Gerichtshofe zu schaffen zu machen und lieber stillschweigend Unrecht zu dulden, als mich der Gefahr auszusetzen, dieses Unrecht noch durch den Ärger und die Kosten eines Prozesses vermehrt zu sehen.

Ich weiß doch nicht, sagte der Graf kopfschüttelnd. Freilich kenne ich von Alters her deine Manier, dich

mit allem abzufinden, und ich bin auch der Überzeugung, daß du ein leidlicher Advokat geworden wärst, wenn das Geschick dich nicht zum Grundbesitzer und Edelmann gemacht, sondern in die juristische Karriere geworfen hätte. Aber bei alledem hat doch ein jeder Mensch außer den Pflichten gegen sich selbst auch noch Pflichten gegen die Gesellschaft, und das gute Recht ist ein Ding, welches im Interesse der Gesammtheit verfochten sein will, nicht aber etwas, was ein jeder nach Gutdünken und seiner Bequemlichkeit gemäß behandeln darf. Was sollte daraus werden, wenn viele Leute anfangen wollten, ihren treulosen Frauen auch noch ihren Segen mit auf den Weg zu geben?

Das klingt alles recht hübsch, erwiederte der Prinz, und ich denke, daß eigentlich du es bist, mein guter Viktor, der seinen Beruf verfehlt hat und seinen Anlagen entsprechend Moralprediger hätte werden sollen. Aber ich merke, daß dir trotzdem der Weisheit bester Teil fehlt, nämlich die Ergebung in den Willen Gottes, oder wie die Heiden sagten, der willige Gehorsam gegen das Schicksal. Es ist doch, wie du wohl weißt, jeder Widerstand gegen dasselbe vergeblich. Volentem ducit, nolentem trahit. Bei all den großen Fehlern, welche ich habe, bin ich doch wenigstens immer dem Grundsatze treu geblieben, nicht gegen den Stachel zu löcken, wie es in der Heiligen Schrift heißt, und ich habe oft die

Erfahrung gemacht, daß aus dem größten Mißgeschick, wenn es in echt christlichem Geiste aufgenommen wurde, der größte Segen entstand. Wir Menschen sind so kurzsichtig, daß wir durchaus nicht die Folgen auch nur des geringfügigsten Ereignisses zu erblicken vermögen, und darum können wir aufrichtig dem Worte glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen.

Mein Freund Meriadec, sagte der Rittmeister zu seiner Frau gewandt, die mit zweifelnder Miene bald den Prinzen, bald ihren Mann anblickte, mein Freund Meriadec liebt es nicht, einem Gegner das letzte Wort zu lassen, und er ist so reich an Gründen wie neuerdings an Geld. Wir einfacheren Menschen können nichts thun, als ihm Glück wünschen zu seiner Philosophie. Nicht jeder, der jahrelang gesonnen und geforscht hat, um die beste und klügste Partie zn machen, tröstet sich so leicht, wenn ihm die nun endlich errungene Gattin davonläuft, ehe das erste Vierteljahr der Ehe herum ist.

Der Prinz schien seinen Freund durch die That widerlegen zu wollen, denn er ließ ihm diesesmal wirklich das letzte Wort. Er lenkte die Unterhaltung auf ein andres Thema, war gesprächig und heiter wie sonst und schlug nach Beendigung des deliziösen Mahles einen Gang auf das Schloß vor.

Die landschaftlichen Schönheiten von Monaco machten auf Gräfin Hyazinth einen tiefen Eindruck. Sie war noch niemals so weit nach dem Süden gekommen, und sie war entzückt von dem klaren Himmel und der warmen Luft hier am Mittelländischen Meere, während der Oktober daheim schon Kälte, Nebel und Schnee verbreitet hatte. Der Anblick der tropischen Gewächse, die in üppiger Fülle wuchsen, während sie daheim nur hinter Glasscheiben ein krankhaftes Dasein führen konnten, der Anblick des großen sonnigen Meeres begeisterte sie. Ihre Freude machte den beiden Herren Vergnügen, und Graf Victor fühlte den höchsten Genuß im Entzücken seiner schönen, jungen Frau. Der Prinz, der hier Schritt und Tritt kannte, machte den Führer.

Das Schloß der Fürsten von Monaco ist nicht, wie so mancher palazzo italienischer Fürsten, eine bescheidene Villa mit ehrgeizigem Namen, auch nicht eine alte Ruine, welche von südländischer Pomphaftigkeit mit stolzem Titel verschönert wird, sondern es ist ein wahrhaftes Schloß, von einer Ausdehnung, welche das Gegenstück zu der Kleinheit des Landes bietet. Dazu ist es außerordentlich schön gelegen.

Mit Bewunderung folgten Gräfin Hyazinthens Blicke den im Laufe der Jahrhunderte in mannichfachen Stilarten aneinandergereihten Konstruktionen, die sich hoch oben auf weitschauendem Felsenplateau zu imposantem

Gesamtbau emporthürmen. Gewaltige Thürme und Bastionen wurzeln mit schwerem Fuß im Berge und geben dem Schlosse einen festungsähnlichen Charakter, helle Marmorfaçaden in maurischer Architektur, innere Höfe mit luftigen Arkaden, Loggien, Marmortreppen und Wänden, die von Fresken bedeckt sind, bringen die zierliche Schönheit des Schlosses zur Geltung.

Als die drei Spaziergänger in die Gärten eintraten, welche das Schloß umgeben und an manchen Stellen mit ihm völlig verwachsen sind, indem sie in die inneren Höfe übergehen und in überraschender Weise Blumenparterres bilden innerhalb offener Flügel des Schlosses, da begegneten ihnen mehrere Herren und Damen vom Hofe des Fürsten, welche mit dem Prinzen bekannt waren. Die Gesellschaft schloß sich aneinander, und der Rittmeister und seine junge Frau fanden bald Gelegenheit zu vertraulichen, innigen Worten, indem sie dem allgemeinen Gespräch für eine Weile entrannen.

Aus einem der inneren Gärten traten sie durch eine zwischen Palmen halb versteckte offene Pforte und stiegen einige verfallene Marmorstufen zu einem freien Platze hinan, der die wunderbarste Aussicht bot. Es war dieser Platz offenbar ein Beobachtungspunkt der alten Festung und ehedem mit Geschützen besetzt gewesen. In die Brustwehr waren Scharten gebrochen, die nun von

Geranien und allerhand Schlinggewächsen mit glänzenden Blättern gefüllt waren. Jenseit der Brustwehr fiel der Felsen schroff in die Tiefe hinab, und unten ward er vom Meere bespült.

Hyazinth lehnte sich an die Schulter des Grafen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie hinaussah über die Fluten hin, die im Licht der tiefstehenden Sonne goldig glühten, und nach der fernen Insel Corsica, die wie ein leichtes Wölkchen von Amethyst auf dem Wasser ruhte.

Es ist zu schön, mein Geliebter, sagte sie, die Hände faltend. Ich vermag das Glück nicht zu begreifen, mit dir vereint im Mittelpunkte eines Paradieses zu sein. Mir ist, als müßte ich Hand in Hand mit dir auffliegen in den Himmel.

Der Graf küßte sie auf die Stirn, und auch in seinem männlichen Auge zeigte sich eine Freudenthräne.

Weißt du, was ich nicht verstehe? fragte Hyazinth nach einer langen stummen Pause.

Was denn, mein liebes Herz?

Ich verstehe deinen Freund nicht, Victor. Wenn ich mir denken könnte, du würdest mir entrissen, da wäre das für mich die Vernichtung. Ich kann es mir ja gottlob gar nicht denken, aber ich stelle mir vor, daß die Welt zu Grunde gehen müßte, wenn ich von dir verlassen wäre. Und der Prinz kann über ein

solches Unglück sprechen, kann Gründe anführen, kann sich trösten!

Meine süße Hyazinth, das ist ganz einfach. Wir lieben uns. Meriadec aber und Chepa haben sich nie geliebt. Ich bin sogar der Meinung, er ist froh, daß er sie los ist.

Der Prinz ist mir unheimlich geworden, sagte Hyazinth schaudernd. Er mag noch so liebenswürdig, und dies Land mag noch so schön sein, wir wollen doch lieber bald abreisen, Victor.

Es sollte diesen Abend Konzert und Thé dansant im Kasino sein, und der Prinz hatte seinen Wagen bestellt, um vom Schlosse nach seiner Villa in Monte Carlo zurückzufahren. Man nahm den Weg um die felsige Halbinsel herum, auf welcher sich Monaco erhebt und fuhr am Gestade hin, die Avenue St. Martin und die Avenue de la Porte entlang, um dann über den Boulevard de la Condamine hin die Bucht zu umkreisen.

Die Sonne verschwand am Horizont und schien von unten herauf das Wasser zu durchglühen, die kleinen Schiffe der Küstenbewohner lagen gleich phantastischen dunkeln Gestalten oben auf einer feurigen Masse, mit dumpfem Rauschen schlugen die Wogen an die Felsen an, und ein kühlender Ostwind trieb feuchte Luftwellen in das Land herein.

Wunderbar schön! rief Hyazinth und sog mit voller Brust die erquickende Seeluft, mit träumendem Blick die Lichtspiele des Meeres und des Himmels ein, die an Glanz mit einander wetteiferten.

Da zeigte sich in der Nähe der Bäder, am Hafendamm, eine Ansammlung von Menschen, welche etwas Ungewöhnliches zu beobachten schienen. Man hörte laute Rufe und sah eiliges Laufen.

Was mag da sein? fragte der Graf.

Als man näher kam, drang von Mund zu Mund der Schiffer, die hinab zum Wasser liefen, die Nachricht, es sei ein Unglück geschehen, und dieser Ruf gelangte bis zum Wagen des Prinzen. Ein Schatten flog über seine Züge, wie die Ahnung von etwas Schrecklichem, was ihn angehen könne.

Er ließ halten und stieg aus, den Grafen bittend, den Weg mit seiner Frau allein fortzusetzen.

Der Wagen fuhr weiter, der Prinz aber ging zu jener Stelle des Hafens hinab, wo die Menschen sich versammelt hatten.

Dort waren mehrere Schiffer, halb im Wasser stehend, bemüht, mit Hakenstangen eine buntfarbige Masse aus den Fluten aufs Land zu ziehen, und als ihnen dies geglückt war, zeigte es sich, daß es zwei menschliche Leichen waren, die, fest an einander geklammert, gleichsam nur einen Körper bildeten. Es

war ein Mann und eine Frau. Die Frau hielt sich mit krampfhaften Fingern an den blutgefärbten Kleidungsstücken des Mannes fest.

Als sie auf den Steinen lagen und von einander gerissen worden waren, erkannte der Prinz die Züge seiner Frau und ihres Entführers.

Sechzehntes Kapitel.

Der Zwist.

Wie ist die Weisheit, ach! so schlimm, die
keinen Dank
Dem Weisen bringt! Wohl war mir dies
bekannt, und doch
Vergaß ich's! Nimmer wär' ich sonst er-
schienen hier.

Der gute Ephraim konnte sich, obwohl seine Seele nicht mehr vom ersten Schwung und Reiz des Verhältnisses mit Flörchen beflügelt ward, doch nicht losmachen von dem bestrickenden Zauber der Liebesgewohnheit. Es war zu holdselig, dem blonden Mädchen so ganz ohne lästige Nebenumstände nachzugehen und das Gehirn ein wenig ausruhen zu lassen in ihrer Umarmung. Schon das alte Haus machte ihn selig. Die tiefen, niedrigen Zimmer mit dem alten, unscheinbaren Mobiliar wußten nichts von der Welt und ihrer Qual, und in dem Erker, am Blumenfenster, war es dreihundert Jahre früher als in Berlin. Weder Schopenhauer noch Hegel hatten hier ein

unfreundliches Licht auf das Zusammenleben zweibeiniger Vögel ohne Federn fallen lassen, und hier konnte man küssen ohne dabei zu denken. Ephraim ließ sich gehen und ließ sich forttragen wie ein Schwimmer von den schmeichelnden Wellen, die ihn unter sanftem Wiegen über die Sandbank hinausspülten, welche die letzte Möglichkeit der Rückkehr bot.

Die Nachrichten aus der Heimat fochten ihn im allgemeinen wenig an, und nur mit Kopfschütteln nahm er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Onkels Irrwisch auf. Er war tief innerlich überzeugt davon, daß ein gütiger Gott alle Ereignisse lenke, und daß es thöricht sei, Betrachtungen anzustellen über den Vorteil und Nachteil der Dinge, die da unabänderlich eintreten müssen. Er neigte zu der Ansicht, daß es völlig gleichgiltig sei, in welcher Schule sich die Erziehung eines Menschen zum Tode abspiele, da die tiefere Einsicht der obersten Schulbehörde den Schülern doch vorenthalten bliebe. Daß aber sein Bruder Alfons den Dienst quittirt hatte und endlich unter sonderbaren Umständen verschwunden war, machte ihn traurig, und er schrieb seinem Vater: Fahret säuberlich mit dem Knaben Absalon!

Fester als je überzeugt von der Wahrheit, die er seiner Meinung nach im Evangelium fand, daß nämlich alle irdischen Bande verderblich seien für die Freiheit der Seele, und daß vor allem das Band der Ehe vom

wahren Christen vermieden werden müsse, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, Flörchen auf die Schönheit eines Herzensbundes hinzuweisen, der nichts vom Pharisäertum an sich habe, obgleich er sich selber nicht gegen die Wahrscheinlichkeit blind machte, daß Flörchen seine gute Absicht eben so wenig verstehe, wie sie imstande sei die Tiefe der Lehre Christi zu erblicken. Vielleicht gab das Gefühl, daß sie nicht in solcher Glut zerschmolzen sei wie er, weil sie ja einmal aus härterem Metalle sei, unter allerhand feinen Gedankenverknüpfungen diesem Verhältnis noch einen besonderen Reiz. Er machte nach wie vor seine Besuche bei diesen Leuten, deren anscheinende Ursprünglichkeit ihm wohlthat, und ging mit ihnen im buntfarbigen Herbst wie er es im leuchtenden Sommer gethan hatte, über die wonnigen Hügel des Neckarthales spazieren.

An einem weichen, hellen Abend gegen Ende des Septembers war das junge Volk, Flörchen mit ihrem Ephraim und der Forsteleve mit seinen Schwestern und dem Freunde, der das ältere Fräulein Gmelin liebte, draußen beim Förster von Einsiedeln, und dieser machte den Vorschlag, drüben den Ütterskopf zu überschreiten und nach Schloß Fürstenau hinabzugehen, wo die junge Prinzessin ihre Vermählung mit dem Grafen Festetics feiere.

Es war gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden, man konnte dorthin mindestens ebensogut gehen wie nach

andern Punkten. Überall bot sich doch fröhlicher und liebevoller Jugend ein glückverheißender Tummelplatz. Über Ephraims Gemüt jedoch lag es wie der zarte blaue Dunst des Herbsttags, ein nebelhaftes Vorgefühl, daß der Widerstreit zwischen der starken Strömung der natürlichen Welt und der Strömung seiner Ideenwelt zu einer Entscheidung kommen müsse. Was war es doch für ein eigen Ding, dachte er, daß alle die Wesen, die Gott schuf, einem allmächtigen Drange folgten, der sich um die Ergebnisse menschlichen Denkens nichts kümmerte? War es überhaupt der Mühe wert, nachzudenken und sich Grundsätze nach dem Vorbilde großer Meister der Moral zu geben, wenn man nicht nach ihnen handeln konnte, sondern einem unerklärlichen Triebe nachgeben mußte, der alle Handlungen beherrschte? Welchen Vorzug hatte der Mensch, wenn das Tier in seinem dunkeln Drange ebensogut den rechten Weg fand wie er? Oder war das Denken, mit dem er seinen Kopf zerbrach, auch nur ein Teil dieses inneren Triebes und seinem Zwecke nach unbekannt wie aller Handlungen Zweck und Ziel? War die Reihenfolge der Ideen, die den Menschen von Kindheit an bis zum Alter in entwickelter Stufenfolge begleiten, etwa nur eine Art von Kerbholz, um die Thorheiten darauf anzumerken, die durch Nichtbefolgung der logischen Folgerungen entstanden? Ein Kerbholz, dessen Nutzen erst offenbar wurde, wenn der Teil des Menschen

verschwunden war, der sich in Handlungen zeigt, nämlich der Körper?

Ephraim war in solche Gedanken hinein verirrt, indem er sich klar machte, daß Flörchen vielleicht, doch die Frau Rätin niemals den Grundsätzen der Essäer zugänglich sein würde. Und selbst Flörchen würde schwerlich dauernd der Meinung bleiben, daß ihr Liebesverhältnis auf der Höhe stehen müsse, um beiden Teilen dienlich sein zu können. Er fühlte, daß bei aller Toleranz hinsichtlich des gesellschaftlichen Umgangs und trotz der erfreulichen Freiheit von manchen Fesseln und Fallstricken der Berliner Konvenienz, doch in den Familien Schaible und Gmelin die Meinung unumstößlich feststehe, heiraten sei für die Töchter des Hauses nicht nur jeder Art von freiem Liebesbunde vorzuziehen, sondern sogar ihre eigentliche und wahre Bestimmung. Und indem er fest entschlossen war, Flörchen niemals zu heiraten, konnte er doch nur mit Beängstigung an eine Trennung von ihr denken und fühlte, daß er, dem Strome der Begebenheiten folgend, unrettbar dem Riff einer förmlichen Verlobung zutreibe.

Er ging schweigsam seines Weges dahin unter dem Sternenhimmel, und Flörchen hing mit fröhlichem Geplauder an seinem Arme. Es war nicht der geringste Teil der Annehmlichkeit ihres Umgangs, daß sie seinem Schweigen keine verletzende Seite abgewann, sondern just

so gesprächig blieb, als wenn sie immer Antworten auf ihre Bemerkungen erhalten hätte, und nur zuweilen scherzend seinen Mund mit Küssen zu entsiegeln suchte. So hatte sie auch heute gethan, als sie ihn in tiefem Sinnen vor einer Sonnenblume fand. Er blickte Flörchen mit seinen schwermütigen Augen träumend an, als sie ihn küßte und damit die Betrachtung der regelmäßigen Zeichnung der Blume unterbrach.

Die alten Griechen waren der Meinung, sagte er, daß die Gottheit nur Geometrie treibe. Was denkst du davon?

Flörchen lachte und schüttelte ihr glänzendes Haar. Er aber dachte weiter über die Beschäftigung der Gottheit nach, und das Bild des Sternenhimmels unterstützte seine Gedanken.

So hatten sie eine Wegstrecke am Saume schön bewaldeter Hügel zurückgelegt und gelangten auf eine Höhe, von welcher sie in das Thal hinabsteigen wollten, als ein zauberischer Klang durch die weiche, klare Luft zu ihnen drang und ihre Schritte fesselte. Es war ein wunderbares Tönen, das keine Ähnlichkeit zu haben schien mit der Musik, die sonst von Menschen hervorgebracht wird, und von dem man glauben konnte, es töne vom Himmel herab aus den Instrumenten ätherischer Gestalten oder aus der Erde hervor von Geigen und Harfen der Berggeister. Sie blieben verwundert stehen

und lauschten. Bald tönte es wie eine weinende Klage, bald wie ein rasender Tanz, immer aber überirdisch, märchenhaft.

Als sie endlich ihren Weg fortsetzten und aus dem Walde hervortraten an den Rand des Thales, in welchem das Schloß lag, drangen die Töne, denen sie fast wortlos gelauscht, in bestimmterer Form zu ihnen, und zugleich sahen sie helle Lichter aus den dunkeln Baumgruppen des fürstlichen Parks hervorblicken. Sie beeilten ihre Schritte und fanden im Näherkommen das Schloß selbst in strahlendster Beleuchtung seiner langen Reihen von Gemächern und Korridore mit hundert Fenstern, die in die Nacht hinaus schienen, dazu die Alleen und Plätze des Parks im bunten Glanz chinesischer Laternen, und aus diesem Lichtmeer hervordringend die Musik eines fremdartigen Musikkorps. In grelle Farben gekleidet, mit roten Schärpen und glitzerndem Metallschmuck saßen an zwanzig dunkelfarbige Männer mit blitzenden Augen und heftigen Bewegungen der braunen Arme auf einer Terrasse hinter dem Schlosse und spielten einer lustigen Gesellschaft zum Tanz auf grünem Rasen auf.

Graf Festetics hatte eine Zigeunerbande aus Ungarn kommen lassen, um seiner Braut, die sich einmal neugierig nach der Musik dieser Leute erkundigt hatte, ein Vergnügen zu machen, und die wilden und brausenden,

bald tiefsehnsüchtigen, bald jauchzenden Melodien der Pußta erklangen nun zur großen Ergötzung der Hochzeitgäste inmitten des deutschen Schloßparkes. Die Illumination der weitläufigen Gebäude, weit in die Ferne scheinend, und der Klang der ungarischen Musik hatten die ländliche Bevölkerung aus der ganzen Runde umher zusammengelockt, und eine dichte Menge drängte sich schaulustig an dem dünnen Drahtzaun, der den inneren Schloßgarten von dem übrigen Park abschied.

Hierher begab sich auch der Förster von Einsiedeln mit seiner Gesellschaft. Aber sie blieben nicht lange dort. Einer der fürstlichen Diener hatte den ihm wohlbekannten Waidmann entdeckt und öffnete ein Pförtchen, durch welches sie eintraten, um dann in einem Winkel nahe dem Küchengebände Platz zu finden. Die Diener trugen in gastlicher Feststimmung Wein und Speisen für die kleine Gesellschaft herbei.

Diese Wendung der Dinge war den jungen Leuten nicht unangenehm, und auch Ephraim ließ es sich gefallen, den hochzeitlichen Wein zu kosten, weil ihn der Reiz der Umgebung fesselte und er mehr Geschmack an der Beobachtung fand als an der strengen Aufrechthaltung seiner gesellschaftlichen Stellung. Flörchen strahlte vor Vergnügen über das ungewohnte Schauspiel.

Und in der That bot es einen fesselnden Anblick, diese festliche Einrichtung und die vornehmen Gäste des

fürstlichen Hauses, die eleganten Damen in hellen Gewändern, die Offiziere in ihren glänzenden Uniformen inmitten der reichen und schönen Umgebung prächtiger Architektur und Parkanlagen unter dem Sternenhimmel sich bewegen zu sehen. Es war für Flörchen ein Blick hinter den Vorhang, der ihr eine reiche Welt voll Freuden und Annehmlichkeiten verbarg, eine Welt, die sie nicht kannte, nach der sie sich auch nicht sehnte, die aber wundervoll sein mußte, nach dem Schimmer zu urteilen, der heute zu ihren Augen drang. Ganz anders freilich war der Eindruck auf Ephraims anders geartetes Gemüt, welches noch nicht wieder den Gedankengang verloren hatte, den der Anblick der Sonnenblume in ihm erweckt.

Wenn die Gottheit wirklich nur Geometrie trieb, wie wunderbarlich mußte sie da die sich schneidenden Dreiecke und Vierecke durcheinander gehetzt haben, um solche Wesen zu gestalten wie diese Zigeuner und diese geputzten Damen und Herren! Wenn er sie recht betrachtete, konnte er sich des Argwohns nicht entschlagen, daß die Gottheit ihnen viele Freiheit gelassen habe, sich von der ursprünglichen schönen Einfachheit des Menschentums zu entfernen. Er blickte hinauf zu den Sternen und versetzte sich im Geist mitten zwischen diese stille leuchtende Gesellschaft, auf die Erde hinabblickend, die nun in unermeßlicher Geschwindigkeit unter ihm durch

den Himmel rollte. Er mußte lächeln bei der Wahrnehmung, daß alle diese geschmückten, eifrigen Menschen keine Empfindung davon hatten, mit wie rasender Schnelligkeit der Wagen, worin sie saßen, dahin gezogen werde, durch eine Welt voll Glanz und Größe und Gesetzmäßigkeit. Sie hatten keinen Begriff von der Gefahr, in der sie schwebten, und kümmerten sich nicht um das Ziel ihrer Reise, sie freuten und ärgerten sich über die winzigen Dinge dicht vor ihrer Nase, diese winzigen Insekten spielten auf Geigen und klingelten mit Schellen, hielten Adel und Orden und Reichtum für Gegenstände von Wert und Dauer, während sie selbst gleich den Mücken, die um das Licht tanzen, dahinsterben mußten, wenn die Geometrie treibende Gottheit den sausenden Ball, auf dem sie krabbelten, siebzig bis achtzigmal hatte um die Sonne laufen lassen.

Aus solchen Betrachtungen ward Ephraim plötzlich dadurch aufgestört, daß ein schlanker Offizier in der pikanten Tracht der österreichischen Husaren am Tische erschien, ohne viel Umstände Flörchens Hand erfaßte, seinen Arm um ihren Leib schlang und mit ihr davon ging zum Tanze. Ärgerlich war für Ephraim dabei hauptsächlich der Umstand, daß Flörchen so gehorsam und folgsam wie ein Lamm aufstand und ging, und daß sogar ein Ausdruck hoher Befriedigung auf ihrem Gesicht zu lesen war. Ephraim konnte sich nicht erinnern,

seit den letzten sechs Wochen Flörchens Augen so hell und munter blickend gesehen zu haben. Es fielen ihm, als er hinter dem Paare hersah, zwei Bilder der Belvederegalerie in Wien ein, die einst sein hohes Interesse und schmerzliche Empfindungen in ihm erregt hatten. Das eine stellte den Raub der Sabinerinnen dar. Kraftvolle Jünglinge rissen mit rücksichtslosem Ungestüm die sich jämmerlich sträubenden Mädchen aus den Armen der Eltern und schleppten sie im Triumphe davon. Das andre Bild stellte die Szene dar, wo diese Mädchen zwischen den Schlachtreihen der Römer und Sabiner durch flehentliches Bitten den Rachekampf verhinderten. Sie waren die gehorsamen, liebenden Frauen der athletischen Krieger geworden.

Ein peinliches Gefühl durchdrang seine Brust wie damals, als er die Bilder betrachtete und sich sagte, es wäre hübscher gewesen, wenn die Sabinerinnen ihren Vätern und Brüdern treuer und dem Naturgesetz gegenüber weniger biegsam gewesen wären. Der Anblick dieser schönen Weiber, die vom Haß zur Liebe bekehrt waren, erbitterte ihn. Demjenigen, der nicht selbst ein Athlet war, konnte dieser Lauf der Welt keine Freude machen.

Der schlanke Husar brachte nach längerer Weile die Geraubte zurück und richtete in seinem österreichischen Kavalierdialekt einige Komplimente an sie. Seine Worte

kamen Ephraim entsetzlich albern vor, aber sie schienen Flörchen sehr gut zu gefallen, denn sie dankte mit ihrem besten Lächeln und war von einer Holdseligkeit und Geschmeidigkeit, die ebenfalls seit langen Wochen nicht an ihr zu bemerken gewesen waren. Ephraim that, als achte er nicht darauf, und trank stillschweigend seinen Wein, aber in seinem Innern kochte es.

Ein erbärmliches Geschlecht, eine rauhe Welt! sagte er sich. Man muß euch kaufen oder muß euch bändigen, wahre Liebe, sollte sie bei euch zu finden sein? Es ist nicht der Mühe wert, euch zu besitzen, und der wahre Philosoph wird euch weder heiraten noch verführen. Welch ein Triumph ist es denn, über ein Herz zu siegen, dem ein Schnurenrock mit Gold und ein gewichster Schnurrbart ewig gefährlich bleiben?

Flörchen ihrerseits amüsirte sich himmlisch und bemerkte das in sich gekehrte Wesen ihres ernsten Verehrers gar nicht. Noch nie war es ihr so gut geworden. Der österreichische Offizier war ein Graf, wie ihr einer der Diener mitteilte. Seinen Namen hatte sie nicht verstanden, aber das that auch nichts zur Sache, es genügte der Ratstochter das Wonnegefühl, mit einem Grafen getanzt zu haben, der noch dazu ein Offizier, und ein Husar, der sogar über alledem ein schöner Mann war und ihr versprochen hatte, sie noch einmal zum Tanze zu holen. Sie wiederholte sich jedes Wort, das er ge-

sprochen hatte. Alles war höchst witzig und treffend gewesen, und sie hatte stets laut lachen müssen. Er hatte weder von der Gottheit noch der Geometrie gesprochen, sondern ihr mit einem entzückenden ungarischen Fluch versichert, er habe in seinem ganzen Leben noch kein so hübsches Mädchen gesehen wie sie. Er war sehr dreist gewesen, denn im Wirbel des Tanzes hatte er sie geküßt, ohne irgend eine Vorrede zu machen. Aber so viel sie wußte, hatte es niemand gesehen, und wenn er dachte, sie sei so sehr hübsch, war ihm eine solche Kühnheit vielleicht zu verzeihen.

Inzwischen fiel dem Förster, der in eine sehr glückliche Weinlaune gekommen war, die finstere Miene Ephraims auf, und da er ein gutmütiger Mann war, suchte er ihn aufzuheitern. Mit harmlosem Spott traf er aber, ohne es zu wissen, gerade den wunden Punkt dessen, den er trösten wollte, und indem sich in seinen Worten ganz unabsichtlich seine tiefe Ehrfurcht vor dem fürstlichen Hause kundgab, verschärfte er den Zahn, der an des Jünglings Herzen nagte. Es schien in des Försters Seele unzweifelhaft festzustehen, daß es auf alle Fälle eine Ehre für ihn und seine Begleitung sei, wenn ein zur fürstlichen Hochzeit geladener Offizier mit Flörchen zu tanzen sich herabließ, und die Naivetät, mit der dies zu Tage kam, machte Ephraim wütend.

Er erhob sich rasch und schlug vor, wieder nach Hause zu gehen. Doch dieser Vorschlag begegnete dem entschiedensten Widerspruch. Den Gmelins wie dem Förster gefiel es sehr wohl im Winkel neben dem Küchengebäude. Der Gartentisch, an dem sie saßen, war schneeweiß gedeckt, und in der Mitte stand ein riesiger bekränzter Kuchen. Wildpasteten, Rinderbraten, Fischsalat, ungezählte Flaschen Wein standen darauf, und einen solchen Tisch voreilig zu verlassen, erschien allen außer Ephraim als die größte Thorheit.

Was fällt dir nur ein? Warum willst du so bald fort? fragte Flörchen.

Weißt du das wirklich nicht? fragte er mit zuckender Lippe.

Wirklich nicht, entgegnete sie, und damit sprach sie die Wahrheit.

Dann will ich es dir sagen: mir gefällt es nicht, daß du dich von einem beliebigen Menschen zum Tanze fortziehen läßt.

Er bereute, daß er dies gesagt hatte, noch ehe der Ton seiner Worte verklungen war, denn er sagte sich selbst, daß die größte Gelassenheit hier die beste Politik sei, aber es war zu spät. Flörchen hatte nicht die Gabe, ihre Meinungen zu verheimlichen. Sie sagte gerade heraus, was sie dachte, und mit derselben, ihm fast

unglaublich erscheinenden Unbefangenheit, mit welcher sie einst ihre zärtlichen Gefühle für ihn gestanden und seine Gegenliebe herausgefordert hatte, mit derselben unverhüllten Offenheit machte sie ihn darauf aufmerksam, daß er kein Recht habe, ihr Vorwürfe zu machen oder ihr etwas zu verbieten oder ihr ein Vergnügen zu rauben.

Da hat das Mädchen Recht, sagte der Förster mit einem ernsten Blick auf Ephraim. Schon längst war ihm das formlose Verhältnis zwischen den beiden ein anstößiges Ding gewesen, und er freute sich der Gelegenheit, dies merken zu lassen.

Ephraim schwieg. Jawohl hatten sie Recht, diese Leute, mit denen er keine Ähnlichkeit hatte, deren Worte und Gedanken ihm so fremd waren wie die seinigen ihnen. Er machte keinen Versuch, sich mit ihnen zu verständigen. Aber in Flörchens Augen war inzwischen eine Thräne aufgestiegen, indem sie überlegte, wie sehr ihr Unrecht geschehen sei von seiten dieses sonderbaren Menschen, der sie durch seine Ansprüche beleidigte. Sie hatte noch manches zu sagen, was sie nicht auf dem Herzen behalten konnte, und stand auf, um den Beleidiger zur Seite zu ziehen.

Du bist sehr unartig gegen mich, Ephraim, sagte sie mit entschiedenem Tone. Du behauptest, ich wäre ein kokettes Mädchen, das sich von einem jeden den Hof

machen ließe. Wenn du wirklich Grund dazu hättest, so könnte es doch nur um deswillen sein, daß ich deiner Liebe vielleicht mehr nachgegeben habe, als sich schickt, während du deinerseits nichts gethan hast, um mir das zu entgelten. Du weißt nicht, was ich um dich schon von meinen Eltern, Verwandten und Freundinnen ausgestanden habe. Denn sie sagen mir alle, daß es nicht anständig von mir ist, so viel mit dir umzugehen, während du dir doch offenbar nichts aus mir machst. Denn wärst du nur etwas besorgt um meinen Ruf, so würdest du wohl schon andre Schritte gethan haben. Ich weiß wohl, daß du ein Gelehrter bist, aber so viel Verstand muß auch ein Gelehrter haben, daß er einsieht, man kann ein Mädchen nicht so lange an der Nase herumführen. Die wenigen Jahre, wo man leidlich aussieht, vergehen gar rasch, und nachher sitzt man da, und es findet sich keiner mehr. Ich habe dir natürlich nie ein Wort von so etwas gesagt, weil das weibliche Zartgefühl mir das verbot, aber nun du jetzt einen Ton annimmst, als hättest du obendrein noch über mich zu befehlen, da muß ich es dir doch sagen. Ich bin ganz frei, zu tanzen, mit wem ich will, und wenn noch dazu ein so vornehmer Herr mich auffordert, wäre es ungezogen, es ihm abzuschlagen. Was sollten denn mein Onkel und meine Cousinen davon denken, wenn ich nicht hätte tanzen wollen?

Flörchen hätte wohl noch weiter gesprochen, wenn nicht in diesem Augenblicke wieder die elegante Gestalt des österreichischen Husaren vor ihr erschienen wäre, der sich mit siegreichem Lächeln näherte, um sie zu einem neuen Tanze zu holen. Sie wischte schnell die kleine Spur von Feuchtigkeit aus den Augenwinkeln und drehte sich mit freundlicher Miene ihm zu. Aber Ephraim in seiner Erbitterung trat dazwischen. Er fühlte, daß es zwischen ihm und Flörchen aus sei, aber er wollte doch nicht dulden, daß dieser dreiste Aristokrat ihm das Mädchen gleichsam aus den Armen wegrisse. In seinem Innern schlummerte ein tapferer Ritter. Schon von früher Jugendzeit an hatten seine Träume dem Heldentum gegolten, während er zugleich mit Bekümmernis wahrnahm, daß seine Thaten nichts mit denen der Paladine gemein hatten. Hätte er nur die Stärke und die Hornhaut des Knaben Siegfried gehabt, er hätte mit Riesen gerungen gleich diesem. Aber hier galt es keinem Riesen, hier konnte sich der Paladin in ihm erheben, ohne lächerlich zu werden.

Mein Herr, sagte er in stolzem Tone, zu dem jungen Offizier gewandt, Sie haben wohl die Güte, zu warten. Ich habe mit der Dame noch etwas zu sprechen.

Ich sollte meinen, entgegnete der Österreicher mit überlegenem Lächeln, das Fräulein müßte selbst am

besten wissen, ob sie mit mir tanzen oder mit Ihnen sprechen will.

Gewiß, setzte Flörchen hinzu. Ich habe Freiheit, zu thun, was ich will. Wir können mit einander reden, nachdem ich getanzt habe.

Der Österreicher lachte übermütig auf. Das ist ein g'scheidtes Wort. Gehen's, mein Freund, trinken's derweil ein Glas Bier, das wird Sie beruhigen.

In Ephraims allzu empfindlichem Gemüte tobte bei diesem Zwiespalt, der so mancher stärker besaiteten Natur als ein höchst unbedeutendes Ereignis erschienen sein möchte, ein gewaltiger Sturm, der seine Nerven in fieberische Bewegung brachte. Das Benehmen des treulosen Mädchens erschien ihm so ungeheuerlich, die Lage, in welche er sich dem hochmütigen fremden Manne gegenüber durch sie versetzt sah, so entwürdigend, daß er seine Fassung nicht zu behaupten vermochte. Das hübsche Gesicht des lachend triumphirenden Aristokraten verzerrte sich in seiner Phantasie zu einer teuflisch grinsenden Fratze, die allen Hohn auf ihn niederspie, welchen von jeher das zerstreut lebende Volk, dem er dem Blute nach zum Teil angehörte, unter andern Stämmen hatte erdulden müssen. Viel zu fein organisirt für die gewöhnliche Berührung des täglichen Lebens und sein eigentliches Leben in Idealen führend, empfand er den Druck der Wirklichkeit wie das Pressen eines grausamen Folterinstruments.

Doch enthielt er sich unter Zusammennahme aller seiner Kraft einer beleidigenden Äußerung und wandte sich mit einem rührenden Tone des Schmerzes, in welchem eine gleichgestimmte Seele die Geschichte seines Leidens gelesen haben würde, mit der Bitte an Flörchen: O, füge du mir nicht diesen Schimpf zu, dann will ich mit dem Herrn schon fertig werden.

Flörchen zauderte einen kurzen Augenblick zwischen ihrer großen Lust, mit diesem flotten Tänzer davon zu eilen, und einer kleinen Anwandlung von Reue. Dann siegte die Lust, und sie sagte in schnippischem Tone, womit sie sich selber über ihre Bedenken hinweghalf: Geh' mir hin! Wo ist denn da ein Schimpf? Du bist mir heute wieder recht verkehrt.

Kommen Sie, mein schönes Kind, sagte der Offizier ungeduldig, denn das Gespräch dauerte ihm zu lange, dös ist an unverschämter Judenjung'!

Ephraim trat zurück und atmete schwer. Ein Schlag, der ihn getroffen, hätte ihn nicht anders berühren können als dieses Wort. Aber in diese edle Natur kehrte unter dem Übermaß des Leidens der stolze Trotz zurück und erfüllte sie mit männlicher Würde. Eisige Ruhe bemächtigte sich der bebenden Nerven, und das bleiche Gesicht nahm den Ausdruck fester Entschlossenheit an.

Während der Österreicher mit Flörchen davoneilte

und das Paar sich dem muntern Kreise der Tanzenden anschloß, entdeckte Ephraims suchender Blick unter den entfernter stehenden Herren eine preußische Uniform, und es erwachte in ihm das Gefühl, dort den sichern Halt für Ehre zu finden, dessen er jetzt bedurfte.

Er wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht. Der Offizier, an welchen er sich wandte, obwohl anfänglich erstaunt über Ephraims Anrede, war ein feinsinniger Mann, auf welchen Ephraims Natur in sympathetischer Weise wirkte. Die dunkeln, glühenden Augen sagten ihm deutlich, wie ernstlich das Anliegen sei, welches ihm vorgetragen wurde, und Ephraims ganzes Gebahren zeigte den Gentleman. Er las die Karte, welche ihm dieser überreichte, und so ungewöhnlich auch ein solcher Schritt ihm vorkam und so wenig er in das Fest hineinpaßte, denn der Offizier merkte alsbald, um was es sich handelte, beschloß er doch, dem fremden Jüngling beizustehen. Nur wollte er zuvor versuchen, einen Streit beizulegen, der ihm selbst sehr störend war und in den sich zu mischen ihn nur der Eindruck von Ephraims Persönlichkeit bewog. Nachdem ihm dieser daher die Beleidigung erzählt hatte, welche ihm zugefügt worden war, machte er ihn mit einem Achselzucken und in einer leichten Manier, die darauf berechnet war, die Erregtheit Ephraims zu mildern, darauf aufmerksam, daß der österreichische Offizier ein geborner Ungar, ein Graf

Ujfalvy sei, dessen mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache und rasches Wesen vielleicht eine Beleidigung da habe erscheinen lassen, wo nur ein unabsichtliches Versehen vorliege. Es sei nicht das erstemal, daß eine gewisse Naturwüchsigkeit diesen Herrn in Ungelegenheit gebracht und sogar schon genötigt habe, von seiner ausgezeichneten Fertigkeit im Pistolenschießen Gebrauch zu machen.

Während der Offizier dies mit einem leichten und gefälligen Gesprächston vorbrachte, in der Hoffnung, den Gedanken des jungen Gelehrten eine andre Richtung zu geben, fügte er jedoch den Schluß hinzu, daß er ihm gern zu Diensten stünde, falls er trotzdem Satisfaktion fordern wollte.

Ephraim besann sich keinen Augenblick, sondern bat den Offizier, nachdem er ihn höflich hatte ausreden lassen, ihm den erbetenen Dienst zu erweisen.

Der Offizier verneigte sich und suchte alsbald den österreichischen Kameraden auf, der in diesem Augenblick fröhlich mit seiner Tänzerin geeisten Punsch trank und von Flörchens Reizen mehr und mehr entzückt war. Er nahm seine Äußerung, als er wegen derselben beiseite gezogen und zur Rede gestellt wurde, durchaus nicht in Abrede, erklärte vielmehr mit einem Fluche, er bereue es gar nicht, die unverschämte Fliege von einem so appetitlichen Bissen verscheucht zu haben,

und man kam demgemäß über ein Rendez-vous auf den andern Morgen an einem bestimmten Platz, eine halbe Stunde vom Schloß, überein, sobald die Autorität des preußischen Offiziers den Ungarn bewogen hatte, den Studiosus für satisfaktionsfähig anzunehmen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Abschied.

Und nun entlaßt mich! Fahret wohl!
Ihr werdet nie
Mein lebend Antlitz wiedersehn.

Zu einiger Bestürzung Flörchens und ihrer Gesellschaft war Ephraim diesen Abend, seitdem er mit dem preußischen Offizier gesprochen hatte, verschwunden. Sie erklärten sich schließlich seine Abwesenheit daraus, daß er wohl irgend etwas übelgenommen haben müsse, und Flörchen dachte nicht ohne Besorgnis daran, er könne doch vielleicht ihr Benehmen ernsthafter aufgefaßt haben, als ihre Absicht gewesen. War er doch ein sonderbarer, unberechenbarer, excentrischer Mensch, der oft aus wichtigen Dingen nichts und aus Bagatellen ungeheuer viel machte.

Während dessen schritt Ephraim mit glühender Stirn einsam und schnell durch den finstern Wald nach Hause, seinen Weg mehr instinktiv als mit klarem Bewußtsein

verfolgend und nur vom Licht der Sterne geleitet, welche oft durch das Laubdach der Bäume gänzlich seinem Blick entzogen wurden.

Durch sein Gehirn zuckten die Gedanken wie Wetterstrahlen und verursachten ihm zuweilen einen körperlichen Schmerz, als stäche ein Messer hinein. Er brachte in seinem Gedächtnis alle die Bitternisse wieder hervor, die ihn von jeher gequält, und zürnte mit sich selbst über die unwürdige Lage, in welche ihn heute seine Thorheit gebracht hatte. Dann überfiel ihn wieder die Erinnerung der erlittenen Beleidigung, und ein Rachegefühl, welches ihm bisher noch ganz fremd gewesen war, erfüllte seine Brust.

Nachdem er wohl zwei Stunden dergestalt dahin geschritten war, öffnete sich der Wald vor ihm, und er kam an einen hellern Platz, der einer Terrasse gleich unweit der Stadt in das Neckarthal hineinragte. Der Mond, welcher niedrig stand und ihm bisher durch vorliegende Höhen entzogen worden war, sandte sein ruhiges, freundliches Licht herüber, und Ephraim blieb stehen und sah in eine geisterhaft beleuchtete Landschaft hinab, deren Stille und Glanz ihn fesselten.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Schämst du dich nicht, sagte er zu sich selbst, daß du so sehr die Leidenschaften Herr über dich werden läßt und in Kummer, Sorge, Liebe und Haß dich verzehrst, anstatt über irdische

Schwäche erhaben deine Seele mit dem Anblick des Ewigen zu nähren? Hast du darum immer zu den Lernbegierigen gehört und den Worten der Weisen mit Andacht gelauscht, daß jede Erbärmlichkeit dir zeigt, daß du nicht besser bist als alle diese Menschen, die du in deinem Hochmut verachten wolltest, daß du wie sie dem Leibe unterthan und ein Spiel für jeden Wind der Thorheit bist? Was wird aus deiner Seele werden, wenn sie so schwach und unlauter abscheidet vom Körper? Denn es ist wohl nicht zweifelhaft, daß das morgen schon der Fall sein wird. Dieser Ungar ist ganz solch ein Werkzeug, wie sich die Vorsehung ihrer zu bedienen pflegt, um die Kreise der Denkenden zu zerstören. Wohin wird dann meine Seele gehen? Habe ich nicht einer unwürdigen Liebe nachgegeben und so manche, ach so manche Stunde verloren, um an ein wohlgebildetes Mädchen zu denken, Stunden, die mir von Gott gegeben waren, um seiner Wahrheit nachzuforschen? Hat das nicht mit vielen Nägeln meine Seele an diesen Körper festgeschmiedet und zur Dienerin gemacht, wo sie Herrin sein sollte? Hat nicht dadurch meine Seele so sehr Schaden genommen, daß sie heute durch ein Ereignis, welches zu meinem Nutzen geschah, aufgebracht und erzürnt wurde, so daß ich nach der Hand schlug, die mir eine Wohlthat erwies? Mußte ich nicht erkennen, daß dies Mädchen und dieser rohe Mann ganz für ein-

ander geschaffen sind, und daß ich der Fügung dankbar sein mußte, die mir das bewies und mich von dem Mädchen befreien wollte? Und habe ich nicht wie ein Kind mich erzürnt über etwas, was die Menschen eine Beschimpfung nennen, gleich als hätte ich die allgemeinen Vorurteile über Ehre und Ehrlosigkeit? Und bin ich nicht so sehr unterthan dieser Meinung der Herrschsüchtigen und Ehrgeizigen, daß es mir selbst jetzt noch ganz unmöglich erscheint, diesen Kampf aufzugeben? O, ich hatte immer gehofft, daß meine Seele, wenn auch leidend hienieden, doch, nachdem sie vom Körper erlöst wäre, sich aufschwingen würde zu der Götter Geschlecht! Aber ich war ein hochmütiger Thor und sehe klar, daß sie nicht dorthin gehört, sondern durchdrungen und beschwert ist vom Leibe, so daß sie um ihn bekümmert ist und an den Dingen dieser Erde und am Sichtbaren klebend sich nicht emporheben kann. Warum ist es nur so? Warum kann ich nicht so gut sein, wie ich möchte? Warum ist dieses Gefängnis der Seele, dieser irdische Leib, so beschaffen, daß der Gefesselte selbst mit Lust an seiner Fesselung beschäftigt ist und seinen Kerker liebt und pflegt? Wer löst mir diesen Zwiespalt der Schöpfung?

Er blickte in stummen Fragen zum hellen, hohen Himmel auf und hinab auf die glänzende Landschaft, und er empfand wie einst, nur schärfer als je vorher die Qual, nicht die Fülle der Natur begreifen zu können.

Er wußte, welch ein herrliches Bild vor seinen Blicken sich entfaltete. Er sah, daß dies helle Land mit den nebelhaft verschwimmenden Höhen in der Ferne, mit dem silbernen Strom, mit dem zauberischen Duft in den Thälern und den tiefen Schatten der ragenden Bäume, er sah, daß es paradiesische Schönheiten besaß, die er nur nicht fühlen konnte. Er sah, daß dieser klare Himmel mit den ruhig wandelnden Gestirnen unermeßliche Tiefen aufschließen konnte für ein starkes Auge, aber nicht für ihn. In blauem, in rotem, in gelbem Licht funkelten aus unermeßlicher Höhe die ewigen Sterne herab und erfüllten sein Gemüt mit schmerzlicher Sehnsucht nach einer Reinheit des Wesens, die ihrem Glanze entsprach.

Mit einer Liebe zum All, die seine Brust zu erweitern schien, stand er klein und schwach und unmächtig der Freude auf dem vom Monde beleuchteten Berge, und Gedanken wilden Zorns und verzweifelnden Jammers trieben in fieberhafter Hast durch seine Stirn. O, nur ihr, die ihr schwach seid, klagte er in seinem Innern, nur ihr kleinen und jämmerlichen könnt die Erde ein Jammerthal nennen. Nur ihr, denen es versagt ist, aus der Fülle des herrlichen Schöpfers Gnade um Gnade zu nehmen, nur ihr Armen selbst tragt die Schuld an eurer Not. Anders als ich schritt wohl mein Ahnherr Simson mit muskelschwellenden mächtigen Schenkeln über das Gebirge hin zur schönen Delila, die

jungen Löwen zerreißend, die ihm in den Weg traten. Wie er mit starker Brust den Hauch der Fluren einsog und in den wandelnden Füßen die Mutter Erde fühlte! Wie der Nachtwind ihm die wallenden Locken freundlich durchkoste, und sein kühnes Auge die Gefahren suchte! Ich beneide ihn noch, als er blind unter dem Palast der Philister stand und in den gewaltigen Armen Kraft verspürte, die Säulen zum Sturz zu bringen. Anders auch als ich sah Herakles die Welt, als er mit starkem Speer die ragende Burg des Eurytos stürzte, um die reizende Jole zu gewinnen. O er war noch zu beneiden, als er in der Glut des Nessos-Gewandes mit rasender Wut den Lichas ergriff und fernhin in das Meer schleuderte!

Es ist eine klägliche Wut, die mich erfüllt, es war eine klägliche Liebe, die mich zum Narren dieser Kokette machte!

Und der Schöpfer hat es nicht so gewollt! Er hat uns zu Herren dieser Erde machen wollen, wir aber waren klüger als er und übertraten seine Gebote, um durch die endlose Reihe der Generationen hindurch, als erbärmliche Schattenbilder menschlicher Kraft dahin schleichend, den ererbten Fluch trockner Gehirne, dürrer Muskeln und morscher Knochen weiter zu schleppen, den Fluch des Prometheus, der den Ochsen tötete, und dem der Geier dafür die Leber zerfraß!

Er sank wie gebrochen auf die Kniee nieder, und ein Strom von Thränen quoll aus seinen Augen hervor und erleichterte sein Herz. Dann aber überkam ihn eine große Abspannung und Müdigkeit, gegen die er vergeblich anzukämpfen versuchte. Er ließ sich auf einer zur Seite unter einem dunkeln Baum befindlichen Moosbank nieder und schlummerte ein.

Er schlief tief und fest, ohne Traum, bis ihn das Gefühl der Kälte erweckte. Da schlug er die Augen auf, blickte verwundert um sich, und ein Frostschauer schüttelte seine zarte Gestalt. Am Himmel zeigte sich der erste rote Schimmer des Morgens, er besann sich auf die Lage, in welcher er sich befand, und sagte zu sich selbst: Es wäre doch ein rechter Luxus, wenn ich mich an dem Morgen, wo ich erschossen werde, auch noch tötlich erkältet hätte!

Er blickte auf seine Uhr. Sie war stehen geblieben, da er vergessen hatte, sie aufzuziehen, doch sah er, daß ihm keine Zeit mehr blieb, nach Hause zu gehen, wenn er zur bestimmten Zeit das Stelldichein einhalten wollte. Die Gegend war ihm bekannt, und er wußte, daß das einsame Weinhaus, worin er einst mit Gmelin zusammengetroffen war, in der Nähe lag. Dort beschloß er Kaffee zu trinken und sich zu erwärmen.

*　*
*

Mit Sorge nahm die junge Schauspielerin, welche dasselbe Haus mit Ephraim bewohnte, wahr, daß er am Abend nicht zurückkehrte. Sie war mit der Rolle der Adrienne Lecouvreur bis zwei Uhr nachts aufgeblieben, immer hoffend, er werde noch kommen und sie werde noch ein belehrendes Wörtchen aus seinem Munde empfangen. Aber sie hörte dir Gesellschaft Flörchens zurückkehren ohne ihn und ging endlich zu Bett.

Als er auch am andern Morgen nicht zu erblicken war, bemächtigte sich ihrer eine große Unruhe, denn ein Ausbleiben über Nacht war eine ganz unerhörte Sache bei Ephraim, und sie entschloß sich endlich nach der Probe, als er noch immer nicht heimgekehrt war, hinüberzugehen und Flörchen nach ihm zu fragen.

Flörchen zeigte sich anfänglich trotzig und gleichgiltig. Es fuhr ihr durch den Sinn, daß wahrscheinlich die Anziehungskraft der Schauspielerin es sei, die ihren Geliebten so kalt mache, und sie fing mit dem Augenblick an, gegen diese einen großen Zorn und für Ephraim eine neue Liebe und einen neuen Respekt zu empfinden. Doch fiel ihr im Laufe des Gesprächs mit der Schauspielerin allerhand Bedenkliches ein, worauf sie gestern weniger Acht gegeben hatte. Ephraims Gespräch mit dem preußischen Offizier, seine Ernsthaftigkeit, das Zusammentreffen eben dieses Offiziers mit ihrem Tänzer, dem flotten Österreicher, diese Umstände stellten sich ihr

diesen Morgen in einem neuen Lichte vor und ließen verschiedene Kombinationen bedrohlicher Natur vor ihrer Phantasie aufsteigen. In ihrer Bedrängnis hierüber und von einem bösen Gewissen geplagt, äußerte sie mehr über ihre gestrigen Erlebnisse mit Ephraim, als ihr sonst wohl die Klugheit gestattet haben würde, und die Schauspielerin erriet gar bald den ganzen Hergang.

Ich dachte mir lange, daß es dahin kommen würde, sagte sie entrüstet. Solch eine Person wie Sie, mein Fräulein, war ganz geeignet, diese nur zu empfindsame Natur unglücklich zu machen. Sie haben kokettirt und sich gedreht und geguckt und mit fremden Offizieren schön gethan, und das hat den armen unschuldigen Menschen so aufgebracht, daß er ein Duell haben wird. Wer weiß, wo er jetzt ist, und ob sie ihn nicht schon getötet haben!

Flörchen antwortete auf diese und ähnliche Vorwürfe mit der ganzen Erbitterung der Eifersucht, denn sie sah klar genug, welchen innigen Anteil die Schauspielerin an Ephraim nahm, und suchte sich zugleich wegen ihrer Schuld zu reinigen, so gut es möglich war. Aber die andre gab nicht so leicht nach.

Mit spöttischer Miene hörte sie Flörchens Reden an und sagte: Es ist ja freilich wahr, daß die Extreme sich berühren. Anders ist es wohl nicht zu erklären, daß der gute junge Mensch, der so unschuldig ist, als

wäre er gestern vom Himmel gefallen, sich in Sie verliebt hat. Er ist edelsinnig, enthusiastisch, von feiner Empfindung, überaus gescheidt, gelehrt und von einer Herzensgüte, wie sie selten gefunden wird. Was Sie aber sind, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, Sie werden es schon wissen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie von alledem das gerade Gegenstück sind. Schämen sollten Sie sich! Die Splitter seines Geistes hätten Sie zum Gott gemacht, sagt Don Carlos.

Wenn Sie so unartig sein wollen, rief Flörchen, bitte, so gehen Sie fort! Ich habe Sie nicht eingeladen, hierher zu kommen. Ihre Wohnung ist drüben! Aber Sie sind in ihn verliebt und Sie haben ihn mir abspänstig gemacht. Jeder anständige Mensch hätte sich anders benommen, als er sich gegen mich benommen hat, wenn nicht etwas andres dahinter steckte. Sie sind eine Heimliche. Sie haben immer eine Miene angenommen, als ob Sie kein Wässerchen trüben könnten, aber die stillen Wasser sind tief. Sie wohnen mit ihm in einem Hause, und Sie haben immer mit ihm zusammengesteckt, deshalb ist er so garstig gegen mich gewesen! Ich sehe es ja, daß Sie ihn lieben, denn sonst wären Sie wohl nicht so unverschämt.

Wo es aufs Schimpfen ankommt, werden Sie wohl die Oberhand behalten, entgegnete die Schauspielerin. Das kann mir aber nur schmeichelhaft sein, denn wer

Recht hat, braucht nicht zu schimpfen. Und Sie müssen diesen Herrn, der naiv genug war, sich von Ihnen an der Nase herumführen zu lassen, sehr schlecht kennen, wenn Sie es für möglich halten, er hätte es fertig gebracht, mir und Ihnen zu gleicher Zeit den Hof zu machen. Ich möchte ihm wünschen, er hätte etwas von dem Zeug, das dazu gehört, denn dann würde er leichter durchs Leben kommen und würde sich nicht quälen lassen, wie er es gethan hat. Daß ich ihn liebe, das will ich offen gestehen, es bringt mir keine Schande, und ich finde eine Ehre darin, seinen Wert erkannt zu haben und es nicht zu verheimlichen. Aber er liebt mich leider nicht. Mein Verhältnis zu ihm ist der Art, wie das zu meinen Lieblingsdichtern, die längst verstorben sind, aber ich will mir nicht die Mühe geben, Ihnen das zu expliziren, weil ich weiß, daß Sie mich doch nicht verstehen und es mir auch nicht glauben würden. Ja, gucken Sie mich nur mit ihren blauen Augen groß an und wundern Sie sich! Ich könnte, wenn ich wollte, so gut heucheln wie eine andre und könnte meine Gefühle unter einer hübschen, kleinen, züchtigen Maske verstecken. Aber ich mags nicht, denn ich bin keine Heuchlerin, und ich brauchs auch nicht, denn ich bin eine Komödiantin!

Flörchen hatte noch manches zu entgegnen und schickte sich eben zu einer geharnischten Antwort an, doch ward

der Streit plötzlich dadurch unterbrochen, daß vor Ephraims Wohnung ein Jagdwagen vorfuhr, aus welchem Ephraim selbst in Begleitung eines Offiziers und eines andern, in Zivil gekleideten Herrn ausstieg.

Die Schauspielerin verließ bei diesem Anblick Flörchen, ohne ein Wort weiter zu sagen, und begab sich hinüber. Flörchen aber blieb zu Hause und bedauerte, sich unnötige Sorge gemacht zu haben. Doch behielt sie voll Neugierde Ephraims Fenster im Auge.

Die Schauspielerin kehrte sich inzwischen an keine Regel der Konvenienz, sondern, betroffen von der Blässe des jungen Mannes, den sie liebte, begab sie sich unverweilt in dessen Wohnung, um ihm nützlich zu sein, falls sie dazu imstande wäre.

Sie fand Ephraim in Beratung mit seinen Begleitern, und er teilte ihr mit einem melancholischen Lächeln mit, daß er einen Zweikampf bestanden und seinen Gegner schwer verwundet habe. So sehr sich aber das junge Mädchen freute, daß er selbst nicht verletzt worden sei, so ward sie doch erschreckt durch den fieberhaften Glanz seiner Augen, seine Blässe und etwas Ungewöhnliches in seinem Wesen, eine Rastlosigkeit, eine Unruhe, welche von seiner sonstigen nachdenklichen Gelassenheit erheblich abstachen, und sie war tief erschüttert durch die verhängnisvolle Nachricht. Schaudernd und mit gefalteten Händen sank sie auf einen Stuhl

neben der Thür nieder und lauschte, wie in einem Traum befangen, der Unterhaltung zwischen Ephraims Begleitern, während dieser selbst ging, um der Universitätsbehörde Anzeige zu machen und sich somit dem Gericht zu stellen.

Ich habe niemals einen kaltblütigeren Herrn gesehen, sagte der Offizier. Ich will nichts gegen Graf Ujfalvy sagen, er stand auch seinen Mann, aber es war doch ein Zwinkern in seinen Augen, als er in die Mündung sah, und seine Hand war nicht so ruhig, als wenn er nach der Scheibe geschossen hätte. Es ist eine verdammte Geschichte, wenn die Scheibe selber schießt. Aber dieser schmächtige Jude, der, wie er mir sagte, doch in seinem ganzen Leben keine Pistole in der Hand gehabt hatte, stand da, ich kann gar nicht beschreiben, wie. Es war, als ginge ihn die Sache gar nichts an, als sei er zum Vergnügen so dahin gestellt, um auf sich schießen zu lassen. Ein heiteres Lächeln war auf seinem Gesicht, so ein gewisser, ich möchte fast sagen himmlischer Ausdruck, wenn das nicht lächerlich zu sagen wäre.

Es kam mir auch so vor, als hätte er das erstemal mit Absicht nebenbei geschossen, bemerkte der andre, und erst als der Graf fluchte, zuckte etwas an ihm, und er zielte beim zweiten Schuß.

Wohl möglich, wohl möglich, sagte der Offizier. Es ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch, und ich habe

wahrhaftig Ehrfurcht vor ihm, obwohl ich wohl sagen kann, daß ich sonst eben keine Passion für die Herren Israeliten habe. Er muß, bei Gott, von Judas Makkabäus abstammen.

Die Schauspielerin erhob ihren Kopf. Er ist kein Jude, sagte sie.

Ist kein Jude? fragte der Offizier. Warum zog er sich denn den „Judenjungen" an, den ihm der Ungar an den Kopf warf und nun in Gastalt eines runden Stücks Blei von neun Millimeter Durchmesser selber zu verdauen hat?

Seine Eltern sind Christen, und er ist es auch, wie er mir erzählt hat, sagte die Schauspielerin.

Möglich, aber es ist das Blut, mein Fräulein, es ist das Blut, und das Taufwasser kann nichts daran ändern. Es ist das eine schwierige Frage mit der Erblichkeit der Eigenschaften, wie, Doktor? sagte er dann zu dem andern Herrn. Mir ist immer eines merkwürdig gewesen: Ich habe da zu Hause ein Packet Briefe von meinem Urgroßvater, meinem Großvater und meinem Vater. Sie schreiben alle dieselbe Hand, wenigstens eine durchaus ähnliche Schrift, so daß man genau zusehen muß, ob ein Brief von diesem oder jenem der alten Herren herrührt, und meine eigne Handschrift ist der ihrigen auch ungeheuer ähnlich. Nun haben wir doch alle ganz verschiedene Schreiblehrer gehabt und

auch nach verschiedenen Methoden gelernt, es muß also doch etwas im Blute liegen, was sich forterbt. Man weiß nur nicht wie. Was meinen Sie davon, Doktor? Die Wissenschaft hat darüber das letzte Wort noch nicht gesprochen, wie die Gelehrten zu sagen pflegen, was?

Das junge Mädchen saß während dieser und andrer Gespräche verwirrt und voll Sorgen da. Sie fühlte, daß die Folgen dieses traurigen Ereignisses ihr den Freund rauben würden.

Als Ephraim zurückkehrte und von den Untersuchungen und Verhandlungen erzählte, die ihm bevorständen, dachte sie mit Schrecken an den Eindruck, den der Apparat der Gesetzgebung mit seinen zackigen Rädern auf dies fein empfindende Gemüt ausüben müsse, und sie glaubte schon in seinem unheimlich glänzenden Blick den Widerschein der Verhörzimmer und des Kerkers zu sehen.

Er erklärte, noch an demselben Tage abreisen und zu seinen Eltern zurückkehren zu wollen, und seine Begleiter verließen ihn, indem sie versprachen, ihm über den Verlauf der Wunde des besiegten Gegners Mitteilung machen zu wollen. Nur die Schauspielerin blieb bei ihm und nahm sich, ihre tiefe schmerzliche Bewegung unterdrückend, mit weiblicher Sorgfalt der häuslichen Besorgungen an, die ihm eine schnelle Abreise erleichtern sollten.

Es näherte sich schon der Abend, und der Wagen, der ihn zum Bahnhof bringen sollte, hielt vor der Thür, als Flörchen in seinem Zimmer erschien.

Sie stürzte mit thränenden Augen auf ihn zu und beschwor ihn, ihr zu verzeihen. Sie hatte vom Fenster aus den Tag über beobachtet, was sich ereignete, und fühlte ihr Gewissen immer lebhafter erregt. Sie erfuhr, daß ein Duell stattgefunden hatte, und sie war im hohen Maße verwundert darüber, daß ihr blasser Liebhaber, der niemals ihr gegenüber einen Mut hatte finden können, der ihr nur natürlich erschienen wäre, daß dieser schüchterne, schwärmerische Gelehrte nun plötzlich im Lichte eines Helden erschien. Es flößte ihr eine unbegrenzte Hochachtung vor Ephraim ein, daß er den vornehmen, eleganten, reizend schönen und kühnen Husarenoffizier über den Haufen geschossen hatte. Als sie endlich in Ephraims von der Lampe erleuchtetem Zimmer die Vorbereitungen zur Abreise wahrnahm und die schattenhafte Gestalt der Schauspielerin hin und wieder gehen und an Koffern beschäftigt sah, erwachten Eifersucht und Reue so heftig in ihr, daß sie sich nicht mehr halten konnte, sondern hinüber lief.

Meine Schuld ist es, daß diese schreckliche Sache passirt ist. O, ich schlechtes, leichtsinniges Mädchen! O, Ephraim, ich habe dich immer so sehr geliebt, wie ich dich auch noch jetzt einzig und allein liebe, und ich

frage gar nichts nach dem österreichischen Offizier. Es war nur der Leichtsinn eines Augenblicks, und ich soll ihn nun so hart büßen! Niemals werde ich dich wiedersehen, du wirst mich hassen und verachten! O verzeihe mir und bleibe hier, du sollst niemals wieder einen Grund zur Unzufriedenheit mit mir haben!

So sich selbst anklagend und mit Bitten um Vergebung, mit innigem Flehen und mit den zärtlichsten Versprechungen bot das schöne Mädchen alles auf, um den Geliebten zurückzugewinnen. Aber sie mußte die Erfahrung machen, daß der Appell an frühere Stunden und an frühere Bande ohne Erfolg blieb und daß ihre Liebe den Zauber verloren hatte, den sie ehedem über ihn geübt. Ihre Macht war dahin, ihre Glut konnte ihn nicht mehr entzünden, eine stärkere Macht hatte sich seiner bemächtigt, und er schien gestählt zu sein in dem Feuer der letzten qualvollen Empfindungen.

Er sah die Augen, deren blauer Glanz ihn einst berauscht, nun ohne Bewegung Thränen vergießen und fühlte nicht mehr die elektrische Kraft des goldigen Haares und der blühenden weichen Haut. Wie auf einen Traum sah er zurück auf seine Liebe und seine Erfahrungen in der lieblichen Neckarstadt. Eine tiefe Traurigkeit edler Art erfüllte ihn, und er sah mit innerem Schauer in ein neues Land hinein, wo irdische Gedanken eitel erschienen. In seinem Gedächtnis tauchte

wieder und wieder mit unvertilgbarem Nachdruck der Wunsch des leidenden Helden auf:

Hades, lieblicher Gott, du Bruder des hohen Kroniden,
Wiege mich, wiege mich freundlich in Schlaf und führe mich gnädig
Rasch auf Schwingen des Todes hinweg aus Qualen und Drangsal!

Er nahm einen ruhigen freundlichen Abschied von ihr wie von der jungen Schauspielerin und ließ beide Mädchen in zwar verschiedenen, aber doch für beide tief schmerzlichen Gefühlen zurück.

Überrascht las sein Freund Adolf Schaible das kurze Lebewohl, welches Ephraim ihm gesandt. Er rückte an seinem Cereviskäppchen, trank an diesem Abend einige Seidel mehr als sonst und dachte bei sich: Wie das Kerlchen doch vom Teufel geritten wird.

Achtzehntes Kapitel.

Im Hafen.

Drum kann die Seligkeit auf Erden nicht bestehn,
Weil hier die Seligen so viel Unsel'ge sehn.
Und der Gedanke nur giebt Seligkeit auf Erden,
Daß die Unseligen auch sollen selig werden.
Wer dieses weiß, der trägt mit Eifer bei sein Teil
Zum allgemeinen, wie zum eignen Seelenheil.
Gott aber weiß den Weg zu aller Heil allein;
Drum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's sein.

In seiner Eltern Haus kehrte Ephraim als ein müder Wandrer zurück. Sein Gesicht war bleich, fieberhaft rollte ihm das Blut in den Adern, und krankhaft glänzten seine dunkeln Augen, als er seine Mutter und seinen Vater nach langer Trennung umarmte. Sein Anblick erfüllte ihre Herzen, die voll Kummer waren über das Verschwinden des Ältesten, mit neuer Sorge und Aufregung. Ganz aufrichtig erzählte er dem Vater zu einsamer Stunde in dessen stillem Studirzimmer seine Erlebnisse in Heidelberg. Amare et sapere vix deo conceditur, sagte er

mit schwermütigem Lächeln, als der alte Gelehrte ihn mit tiefem Mitleid betrachtete. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft erhob er sich nicht mehr von seinem Lager. Es fehlten ihm die Kräfte, tiefe Ermattung schlich lähmend durch seine Glieder, und sein Blick hatte einen gleichsam überirdischen Schimmer, der an ein Licht gemahnte, welches nicht mehr im Diesseits strahlt. Doch es sprach eine rührende Ergebung aus den blassen Zügen, und freundlich nickte er dem Arzte zu, der, von den besorgten Eltern gerufen, mit bedenklichem Gesicht an seinem Bette stand.

Es wird wohl kein Mittel geben, lieber Doktor, sagte er, das dem Leibe eine Kraft einflößen könnte, die nicht aus dem eignen Leben quillt. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, daß jene Nacht mit ihrem Thau und kalten Wind seine von Aufregung gehetzte, zarte Konstitution überwältigt und daß ihr scharfer Hauch die flackernde Flamme seines Lebenslichtes dem Erlöschen nahe gebracht habe.

War die Mutter mehr um Alfons besorgt, so war es der Vater mehr um Ephraim, seinen Liebling, der seinem Geiste am nächsten stand. Er hatte von dessen früher Jugend an beobachtet, wie der lebhafte und tief empfindende Sinn des Kindes dessen Körper zu stark in Mitleidenschaft zog und für sich allein Kräfte in Anspruch nahm, die doch auch dem Erblühen und der Er-

haltung des Leibes dienen sollten. In dieser Einsicht hatte er das Studiren des Sohnes möglichst beschränken wollen und hatte ihn ermahnt, in dem schönen Heidelberg sich mehr der Natur als den Büchern zu widmen. Nun mußte er sehen, wie machtlos menschliche Berechnung ist, und er sah mit trüben Ahnungen die Verheerung vor sich, welche die Erfahrungen des Lebens in dem vom Denken ermüdeten Nervensystem angerichtet hatten.

Wunderbarer Weise jedoch ward mit jedem Fortschritt, den die Krankheit machte, und der sich in zunehmender Schwäche zeigte, das Gemüt Ephraims immer reiner, klarer und heiterer. Mit einem feierlichen Gefühl der Wunder der Schöpfung, mit einer Teilnahme, die zwischen Trauer und Freude mitten inne stand, sah der Vater eine himmlische Sanftmut und Zufriedenheit, ja den Ausdruck stillen Glücks sich immer beständiger auf den blassen Zügen des Liegenden ausprägen, gleich als blickte die der Befreiung nahe Psyche mit Freuden dem Jenseits entgegen. Diese Heiterkeit verließ den Kranken nicht mehr seit dem Tage, an welchem er die Nachricht erhielt, daß sein verwundeter Gegner außer Gefahr sei und binnen kurzem in seine Garnison zurückkehren werde.

Eine andre Nachricht, die zur selben Zeit im Stahlhardtschen Hause einlief, ward Ephraim sorgfältig ver-

schwiegen: es war die Trauerkunde vom Ende, welches Alfons genommen hatte. Tagelang ließ sich Frau Clara in ihrem überwältigenden Schmerz nicht am Krankenlager sehen.

Ephraims geistige Regsamkeit hielt gleichen Schritt und nahm zu mit der Ruhe seiner Seele und der Schwäche seines Körpers, so daß er, gegen den Wunsch des Vaters, täglich stundenlang in wissenschaftliche Arbeit oder in ernste Gespräche sich vertiefte. Wollte er den Sohn nicht betrüben, so mußte Dr. Stahlhardt in ernster Weise auf dessen Fragen und Erörterungen eingehen, und so verwandelte sich das Krankenzimmer, in welchem der Vater zur besseren Pflege sein eignes Lager hatte aufschlagen lassen, oft in den Schauplatz philosophischer Disputation. Nur sah der Vater zu seiner Verwunderung sich selbst immer mehr zum Schüler, Ephraim aber zum Lehrer werden und vernahm vom Sohne Aufschlüsse in dunkeln Punkten der eignen Wahrnehmungen, die ihn mächtig zum Denken anregten.

Die Gespräche drehten sich besonders um das phrenologische Werk Dr. Stahlhardts, welches Ephraim lebhaft interessirte.

Mein Buch hat wenig Erfolg gehabt, ja ich kann wohl sagen, es hat kaum die Aufmerksamkeit erregt, sagte jener eines Tages. Die Gelehrten beschäftigen sich mit Anatomie, mit Physiologie, mit Anthropologie, mit allen

möglichen Einzelstudien, aus denen sie viel Wesens machen und die sie Wissenschaften nennen. Nur wenige aber lassen sich auf die Philosophie ein, der doch schließlich alle Einzelstudien dienen müssen. So wollen auch nur wenige die Bedeutung der Phrenologie als Naturwissenschaft des menschlichen Geistes und damit als echte Philosophie einsehen.

Wundert dich das, mein Vater? fragte Ephraim lächelnd. Als die Freier der Penelope die Königin selber unzugänglich fanden, da wandten sie den Dienerinnen, die willfähriger waren, ihre Liebesbeweise zu. So machen es auch gemeiniglich die Gelehrten, wenn sie ihre Spezialfächer für etwas wichtiges halten, und nicht ihr Wille ist es, daß die Wahrheit ihnen verschlossen bleibt.

Ich möchte dir da aus meinen phrenologischen Erfahrungen noch eine kleine Geschichte erzählen, warf der Vater ein, indem er bestrebt war, von angreifendem Gespräch abzulenken. Ich besuche zuweilen die naturwissenschaftliche Gesellschaft, der unser Arzt angehört, und war vor einigen Wochen mit ihm zusammen dort. Er hielt einen Vortrag materialistischer Tendenz, wie er der in der Gesellschaft herrschenden Richtung entsprach. Doch ist sein Kopf hoch gewölbt, so daß sein Haar, wie du vielleicht bemerkt hast, sich in der Mitte scheitelt, und es kam mir deshalb so vor, als stimmte

er nur aus Scheu für ungebildet zu gelten jener Richtung zu. Ich wollte ihn auf die Probe stellen, und auf dem Wege nach Hause, als wir beiden allein waren, blieb ich stehen, legte meine Hand auf seinen Arm und sagte: Sie haben heute sehr hübsch gesprochen, lieber Doktor, aber ich für meine Person kann mich von der Überzeugung nicht losmachen, daß es doch einen Gott giebt. Da sah er mich mit freudigem Blicke an, und mit tiefem Aufatmen, gleich als fiele ein Stein von seinem Herzen, antwortete er: Ja, Sie haben Recht, es giebt einen Gott, das glaube ich auch aus tiefster Seele.

Das bringt mich auf mancherlei Gedanken, sagte Ephraim nach einer Pause. Unter anderm fällt mir das Bildnis Kants ein. Sein Kopf ist das Gegenstück zu dem des Doktors, die Stirn mächtig entwickelt, der Oberkopf flach. Was wirst du daraus schließen, daß der eine Mensch mit völliger Gewißheit das Dasein Gottes fühlt, während der andre den vollendeten Beweis führt, daß der Begriff eines Gottes jenseits der Sphäre unsrer Vernunft liegt?

Daraus kann ich zunächst nur schließen, daß verschiedenen Organen unseres Geistes verschiedene Aufgaben obliegen.

Aber in Bezug auf die Erkenntnis Gottes, wie schließest du da? Unsre Materialisten und Idealisten

kommen mir angesichts dieser phrenologischen Thatsache wie Clowns vor, die mit hölzernen Schwertern fechten.

O o, mein Kind, du gehst scharf vor, sagte der Alte. Bedenke, daß doch immer einem jeden ein jedes Organ eigen und nur dessen Stärke verschieden ist. Wenn einem Menschen ein einziges Organ ganz fehlte, so würde er kein Mensch sein. Allen ist uns die Verehrung Gottes angeboren, und daß ein Organ dafür existirt, ist der Beweis für das Dasein Gottes, der einzige Beweis, den es giebt. Wie die Magnetnadel anzeigt, daß es einen Nordpol geben muß, so zeigt dieses Organ den Schöpfer an. Nur ist es einem jeden in verschiedenem Maße eigen, und ein jeder sieht Gott in seiner Weise.

Gut. Aber ist es nicht ein Schauspiel göttlichen Humors, alle diese Marionetten sich bewegen zu sehen, wie sie nichts von dem Draht wissen, der sie lenkt, und wie sie unter einander streiten, ob außer ihnen noch eine Intelligenz sei?

Wenn nicht etwa, sagte der Vater, die Gottheit selber sich in allen diesen Marionetten spiegelt und mit deren Augen und Köpfen sich selber betrachtet.

Ephraim schwieg eine Weile und sagte dann: Es scheint mir da ein Punkt in deinem System zu sein, der noch der näheren Bestimmung bedarf. Du hast den Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht genügend festgestellt. Es ist der Ortssinn, der die Wandertaube

über die Wälder und Prärien hin, den Storch und die Schwalbe vom norddeutschen Strohdach in das ägyptische Land führt, derselbe Trieb, der den arabischen Reiter und den braunen Indianer fehllos leitet. Es sind Mut und Stolz, die das Roß wie den Ritter im Drange der Schlacht das Haupt erheben lassen. Es ist die Vorsicht, die die Gemsenherde Wachtposten ausstellen läßt gleich einer Truppe im Felde. Treue läßt den Hund seinem Herrn und den Krieger seinem Häuptling folgen. Es ist die Geschlechtsliebe, die beim Tiere wie beim Menschen Männchen und Weibchen zusammenführt und die Kleinen verteidigt. Der Nahrungstrieb, der das Reh zur Weide und zum Wasser führt, treibt auch den Menschen zur Arbeit um das tägliche Brot an. Es ist der Kunstsinn, der den Vogel sein Nest, den Biber seine Höhle und den Menschen seinen Palast bauen macht, es ist die Schlauheit, die den Fuchs erfüllt und einen Hannibal gefürchtet machte. Erwerbssinn und Eigentumsgefühl sind es, die dem Hamster seinen Bau mit Korn, wie dem Kaufmann seine Speicher mit Waaren füllen, die das Weidevieh seine Futterplätze wie den Grundbesitzer seine Heimat verteidigen lassen; und nichts andres als eine Sprache ist es, was die Schwärme der Bienen und Ameisen, was die Züge der Kraniche und wilden Gänse, was die Verteilung des Weidegrunds unter den Heerden der Büffel, Antilopen

und Hirsche leitet, wie sie auch zwischen den Völkern der Menschen Verständnis, Mitteilung, gemeinsames Handeln und Ordnung zu Wege brachte. Willst du als Phrenologe etwa die Art der Sophisten annehmen, indem du mit Worten unterscheidest, was dem Wesen nach dasselbe ist? Oder kannst du mir sagen: Wenn die Gottheit sich selbst mit den Köpfen der Menschen betrachtet, warum nicht auch mit den Köpfen der Tiere?

Gewiß betrachtet sie sich auch mit diesen, aber nur hinsichtlich ihrer geringeren Eigenschaften, antwortete der Alte zögernd. Das liegt darin ausgedrückt, daß die Phrenologie den Tieren die höheren Denkkräfte nicht zuerkennt, zum Unterschiede zwischen ihnen und den Menschen. Darum bleibt das Tier immer dasselbe, der Mensch aber lernt.

Was lernt er? Lernt er auch die Tugend?

Ich war bis jetzt der Überzeugung, daß er sie nicht lerne, sagte der Alte nachdenklich, aber es könnte wohl sein, daß ich das letzte Wort noch nicht gehört hätte.

Ach! rief Ephraim seufzend, wer kennt die Geheimnisse der Gottheit? Wer sind die Bakchen? Ich denke, du irrst, wenn du meinst, das Tier lerne nicht. Es lernt als Individuum, und nur die Gattung bleibt dieselbe. Mit dem Menschen ist es aber bis jetzt nicht anders gewesen. So lange unsre Organe dieselben sind, so lange muß notwendigerweise unsre Gattung dieselbe

bleiben. Auch sehen wir innerhalb der historischen Zeit nicht, daß das Menschengeschlecht sich in sittlicher Hinsicht entwickelt hätte. Wenn wir gelernt hätten, so müßten doch wohl die Vorschriften der großen Lehrer der Menschheit, eines Pythagoras, eines Sokrates, eines Buddha, und in höchster entscheidender Instanz die Lehre Christi selber jetzt veraltet sein. Wenn wir gelernt hätten, so müßten doch nun wohl höhere Anforderungen an uns zu stellen sein. Aber im Gegenteil erscheint jene Lehre noch immer als die höchste und als unerfüllbar. Wenn wir gelernt hätten, so müßte doch wohl unsre Sprache reicher und ausgebildeter sein, als die der Alten. Und doch habe ich noch nie jemanden behaupten hören, die modernen europäischen Sprachen seien der griechischen oder auch nur der lateinischen überlegen an Vielfältigkeit des Ausdrucks und Feinheit der Gliederung. Wenn wir heute geistig höher ständen als vor zwei- oder dreitausend Jahren, so müßten uns doch wohl die Gesänge Homers, die Dramen des Sophokles, die Oden des Horaz, die Reden des Demosthenes als kindisches Geschwätz erscheinen. Aber im Gegenteil erfreuen sich daran gerade unsre gebildetsten Geister. Soll ich dir aber sagen, wie ich denke? Es steht mit dem Menschen folgendermaßen: Die Vervollkommnung unsers Geschlechts muß mit Notwendigkeit erfolgen, denn die Gottheit, welche sich selbst mit den Organen unsers Gehirns er-

kennt, bleibt auf ihrem Wege nicht stehen. Unsre Organe werden sich veredeln, und darin wird unsre Entwicklung liegen. Nur müssen wir nicht die Frucht pflücken wollen, ehe der Baum, der sie tragen soll, Wurzel gefaßt hat. Wir müssen die Lehre unsers Meisters ernsthaft nehmen. Christus, gleich allen großen Lehrern der Menschheit, die vor ihm kamen, machte den Gehorsam gegen die Gesetze unsrer Natur zur Bedingung unsrer Seligkeit, und das haben wir, zweitausend Jahre fast nachdem er es aussprach, noch nicht begriffen. Oder glaubst du auch, daß sich Gott durch ihn offenbarte, um sein eignes edelstes Werk auf Erden, die menschliche Bildung, für ein seiner Natur nach verfehltes zu erklären? Denkst du nun, daß es den Gesetzen unsrer Natur entspricht, uns von lebendigen Geschöpfen zu nähren, die uns so ähnlich sind, daß es dir schwer fällt, einen durchgreifenden Unterschied zwischen ihnen und uns festzustellen? Der scharfsinnige Schopenhauer vermeinte seine Klarheit auf Kants Tiefe zu werfen, Kant selbst verglich den göttlichen Platon mit einer Taube, die, des leichten Flügelschlags in der Atmosphäre sich freuend, über ihre Kräfte hinaus in den luftleeren Raum sich wage. Hätten sie doch beide bedacht, was Platon gleich allen, die wir Bakchen nennen dürfen, wohl wußte und lehrte, daß nämlich erst die Pflanzenspeise den Menschen zum Menschen macht, daß sie allein unsrer Natur entspricht und sie allein die

Organe unsers Gehirns zu rechtem Denken, wie alle Organe unsers Leibes zu rechter Arbeit fähig macht. Wem diese Einsicht lebendig geworden ist, dem wird offenbar, daß die echte Wissenschaft, welche nichts andres ist als die wahrhaftige Frömmigkeit, eine Frucht ist, die nur auf dem Baume der naturgemäßen Lebensweise erwachsen kann.

Wer hat dir das gelehrt, mein Sohn?

Diese schwere Krankheit, antwortete Ephraim, welche im Begriffe steht, mich von dem Fluche zu befreien, der den Prometheus traf und mit ihm sein ganzes Geschlecht, von dem Fluche, den die Kirche Erbsünde nennt, ohne zu wissen, was sie lehrt.

Erschöpft sank der Jüngling in die Kissen zurück, und der Vater, nachdenklich den Blick zu den wandernden Wolken gerichtet, wie er zu thun pflegte, wenn er sann, störte seine Ruhe nicht.

Doch am Tage darauf, als die früh untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in das stille Gemach warf, nahm Ephraim das Gespräch von neuem auf.

Mein Vater, sagte er, erscheint dir nicht auch die äußere Anordnung unsrer Organe als bedeutungsvoll für den geistigen Gehalt ihrer selbst und im Zusammenhange mit der ganzen Schöpfung?

Der Vater sah mit innigem Kummer die glänzenden Augen, das durchsichtige Antlitz und die magern Hände des kranken Sohnes.

Du solltest dich nicht mit diesen schwierigen Fragen quälen, mein armes Kind, entgegnete er. Du bist so schwach und strengst dich zu sehr an.

Wie? Ist Euenos kein Philosoph? fragte Ephraim lächelnd.

Philosoph wohl, aber auch Vater, entgegnete der Alte.

Laß doch sehen, was ein Philosoph ist, sagte Ephraim. Ist das Philosophiren wohl etwas andres als das Nachdenken über den Tod? Und könnte dem, welcher recht nachdenkt, der Tod wohl anders als freundlich erscheinen? Euripides sagt: Wer weiß, ob nicht das Leben nur ein Sterben ist, das Sterben aber Leben? Du meinst, ich beschleunigte meine nahe Auflösung, ich aber wiederhole mir mit Freuden die Worte deines alten Freundes Sokrates: Die Schwäne, wenn sie fühlen, daß sie sterben müssen, singen, frohlockend, daß sie zu dem Gotte von hinnen gehen, in dessen Dienst sie stehen. Die Menschen aber, in ihrer Furcht vor dem Tode, lügen auch über die Schwäne und sagen, den Tod beklagend sängen sie aus Leid, und bedenken nicht, daß kein Vogel singt, wenn er hungert oder friert oder in Furcht ist. Aber nicht von Leid betroffen singen die Schwäne, sondern als dem Apollo geweiht, denke ich, sind sie seherkräftig, und die Güter im Hades vorauserkennend singen sie und vergnügen sich. Ich aber denke ein Dienstgenosse der Schwäne zu sein und demselben Gotte geweiht und nicht minder als

sie die Seherkunst von dem Gebieter zu haben und nicht mißmutiger als sie vom Leben mich zu trennen.

Der Vater nickte mit dem Kopfe und drückte ihm die Hand. Thränen kamen ihm in die Augen, die doch so viel Leid und Not unbewegt gesehen hatten.

Siehst du, lieber Vater, fuhr Ephraim fort, es scheint mir beachtenswert zu sein, daß die Organe, mit welchen wir unmittelbar Gott empfinden, leiblich über den andern liegend angeordnet sind. Jesus nannte diejenigen selig, welche nicht sehen und doch glauben. Mich dünkt, er hat damit die Menschen gemeint, welche nicht auf dem Wege des Verstandes, sondern mit dem Gefühl das Rechte ergreifen, das heißt, wenn wir phrenologisch sprechen wollen, diejenigen, bei welchen die Organe der Liebe zu Gott und den Menschen vorwiegend entwickelt sind. Meinst du nicht auch, daß diese die edelsten sind?

Wenn ich bedenke, sagte der Vater, daß allerdings die größten und segensreichsten Thaten der Menschen dem Enthusiasmus ihren Ursprung verdanken, und daß es nicht die berechnende Klugheit, sondern die aufopfernde Hingabe an die Idee und die Begeisterung für das Schöne sind, welche die Geschicke der Völker leiten, so muß ich dir wohl zustimmen. Es ist ganz richtig, daß die Organe, welche diesen Eigenschaften entsprechen, zu oberst liegen.

Es ist mir dadurch ein Gedanke gekommen, der dir vielleicht phantastisch klingen wird, der für mich aber

die Kraft der deutlichen Anschauung hat, sagte Ephraim. Ich sehe unsre Erde, das Sonnenkind, nach dem Lichte der Mutter dürstend und von ihrem Lichte lebend, im Kreislauf um die Sonne spielen. Durch den Weltraum mit geneigter Axe dahinrollend, ist sie immer bestrebt, die Strahlen der Mutter allen Teilen ihres Riesenleibes in größter Fülle zuzuwenden, und die Gottheit ordnete ihr des Lichtes halber ihre feinsten Organe nicht im Innern, sondern auf der Oberfläche an. Ihre Pflanzen, ihre Tiere, ihre Menschen, das sind ihre feinsten Organe, und ich sehe, wie sie vom Lichte leben. Wie sich die Erde der Sonne zukehrt im Rundtanz, erwachen sie zum Leben, und wie sie sich abkehrt und das Dunkel sie umhüllt, schlafen sie ein. Unter diesen feinsten Organen der Erde aber sind die Menschen wiederum das edelste von allen. Entsinnst du dich des Bildes der Daphne, wie sie, mit den Füßen festwurzelnd, die in Zweige sich verwandelnden Hände gen Himmel streckt? Der Künstler hat wohl bei Darstellung dieser Menschenpflanze den ahnungsvollen Blick in die Geheimnisse der Schöpfung versenkt, denn er scheint jenen Baum abzubilden, den das Nervengeflecht darstellt, indem das Rückenmark den Stamm, das Gehirn die Krone mit ihren Blüten und Früchten, die Nerven aber die Wurzeln und Zweige vorstellen. Und ich denke, daß ja wohl auch unsre Oberfläche, nämlich unsre Haut, bedeutungsvoll

für unsre Bildung ist als das allgemeine Ganglion der zu Stamm und Krone leitenden Nerven, welches, von Licht und Luft genährt, das Gehirn mit seiner feinsten Speise versorgt. So ist denn das menschliche Gehirn die Krone der irdischen Schöpfung, und im Einklang mit der Bildung der Erde tragen wir wiederum dieses edelste Organ der Sonne am nächsten, so daß gleichsam auf den Köpfen ihrer Menschen die Erde auf ihrer himmlischen Bahn rollt, mit deren Gehirn am stärksten teilnehmend an der Liebe ihrer Mutter, der Sonne, und aller Gestirne. In dem menschlichen Gehirn aber wiederum sind die Organe der edelsten Fähigkeiten zu oberst geordnet, so daß auch in der äußern Bildung, dem innern Gesetz gemäß, die Harmonie des Ganzen erkennbar ist, und das Bewußtsein der Gottheit, das heißt die Religion, auch dem Auge erkennbar das Band bildet, welches irdisches und überirdisches Leben mit einander verknüpft, unten an die Erde, oben an den Himmel gebunden.

Was meinst du, mein Vater, redet nicht die Gottheit eine verständliche Sprache? Ich sollte denken, daß sie sich klar ausdrückte in den Gesetzen der Natur, und daß ihr Wort für uns Menschen in den Gesetzen unsrer Natur deutlich vorgeschrieben wäre. Darum ist wohl, was wir Liebe nennen, Liebe zu Gott und den gleichen Geschöpfen, die mit uns in derselben Mutter Erde

wurzeln, nichts andres als der willige Gehorsam gegen die Vorschriften unsrer Natur. Liebe nennen wir ihn bei den Menschen auf der Erde, Schwerkraft nennen wir ihn bei den Gestirnen im Himmel. Es ist der Gehorsam gegen die Gesetze seiner Natur, welche den Menschen selig macht, und das ist es, was die Thyrsosträger nur zu ahnen vermögen, gleich den Leuten in nächtlicher Dämmerung, was die Bakchen aber wissen und befolgen. Denn so wie die Sonne nicht nur die Sichtbarkeit der durch das Auge erkennbaren Dinge bewirkt, sondern auch deren Werden und Wachsen, so verleiht die Gottheit nicht nur die Erkenntnis der durch die Vernunft zu erfassenden Dinge, sondern diesen selbst das Wesen und die Wirklichkeit.

* *
*

Die Sonne ging unter, und mit ihrem letzten Licht schien sie das Leben des totkranken Jünglings hinwegzunehmen. Eine friedliche Ruhe löste den bewegten geistigen Ausdruck seiner Züge auf, und, die Hände seiner Eltern mit einem letzten schwachen Druck erfassend, lächelte er ihnen zu, und es erstarb sein Atem mit einem leichten Seufzer.

Schluß.

Als die Nachricht von Ephraims Tode zu den befreundeten Kreisen in Heidelberg gelangte, entlockte sie den Augen der jungen Schauspielerin und den Augen Flörchens heiße Thränen. Während aber die erstere für immer ein schmerzliches Andenken an den ideal gesinnten Freund zu bewahren bestimmt war, tröstete sich Flörchen mit großer Schnelligkeit. Sie wandte schon sehr kurze Zeit nachher ihre Liebe einem andern Studenten zu, einem vornehmen Jüngling aus Kurland, der bei den Saxoborussen eine der besten Klingen führte, einem schlank gewachsenen, braunlockigen, etwas blasirten und etwas verschwenderischen Herrn mit ausländischem Accent, der Flörchens Reize sowohl bei winterlichen Schlittenfahrten als auch später unter Rosenlauben zu schätzen wußte. Aber auch diese Liebe war nicht von Bestand. Der Kurländer ging im nächsten Herbst schon nach

Berlin, und Flörchen begann sich nach einem solideren Freunde umzusehen. Ihr prachtvolles Haar und ihre strahlenden Augen dienen jedem Gartenkonzert und jedem Ball innerhalb ihrer Gesellschaftskreise zur Zierde, sie scheinen so notwendig zum Schmucke Heidelberger Feste zu gehören wie Musik, Blumen und funkelnder Wein; aber man fürchtet in der Familie, daß es immer so bleiben wird, denn die jungen Männer mit Heiratsgedanken zeigen ein bedenkliches Gedächtnis für den blassen Ephraim und die elegante Klinge der Saxoborussen und finden das goldige Haar und die blauen Augen zu glänzend für die von ihnen ersehnte Häuslichkeit.

Adolf Schaible lächelt zu dem allen, wenn er überhaupt seine Beachtung den Familienangelegenheiten zuwendet. Er hat sein Examen gemacht, steht auf der ersten Stufe zum Justizminister und beginnt ein Bäuchlein anzusetzen. Er spielt die Nibelungentetralogie aus dem Kopfe und trinkt selbst ältere Beamte der großherzoglichen Verwaltung unter den Tisch.

Frau von Blankendorff erholte sich nicht wieder von dem Schlage, den sie im Pfarrhause von Kürbisdorf erhalten hatte. Es war ihr schlimmer geschehen, als wenn sie gestorben wäre. Diese Frau voll Leidenschaft und Elastizität war von jener Stunde an, wo ihre Tochter sich von ihr wandte, willenlos und schwer-

fällig. Sie ward in wenig Wochen eine Greisin, und wenn sie auch noch mechanisch eine elegante Toilette zu machen imstande war, so verschwand doch die frühere unnachahmliche Grazie ihrer Bewegungen, und ihre Lebenskraft siechte bis auf einen ärmlichen Rest dahin, eben genug, um sie nicht in das trostbringende Grab sinken zu lassen. Der harte Egoist, an den das Geschick und die eigne Schuld sie gefesselt hatten, und der in seinem engen Kopfe niemals andre Interessen als die eignen Wohlergehens und der Eitelkeit beherbergte, sah gar bald in der gebrochenen Frau eine unerträgliche Last und wußte sich ihrer zu entledigen. So schützte nur das Mitleid entfernter Verwandten sie vor dem Äußersten. Sie fand Aufnahme auf dem Rittergute eines Vetters im dritten Grade, der sie dereinst einmal geliebt hatte, und dort muß sie sich, geduldet unter dem Namen einer Gesellschaftsdame, die Launen der Hausfrau gefallen lassen. Sie hat ein schweres Loos. Die Cousine, welche ihr Aufnahme gewährt hat, leidet an den Nerven und rächt sich für eine ihr vor fünfunddreißig Jahren von Lilli zugefügte Beleidigung durch Wohlthaten. Wäre Lilli nicht durch ihr Schicksal völlig gebrochen, so würde sie dies Dasein nicht ertragen können, so aber ist ihr Leben ein seelenloses. Still und doch ohne Ruhe, teilnahmlos für die Welt, schleicht sie durch die großen Gemächer dahin und besucht regelmäßig die

Kirche, das Ätherfläschchen, die Chininpulver oder die Chloralkrystalle der kränklichen und hochmütigen Cousine tragend, und gleich einem Gespenste, gleich einem Schatten ihrer selbst verbringt sie die letzten Jahre ihrer irdischen Existenz.

Eduard und Betty erreichten glücklich Neapel und fanden den Fürsten von Pallavicini voll Genugthuung über Eduards Ankunft und voll Bauplänen, so daß sich sofort eine umfassende Thätigkeit für den Architekten eröffnete. Das Paar ist selig, denn sie sind beide für einander geschaffen und in Liebe eins; dazu noch sind sie beide wenig abhängig von solchen Dingen, mit denen viele andre Menschen sich das Leben selbst schwer machen. Das Haus, worin sie wohnen, und das Mobiliar in demselben würde der klugen Sylvia freilich nur im Bilde und vom Gesichtspunkte des Romantischen aus zusagen. Die große kühle Halle, worin Eduard zeichnet, hat einen steinernen Fußboden, und in Bettys Salon fliegen nicht selten Schwalben ein und aus. Die Draperien vor den Fenstern sind Weinranken und Rosen, die Teppiche sind aus Stroh geflochten, die Gesellschaft, deren Füße darauf wandeln, verachtet den Zwang des Zeremoniells nebliger und kalter Länder. Aber es sind Leute, die nur deshalb kommen, weil sie Vergnügen daran finden. Betty und Eduard sind selig, und das Leben zieht ihnen dahin wie ein heiterer Traum. Sie haben keinen Wunsch als

den, daß der Traum nie enden möge. Wenn Eduard im Glanze eines italienischen Morgens den kleinen Engel auf Bettys Schoße sieht, den reizenden Knaben, der ihm so ähnlich sieht, dann glaubt er an Geistesschwung Rafael gleichzukommen, da er die Madonna mit dem Jesuskinde malte.

Auch Sylvia geht es gut, in ihrer Weise. Sie hat sich mit einem Wirklichen Geheimen Legationsrat von Adel vermählt und hofft es mit der Zeit durchzusetzen, Exzellenz zu werden. Weder der geistreiche Salon noch das Boudoir in der modernsten Farbe haben sich als trügerische Hoffnungen erwiesen. Ihre Gesellschaft ist die beste, ihre Diners genießen allgemeine Hochachtung, und ihre Soireen sind tonangebend. Ihr Vermögen verwaltet sie selbst, und die Papiere, welche sie kauft, pflegen in die Höhe zu gehen. Kinder hat sie nicht. Zuweilen läßt sie nachdenklich den Blick auf ihrem Gemahl haften und fragt sich, wie es möglich sei, daß manche Dichter so exaltirte Schilderungen von der Liebe machten. Ihr Gemahl ist mitunter etwas gereizter Stimmung und schiebt die Schuld daran auf die zweideutige Haltung der russischen Regierung oder die Schwäche des Kabinets von St. James. Er hat eine Neigung zum Rheumatismus und für ausgesuchte Weine, er besucht Ragatz und interessirt sich für Wetterkunde. Sylvia ist nicht immer seiner Meinung, hat aber die Genugthuung,

zuletzt immer Recht zu behalten. Im ganzen ist sie glücklich. Sie versteht die Welt, und die Welt versteht sie, jene Welt, welche sich mit Titeln, mit Orden, mit Ehren, mit feinen Weinen und Zigarren, schwer verdaulichen Soupers, eleganten Möbeln und Toiletten zu entschädigen sucht für den Mangel an den wahren Gütern des Lebens.

Glücklich sind auch Graf Victor und Gräfin Hyazinth in ihrer innigen Liebe zu einander. Als das schöne stolze Paar zum erstenmale nach der Hochzeit das Stammschloß der Hüningen besuchte, um der Einweihung des Marmordenkmals beizuwohnen, das nach Testamentsbestimmung des alten Bankiers dem unglücklich zu Tode gekommenen Amadeus, seinem heißgeliebten Sohne, errichtet worden war, da mußte der Zuschauer wohl wünschen, daß die abgeschiedenen Seelen nicht die Fähigkeit haben möchten, irdische Dinge zu sehen und irdischer Dinge Gedächtnis zu bewahren. Der Graf hat jetzt seine Garnison in Potsdam und ist Major bei einem der dort stehenden Gardekavallerieregimenter. Er hat ausgezeichnet schöne Pferde, und bei den Korsofahrten pflegt sein Gespann allgemeines Aufsehen zu erregen. Oder ist es mehr die reizend schöne Erscheinung Hyazinthens, neben dem Grafen auf hohem Sitze thronend, welche die Blicke des Publikums nach dem Wagen des Grafen von Falkenfels zieht?

Der Prinz von Parolignac dagegen ist nicht sehr glücklich. Er denkt oft darüber nach, warum er wohl schwermütig ist, aber kann den Grund nicht finden und ist deshalb auch nicht imstande, seine Lage zu verbessern. Er hat eine Forschungsreise nach dem Nordpol mitgemacht und ist dabei sechs Wochen lang in einem Boot zwischen Eisfeldern an der Küste von Spitzbergen umhergetrieben worden, in einer so ungünstigen Lage, daß er sich niemals hat gerade ausstrecken können. Als er nach seiner Rückkehr dem Grafen Falkenfels über diese Expedition berichtete, da meinte der Graf, es müsse doch eine schreckliche Strapaze sein, sechs Wochen lang zwischen Kisten, Netzen und Gewehren in einem Boot eingekeilt bei Spitzbergen umherzuschwimmen, ohne sich auch nur gerade ausstrecken zu können. Aber der Prinz zuckte die Achseln. Das Boot war etwas zu kurz, mein lieber Victor, sagte er, aber was sind solche Unbequemlichkeiten gegen das fürchterliche Einerlei des Lebens in Paris! Er behauptet dem Grafen Victor gegenüber, er habe zu viel Geld und das verderbe ihm die Laune. Es muß in allen Dingen Maß herrschen, mein lieber Victor, sagt er, und ein Vermögen, welches allen Ansprüchen des Besitzers genügt, ist erfreulich. Aber so viele Millionen, wie ich durch meine Ehe mit der armen Chepa bekommen habe, sind lästig. Für einen alten Juden mag ein solcher Reichtum gut sein, aber

für einen Edelmann, der an ein hartes Leben gewöhnt ist und eigentlich nur an der Jagd Geschmack findet, für den taugt er nicht. Nun habe ich nicht allein die Sorge der Verwaltung und muß beständig im Kurszettel lesen, sondern ich zerbreche mir auch stets den Kopf, wie ich es wohl am besten einrichte, um das Geld recht zu genießen. Ich dächte, dem wäre leicht abzuhelfen, entgegnete der Graf. Schenk das Geld doch milden Stiftungen. O ja, versetzte der Prinz, wenn ich dazu nur Lust hätte. Aber ich merke, daß der Reichtum etwas korrumpirendes hat. Er verhärtet das Herz und hat etwas pechartiges, so daß es schwer wird, sich freiwillig von ihm zu trennen.

Der Graf von Falkenfels glaubt nicht, daß der Reichtum wirklich die Ursache von des Prinzen schlechter Laune sei, und er äußerte nach dem letzten Besuche des Prinzen in Potsdam zu seiner Gemahlin, indem er dabei lächelte: Meriadec möchte wieder heiraten, hat aber nicht den Mut dazu.

Hyazinth schüttelt den Kopf, wendet die Vergißmeinnicht-Augen der Wiege zu, worin ihr zweites Söhnchen schlummert, und vergißt den Prinzen und die ganze Welt.

Den arabischen Dolmetscher will man in London wiedergesehen haben. Ein Sekretär der türkischen Botschaft daselbst, der ehedem in Berlin war, erzählte dem

Prinzen von Parolignac, er habe Saïd-Medjid im Gefolge des Sultans von Zanzibar im Drawing Room der Königin getroffen, wo er in Nationalkostüm und mit jenem Stein des Anstoßes, dem Korallenhalsband, um den Hals, aufgetreten sei. Der Prinz ward nachdenklich und hatte einige Augenblicke lang Neigung, den Araber aufzusuchen, gab diesen Plan jedoch auf, als er hörte, Saïd-Medjid sei nach Zanzibar zurückgekehrt, und begab sich nach Biarritz ins Seebad.

Im Stahlhardtschen Hause herrschte lange Zeit Trauer. Der Verlust der beiden ältesten Söhne kann von den Eltern niemals vergessen werden. Doch bemühen sie sich, durch die sorgfältigste Erziehung der jüngeren Kinder nach Möglichkeit solche Ursachen abzuwenden, wie sie den älteren verderblich wurden. Frau Clara allerdings kann sich nicht überzeugen, daß der Ehrgeiz etwas gefährliches sein sollte; sie hofft noch immer, daß dereinst die Anerkennung der Welt den Arbeiten ihres Mannes zu Teil werden wird und daß ihre Kinder zu angesehenen Stellungen kommen werden. Das Problem, wie sich innerer Wert mit dem Beifall der Menge vertrage, beschäftigt sie nach wie vor. Doch die in siebenfachem Feuer geläuterte Seele des alten Doktors ist allein auf die Wahrheit gerichtet. Er arbeitet in den Ideen weiter, die er von seinem Sohn Ephraim empfangen hat und die sich seinen eignen

Forschungen harmonisch anschließen. Oft, wenn er lange allein war in seinem Studirzimmer, ist es ihm, als unterhalte er sich noch mit dem Kinde, dessen Seele zu mächtig ward für seinen Leib, und er ist froh in dem Gefühle der Unsterblichkeit. Seine Gedanken legt er, contentus paucis lectoribus, in Werken nieder, bei denen er sich sagt: Die Zeit wird es lehren.

Inhalt

des zweiten Bandes.

EN! VIRIDI · PRATO ·
CONSEDIT · PHOEBVS · APOLLO ·

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Niemann, August,

Bakchen und Chyrsosträger Roman

Bd.: 2

Leipzig 1882